

ED - 10619 - 9

Kordkürfe
g. T. geschrieben
von Hugo Sieber zuwick!

Institut für Zeitgeschichte ARCHIV	
Akz. 39/1167	Best. ED 10619
Rep. 12	Kot. 12

WH 31/13.59

DEUTSCHE
BUNDESPOST
025


BUNDESMINISTERIUM
FÜR GESAMTDEUTSCHE
FRAGEN
PUBLIKATIONSSTELLE

BONNEN
14.7.58

Bundesministerium für Gesamtdeutsche Fragen
Publikationsstelle • Bonn • Lennstraße 1

Herrn
Walter Hammer -E-

Hamburg 99
Verstücken 9

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

D. Dr. Eugen Gerstenmaier

LETZTER BLICK

AUF MEINEN FREUND THEO HAUBACH

Er saß rechts von mir an jenem grauen Januartag in dem schäbigen, kleinen Saal, in den sich der Volksgerichtshof 1. Senat, zurückgezogen hatte, nachdem das Kammergericht ausgebrannt war. Freisler hatte am Vormittag begonnen, mit tollender Stimme gegen die Kreisler zu verhandeln. Von wenigen Ausnahmen abgesehen, waren sie alle vor ihm versammelt, soweit sie noch lebten. Peter York, Adam Prott, Hans Haeflén, Reichwein, Leber hatten schon seit Wochen, manche schon seit Monaten hinter sich, was den anderen noch bevorstand. Ruhig, fast zahm, hatte der Tiger am Morgen begonnen. Aber schon als der den ersten vor sich hatte — Alfred Delp, den Jesuitenpater aus München — war es um die Maske geschehen. Der Blutrichter brüllte nach Blut. Wir saßen vor ihm; jeder hatte rechts und links einen Polizeibeamten, so daß jeder von uns vom anderen durch zwei Polizisten getrennt war. Ernst, gefaßt, ruhig, hin und wieder mit leicht nach hinten geneigtem Haupt, den Blick in weite Fernen gerichtet, so sehe ich Theo Haubach noch immer vor mir. Es waren die letzten Blicke, die ich auf den bald danach in die Ewigkeit Gehenden richten konnte. Während ich in der Hauptverhandlung aufgerufen und von meinen beiden Wächtern zwei Schritte nach vorne gebracht wurde, brach Theo Haubach aufstöhnend zusammen. Ein heftiger Anfall von schwerer Gallenkolik, unter der er viel gelitten hatte und die den Kecker für ihn doppelt hart machte, hatte ihn so überwältigt, daß er, der mit einem letzten Aufgebot an Kraft und Willen die Zähne zusammenbiß, aufstöhnend aus dem Saal geschleppt werden mußte. Noch im Beginn der Verhandlung, während Freisler schon völlig ungerührt zugange war, hörte ich auf die Klagebank des Freundes, die aus einem entlegenen Raum bis in den Sitzungssaal herein hallten. Die Verhandlung gegen Theo Haubach mußte abgetrennt werden. Er ist einige Tage später verurteilt worden. Ich habe ihn nie mehr gesehen; aber noch ehe wir vor den hereinziehenden Russen nach Sibirien gebracht wurden, wurde mir erzählt, daß Theo Haubach als Schwerverkranker auf der Traghahn zum Galgen von Plitzensee getragen worden war.

Mehr als Carl Mierendorff hat uns Theo Haubach nahezu vollendet klar und rein die Handlung dargelegt, die wie nichts anderes für viele der Tapfersten und Sensibelsten in unserer Generation kennzeichnend ist. Man kann dazu vieles sagen, denn diese Wandlung hat sich auf vielen Ebenen und in allen wichtigen Lebensbereichen ereignet. Ich denke an manches lange Gespräch während

Nicht, wer sich gezwungen in Gefahr begibt, ist tapfer, noch wer aus Übermut der Gefahr entgegensteht, sondern wer um seiner Erkenntnis willen auf sich nimmt, was die Pflicht des Gewissens fordert. Darin schweige das Leben gefährlicher Taten, und es erlaube sich der Ruhm der aufrechten Seele.

Die Tapferkeit des geraden Bekennens bedarf keiner Gefährdung, so wenig sie sich schrecken läßt, so wenig sie sich schrecken läßt von ihnen. Wer aber Gefahren sucht der Ehre der Welt halber, ist tapfer aus Eitelkeit, das heißt: er ist Scheintapfer, er spielt den Fürchtlosen, weil er das Urteil der Mitwelt fürchtet. Der wahrhaft Tapfere fürchtet kein Urteil, es sei denn das des eigenen Gewissens.

Tapferkeit ist rücksichtsloses Rechtum, ist bedingungsloser Gehorsam gegen den Befehl der selbst erkannten Moral. Wer fremder Moral gehorcht, wer Befehlen folgt, die das eigene Bewußtsein von Gut und Böse verwerfen, der ist nicht tapfer, müßte seine Taten immer denen gleichen, die die Welt als heidnische Werke preist. Ohne den Antrieb des eigenen Herzens kämpfen, um nur Vorwürfe zu vermeiden und Strafen zu entgehen, heißt aus Feigheit tapfer sein, heißt Mühseligkeit mit Mut umpanzern.

Der Todestanz, der alles wagt für die kleine Aussicht, das Leben zu retten, hat mit Tapferkeit nichts zu schaffen. Nicht um Lebens oder Sterbens willen ziemt es sich, tapfer zu sein, sondern um der Seele und des Geistes willen.

Wenn einmal die Zeit gekommen sein wird — und sie muß kommen, sie steigt schon herauf, und die Weltseele ist schwanger mit ihr — die Zeit, da der Kampf der Menschen um geistige Werte geht und der Geist für die Waffen gibt, dann erst wird die Tapferkeit zu ihrer wahren Geltung gehören. Denn dann wird uldular werden, daß der kämpfende Mensch für Zorn des Hasses niemals so tapfer sein kann, wie im Eifer der Liebe. Gleich Mühsam

der Bombennächte, die ich im Kreis der Freunde mit Theo Haubach, meist in der Hortensienstraße 50, in Berlin-Lichterfelde, zuweilen aber auch in seiner letzten Zuflucht an der Heerstraße mit ihm geführt habe. Es waren Gespräche über Gott und Mensch, im Anfang mehr über den Menschen, bis sie sich allmählich immer entschiedener um die Geheimnisse Cortes bewegten. Vor allem seitdem Theo Haubach allein war, nachdem eine britische Fliegerbombe seinen Freund und Weggenossen Carlo Mierendorff unerwartet von uns gerissen hatte, bekamen unsere Gespräche wie von selbst dieses Gefälle. Theo Haubach war auch dabei immer ein Mann geblieben, der der Tat zugewandt, für sie aufgeschlossen blieb und für ihr Gelingen Sorge trug, der praktisch-nüchtern erwog und plante. Auch darin war Theo Haubach seiner Jugend treu geblieben. Aber schon geraume Zeit, bevor Carlo Mierendorff von uns ging, hatte Theo Haubach über den Sinn und Wert alles Planens und Handelns mit einer gewissen Zurückhaltung gedacht. Diese Zurückhaltung galt nicht Zweifeln an der technischen oder moralischen Durchführbarkeit der Beseitigung des Tyrannen, sie galt erst recht nicht seiner politischen, ja geschichtlichen Notwendigkeit, sondern diese Distanz war ein Ausdruck des ständigen ernststen Nachdenkens über das uns, unserer Generation in Deutschland zugefallene Los. Er brauchte sich weniger als mancher andere von uns über Unterlassungssünden beschweren zu fühlen. Denn er hatte, kaum aus dem Krieg zurück, seine Leste, aber zarte Hand dazu gereicht, den Terror zu brechen und die Tyrannei zu verhindern. Er war dabei unterlegen, wie wir alle mit unserem Bemühen schließlich unterlegen sind. Theo Haubach ist darüber weder ein Defaitist noch ein Pessimist geworden, er wurde weder sentimental noch grämlich. Er wurde einfach ernst, nach innen gekehrt, in sich gesammelt, und er begann auf eine neue christliche Weise nach Gott zu fragen. Bei allen meinen engeren und engeren Freunden habe ich ein gleiches Gefälle lange vor der Vollendung der Katastrophe beobachtet. Das uns zugefallene Los, der eherner Ernst, mit dem es sich uns täglich mehr enthüllte, hat diesen Männern eine Erfahrung vermittelt, die am Ende des Buches Hüb in einer die meisten von uns ganz unmittelbar berührenden Form wiedergegeben ist: »Ich hatte von Dir mit den Ohren gehört, aber nun hat mein Auge Dich gesehen.«

Ich weiß, daß mein lieber Freund Theo Haubach in seiner Weise, gleich wie wir anderen, viele, vielleicht alle wahrhaft bedeutenden Phasen eines Menschenlebens durchlaufen hat. Seiner jugendlich-stürmischen Hingabe an den Glanz und die Schönheit der Welt, der Natur wie des Geistes, seinem entschiedenen Willen zur Gerechtigkeit, der ihn früh mit der deutschen Arbeiterbewegung verbunden und in das vordere Glied des deutschen Sozialismus getragen hat, seiner feinsinnigen Nachdenklichkeit, der Präzision seines Denkens, seinem Herzensverhältnis zu den Museen — dem allen ist Theo Haubach bis in die Todeszelle hinein treu geblieben. Aber er ist einen Schritt, einen entscheidenden Schritt über dies alles hinausgetreten. Sein letztes Thema war das große Thema des Vaters der abendländischen Christenheit, Augustin: Gott und die Seele. Angezogen von ihnen Geheimnissen, ist er der Ewigkeit und dem Frieden Gottes entgegengezogen, die ihn heute umfassen.

Nicht, wer sich gewöhnen an Gefahr gewöhnt ist tapfer, auch wer aus Übermut der Gefahr entgegensteht, sondern wer um seiner Erkenntnis willen auf sich nimmt, was die Pflicht des Gewissens fordert. Denn schwachs das Lob gefährlicher Taten, und es erhebt sich der Ruhm der aufrichtigen Seele.

Die Tapferkeit des gewunden Bekenners bedarf keiner Gefährdung, sie weiß sich zu wehren, ist so wenig als sich abwehren läßt von ihnen. Wer aber Gefahren sucht der Ehren der Welt halber, ist tapfer aus Eitelkeit, das heißt er ist schmeichler, er spielt um Furchtlosen, weil er der Urteil der Mitwelt fürchtet. Der wahrhaft Tapfere fürchtet kein Urteil, es sei denn das des eigenen Gewissens.

Tapferkeit ist rückwärtsweises Verhalten, ist bedingungsloser Gehorsam gegen den Befehl der selbst erkannenen Moral. Wer fremder Moral gehorcht, von Befehlen folgt, die das eigene Bewußtsein von Gut und Böse verwerfen, der ist nicht tapfer, mögen seine Taten immer denn gleichen, die die Welt aus haldenden Werke macht. Ohne den Antrieb des eigenen Herzens kämpfen, um im Vorwärts zu vermeiden und Schritte zu entgehen, heißt uns Feigheit tapfer sein, heißt Mutlosigkeit mit Angst umpassen.

Der Todestod, der alles wagt für die bloße Aussicht, das Leben zu retten, hat mit Tapferkeit nichts zu schaffen. Nicht um Leben oder Sterbens willen nennt er sich tapfer zu sein, sondern um der Seele und des Geistes willen.

Wenn einmal die Zeit gekommen sein wird — und sie muß kommen, sie steigt schon herauf, und die Weisheit ist schwanger mit ihr —, die Zeit, da der Kampf der Menschen um geistige Werte geht und der Güter über die Waffen gibt, dann erst wird die Tapferkeit zu ihrer wahren Geltung gelangen. Denn dann wird offenbar werden, daß der kämpfende Mensch im Zorn des Hasses niemals so tapfer sein kann wie im Eifer der Liebe. Erich Mühsam

(aus: Menschen 11.21, Seite 57)

Professor Dr. Hermann I. Brill

Im Frühjahr 1948 übergab die amerikanische Militärregierung für Deutschland dem Länderrat für das amerikanische Besatzungsgebiet das gesamte Material, das bei dem Prozeß gegen die Hauptkriegsverbrecher vor dem Internationalen Militärtribunal und bei den zwölf Prozessen vor dem amerikanischen Kriegsgericht in Nürnberg angefallen war und schloß die Bitte an, daß diese Dokumente für die deutsche Forschung verwendet werden möchten. In langwierigen Verhandlungen errichteten die Landesregierungen von Bayern, Hessen, Württemberg Baden und Bremen das jetzt vom Königsheimer Abkommen getragene Deutsche Institut für Zeitgeschichte in München. Große Mengen in- und ausländischen Materials, Bücher und Zeitschriften sind hinzugekommen, so daß dieses Institut heute als die bedeutendste Forschungsstätte zur Aufhellung des düsteren Verhängnisses, das vor 25 Jahren über Deutschland hereinbrach, angesehen werden kann.

Fest zur gleichen Zeit hat das Regime der SED mit seiner Geschichtsfälschung begonnen. Denn wenn das, was die Forschungsgemeinschaft der VVN bisher an Publikationen herausgebracht hat, richtig wäre, so hätte es in Deutschland nur einen einzigen Widerstand gegen den Nationalsozialismus gegeben: den der KPD.

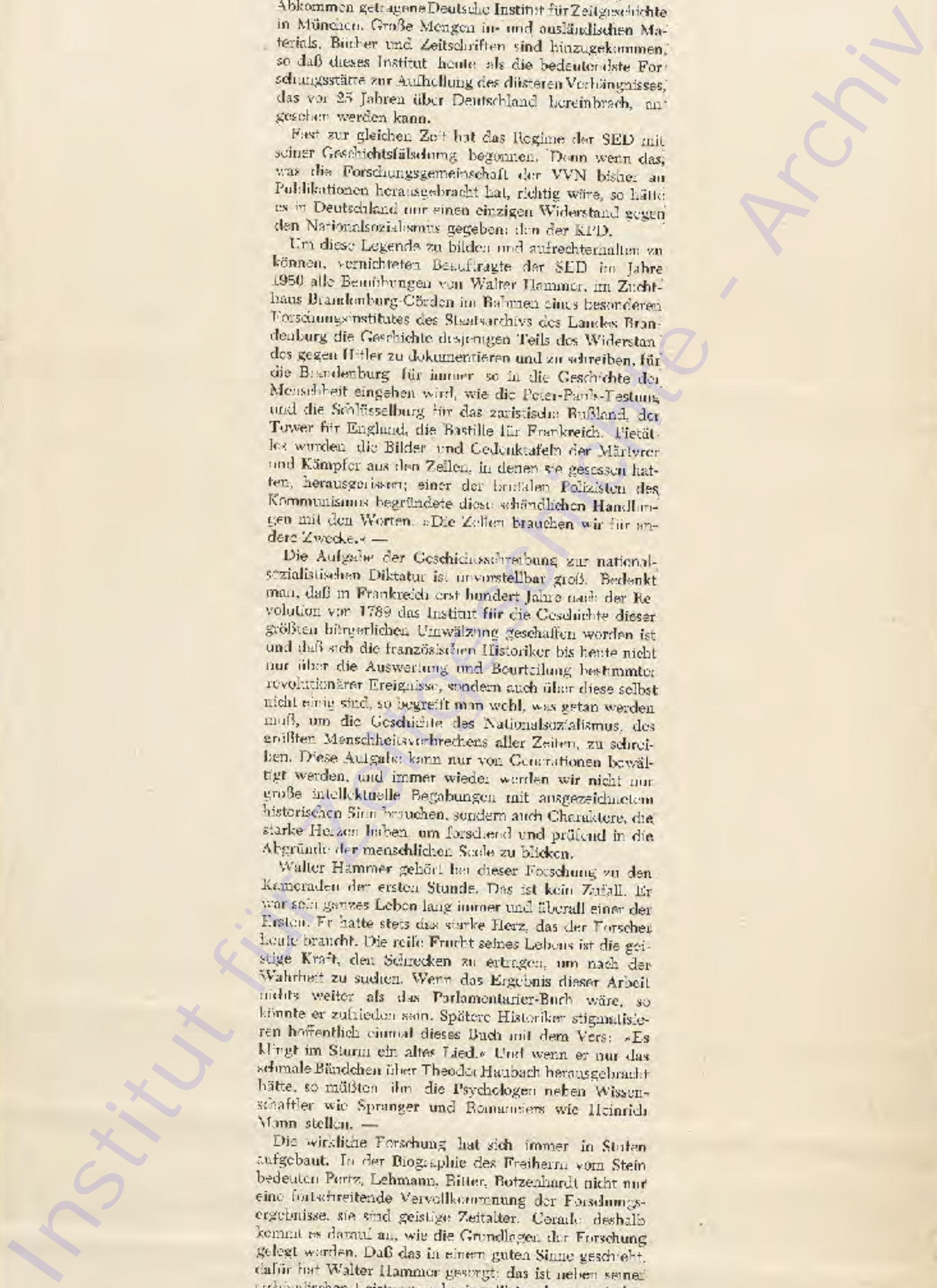
Um diese Legende zu bilden und aufrechterhalten zu können, vernichteten Beauftragte der SED im Jahre 1950 alle Bemühungen von Walter Hammer, im Zuchthaus Brandenburg-Cörden im Rahmen eines besonderen Forschungsinstitutes des Staatsarchivs des Landes Brandenburg die Geschichte desjenigen Teils des Widerstandes gegen Hitler zu dokumentieren und zu schreiben, für die Brandenburg für immer so in die Geschichte der Menschheit eingehen wird, wie die Peter-Pauls-Festung und die Schlüsselburg für das zaristische Rußland, der Tower für England, die Bastille für Frankreich. Hietäher wurden die Bilder und Gedenktafeln der Märtyrer und Kämpfer aus den Zellen, in denen sie gesessen hatten, herausgerissen; einer der brutalen Polizisten des Kommunismus begründete diese schändlichen Handlungen mit den Worten: »Die Zellen brauchen wir für andere Zwecke.« —

Die Aufgabe der Geschichtsschreibung zur nationalsozialistischen Diktatur ist unvorstellbar groß. Bedenkt man, daß in Frankreich erst hundert Jahre nach der Revolution von 1789 das Institut für die Geschichte dieser größten bürgerlichen Umwälzung geschaffen worden ist und daß sich die französischen Historiker bis heute nicht nur über die Auswertung und Beurteilung bestimmter revolutionärer Ereignisse, sondern auch über diese selbst nicht einig sind, so begreift man wohl, was getan werden muß, um die Geschichte des Nationalsozialismus, des größten Menschheitsverbrechens aller Zeiten, zu schreiben. Diese Aufgabe kann nur von Generationen bewältigt werden, und immer wieder werden wir nicht nur große intellektuelle Begabungen mit ausgezeichnetem historischen Sinn brauchen, sondern auch Charaktere, die starke Herzen haben, um forschend und prüfend in die Abgründe der menschlichen Seele zu blicken.

Walter Hammer gehört bei dieser Forschung zu den Kameraden der ersten Stunde. Das ist kein Zufall. Er war sein ganzes Leben lang immer und überall einer der Ersten. Er hatte stets das starke Herz, das der Forscher heute braucht. Die reife Frucht seines Lebens ist die geistige Kraft, den Schrecken zu ertragen, um nach der Wahrheit zu suchen. Wenn das Ergebnis dieser Arbeit nichts weiter als das Parlamentarier-Buch wäre, so könnte er zufrieden sein. Spätere Historiker stigmatisieren hoffentlich einmal dieses Buch mit dem Vers: »Es klingt im Sturm ein altes Lied.« Und wenn er nur das schmale Bündchen über Theodor Haubach herausgebracht hätte, so müßten ihm die Psychologen neben Wissenschaftler wie Spranger und Romaniers wie Heinrich Mann stellen. —

Die wirkliche Forschung hat sich immer in Stufen aufgebaut. In der Biographie des Freiherrn vom Stein bedeuten Portz, Lehmann, Ritter, Botzenhardt nicht nur eine fortschreitende Vervollkommenung der Forschungsergebnisse, sie sind geistige Zeitalter. Gerade deshalb kommt es darauf an, wie die Grundlagen der Forschung gelegt werden. Daß das in einem guten Sinne geschieht, dafür hat Walter Hammer gewirkt: das ist neben seiner archivalischen Leistung und seiner Totenerhebung sein besonderes Verdienst. Dafür sei ihm im Namen derer, die nach uns kommen werden, an seinem 70. Geburtstag gedacht.

Hermann Brill
Brandenburg-Cörden Nr. 632/33



54 60 6

Jacob

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

S. 7 60 S. 12

Rigg

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Nach dem ersten Weltkrieg fanden sich junge Menschen, überwiegend Lehrer, Studenten und Journalisten, zusammen, die, der deutschen Jugendbewegung angehörend, über die Grenzen ihres Vaterlandes hinaus nach gleichgesinnter Jugend in anderen Ländern suchten. Der Haß gegen den Wahnsinn des Krieges und der Wille zum Aufbau einer neuen Welt, gegründet auf »eigener Verantwortung und innerer Wahrhaftigkeit« der Jugend, waren die Motive dieser über nationalen Bewegung.

Schon im Jahre 1919 wurde von einer Reihe deutscher und österreichischer junger Menschen, die aus dem Krieg heimgekehrt waren, die »Weltjugendliga« gegründet. Ihr Ziel war Weltfriede und Völkerverständigung. Im Glauben, daß Verständigung zwischen Völkern nur erreichbar sei durch die individuelle Begegnung von jungen Menschen verschiedener Nationen, schlug diese Gruppe zunächst die praktischen Wege der Briefwechselvermittlung und des Zeitschriftenaustausches ein, wodurch im Laufe der Jahre Tausende miteinander in Verbindung traten. Später wandte sich die Gruppe der Vorbereitung und Durchführung von internationalen Jugendtreffen zu.

Die nordische Jugendtagung in Hellerau bei Dresden 1922, das deutsch-französische Jugendtreffen in Freiburg im Spätsommer 1923, der auf der Zweiten Meißner-Tagung im Oktober 1925 zum Ausdruck gekommene Wille, der französischen Jugend über die Grenze die Hand zu reichen, die Teilnahme vieler junger Deutscher an dem Kongreß der »Jeune République« in London im Herbst 1924 — das sind einzelne Phasen dieser Entwicklung, an der die »Weltjugendliga« führend beteiligt war.

Von Anfang an fanden diese Bestrebungen die begeisterte Unterstützung Walter Hammers, der in seinen »Junge Menschen«, der »Junge Gemeinde« und im »Fackelreiter« publizistisch den Ideen und Funktionen der »Weltjugendliga« stets zu weiter Verlautung verhalf. Die bedeutendsten der im Fackelreiter-Verlag veröffentlichten Bücher waren Dokumente weltverbindender Gesinnung und echte »Waffen« im Kampf der Jugend für den Frieden.

Die Zahl der Mitglieder der »Weltjugendliga«, die unter diesem Namen vor allem in Deutschland, Österreich, Polen und in der Schweiz bestand und in anderen Ländern unter ähnlichem Namen arbeitete, war niemals sehr groß. In Deutschland selber war die Hauptleitung meist in Berlin und zeitweise in Frankfurt am Main; Ortsgruppen existierten in einer Reihe von Städten. Aber ihr Einfluß reichte weit über ihre Mitgliedschaft hinaus; unorganisierte Jugend, Angehörige anderer Jugendbünde, ganze Schulklassen beteiligten sich am internationalen Briefwechsel, am Zeitschriftenaustausch, und vor allem an den Tagungen.

Im Jahre 1925 fand in Chevreuse bei Paris ein großes Zeltlager unter Leitung des Führers der französischen ethisch-pazifistischen Gruppe »Trait d'Union« statt, zu dem nicht nur europäische junge Menschen, einschließlich deutscher Jugend verschiedener Richtungen, gekommen waren, sondern auch eine Gruppe junger Amerikaner. Hier traten die Vertreter der britischen, holländischen und amerikanischen Gruppen mit dem Plan hervor, einen Weltbund der Jugend für den Frieden zu gründen. Insbesondere wandten sie sich an die deutsche Jugend. Ihr Aufruf an Deutschlands Jugend für die Gründung eines solchen Weltbundes und die Einberufung eines Weltjugendkongresses für 1928 wurde in den »Junge Menschen« veröffentlicht und — zusammen mit einer Antwort deutscher Gruppen — auch als Flugblatt der »Weltjugendliga« verbreitet.

Das Weltjugendtreffen auf der Frensburg im August 1927 war in erster Linie eine Vorbereitung der deutschen Jugend für den kommenden Weltjugendkongreß. Die Frensburgtagung war getragen von dem Wunsch, eine möglichst breite Basis derjenigen zu erreichen, die ihre Aufgabe in der Schaffung eines wirklichen Friedens sahen; es nahmen daher Angehörige fast aller Richtungen — politisch gesehen — teil, aber auch Ausländer waren verhältnismäßig stark vertreten. Den Höhepunkt bildete die Rede Fritz von Unruhs am Feuerstoß.

In den Monaten danach wurde — unter Leitung des auf der Frensburg gewählten »Engeren Ausschusses« — die Arbeit in Ortsgruppen, Gauen und zentral im Reich fortgesetzt. Besondere Wert wurde auf die Verbindung mit den großen Jugendbünden gelegt. Kurz vor dem Kongreß erschien die Broschüre »Für einen Weltbund der Jugend«, eine übernationale Aussprache, bei der alle Richtungen deutscher Jugend, die in der Weltbundarbeit standen, zu Wort kamen. International wurde der Weltjugendfriedenskongreß 1928 durch ein internationales Komitee vorbereitet, in dem Deutschland natürlich vertreten war.

Der Weltjugendfriedenskongreß fand im August 1928

in einem Biscuitschlager in Eerde (Holland) statt. 450 Delegierte waren erschienen. Alle fünf Erdteile, 30 Nationen, 18 internationale Jugendorganisationen (wie z. B. die Sozialistische Jugendinternationale, die Weltorganisationen der YMCA und YWCA, der Pfadfinder — Boy Scouts — usw.) waren vertreten. Die stärksten Delegationen stellten England, USA, Holland und Deutschland. Die deutsche Delegation war so bunt wie möglich: alle Konfessionen, fast alle politischen Richtungen und viele freie Jugendbünde waren anwesend. Die Tagung erhielt ein besonderes Gepräge durch die Teilnahme junger Menschen aus Asien und Afrika; die Befreiung der Kolonien und das Selbstbestimmungsrecht der dort lebenden Völker waren Hauptdiskussionspunkte. In den Beratungen der Kommissionen für sozial-wirtschaftliche, politische, pädagogische, religiös-geistige Fragen und für Rassen- und Minderheitenprobleme wurde die wesentliche Facharbeit des Kongresses geleistet. Die Vollversammlung am Ende des Kongresses nahm ein Aktionsprogramm an. Es war während des Kongresses klar geworden, daß die Gründung eines Weltbundes der Jugend im damaligen Zeitpunkt als verfrüht angesehen werden mußte. Der ungelebte Zwiespalt zwischen der westlichen Welt und der Sowjet Union war der Hauptgrund für diese schmerzliche Einsicht. Aber das Zusammenleben Hunderte von Menschen aus allen Teilen der Erde während jener zehn Tage, die Aussprachen persönlicher Art und in Versammlungen, gemeinsames Singen und Tanzen, machten tiefen Eindruck auf alle, die gekommen waren.

In den folgenden Jahren fanden noch ein paar Tagungen des Internationalen Führerausschusses statt, dem die Fortführung der Idee eines Weltbundes der Jugend für den Frieden aufgetragen worden war. Die Weltjugendliga führte ihr Programm weiter; das letzte Treffen dieser Gruppe fand im Jahre 1932 auf dem Lauenstein statt.

Der Wahnsinn der Jahre 1933 bis 1945 vertrieb die Menschen guten Willens, die aktiv im Kampf der Jugend für den Frieden gestanden hatten. Nach dem zweiten Weltkrieg brach überall — und besonders auch in Deutschland — der Wille junger Menschen, einer neuen Generation, durch ein Band der Jugend über die Grenzen hinweg zu schaffen.

Mit Walter Hammer, der sein Leben dem Wirken für Frieden und internationale Verständigung gewidmet hat und mit dem ich in dieser Arbeit in den zwanziger und frühen dreißiger Jahren eng verbunden war, teile ich den heißen Wunsch, daß die junge Generation von heute dem Ideal eines wahren Friedens näherkommen möge.

John Otto Reichenmann

Wolfgang Abendroth

Unmittelbar nach der Besetzung Brandenburgs durch die sowjetische Armee bemühte sich Walter Hammer — der, wie alle anderen politischen Gefangenen, die das Dritte Reich überlebt haben, seine Freiheit wiedererhalten hatte —, die Materialien über den nationalsozialistischen Terror im Zuchthaus Brandenburg sicherzustellen und zu versuchen, den zahllosen Opfern der Hinrichtungen, die hier stattgefunden hatten, eine würdige Gedenkstätte zu verschaffen.

Leider wurden nur in wenigen Strafanstalten und Konzentrationslagern ähnliche Unternehmen eingeleitet. Es bedarf kaum eines Hinweises, daß der künftigen Erforschung des Widerstandes gegen das unmenschliche System Hitlers und der Unterdrückungsmaschinerie des Nationalsozialismus ein unendliches Quellenmaterial erschlossen worden wäre, wenn Walter Hammers Beispiel überall Nachahmung gefunden hätte. So verständlich es sein mag, daß in jenen Monaten des Chaos, der Auflösung und des Hungers, die der Okkupation Deutschlands durch die großen Mächte folgten, die nunmehr befreiten aktivistischen Kämpfer für Humanität, Demokratie und Sozialismus, die vorher hinter Gittern gewessen hatten, sich überall den praktischen Aufgaben des Tages zugewendet und ihre Märterstätten verlassen haben, so verdient Walter Hammers damaliger stiller Dienst am Gedanken an die zahllosen Toten dieses Ringens und an der Vorbereitung späterer systematischer Forschungsarbeit doch um so mehr dankbar hervorgehoben zu werden.

Ricarda Huch hatte in jenen Wochen gleichfalls zur Sammlung von Materialien aufgefordert; das Material, das durch ihren Aufruf zusammenkam, ist nach ihrem Tode zum großen Teil zurückgegangen worden. Aber ihrem Namen und Walter Hammers späterer systematischer Arbeit an den gleichen Aufgaben ist es zu danken, daß später in Günther Weisenborns »Lautloser Aufstand« so reiche Anknüpfungen gegeben werden konnten.

Walter Hammer war es nicht beschieden, sein Werk in Brandenburg zu Ende zu führen. Die optimistischen Hoffnungen eines Großteils auch der nichtkommunistischen politischen Gefangenen, daß im Bereich der sowjetischen Besatzungszone ein menschliches und demokratisches Klima entstehen würde, das freie wissenschaftliche Forschung und gerechte Würdigung auch derjenigen Opfer des NS-Staates, deren politische Auffassungen denen der damals noch stalinistisch beherrschten UdSSR nicht entsprachen, erlauben würde, erwiesen sich sehr bald als Illusion. Dem engherzigen Jammern Oberbürger-

19

ED-10019-8

Archiv

Institut für

meister von Brandenburg erschienen zudem alle praktischen Anforderungen des Tages samt den Zugeständnissen an die Besatzungsmacht vielfach wichtiger, als die sorgfältige Sammlung des Tatsachenmaterials über die zahllosen Zuchthauskameraden, die in Brandenburg auf Grund der Urteile nationalsozialistischer Gerichte ermordet worden waren. Walter Hammer war zunächst durch den Kultusminister des Landes Brandenburg offiziell mit dieser Arbeit betraut worden; er wurde Direktor des »Forschungsinstituts Brandenburg« im größeren Rahmen des Landesarchives Brandenburg in Potsdam. Bald darauf wurde er persönlich mit neuen Verfügungsmaßnahmen — namentlich von einer anderen totalitären Staatsgewalt — bedroht und mußte fliehen. Das Ergebnis seiner Arbeit konnte er nicht retten. Es blieb zurück und verkam.

Gleichwohl blieb ihm ein Grundstock erhalten, den er in die westlichen Zonen mitnehmen konnte, als er sich gezwungen sah, vor dem Druck der stalinistischen Herrschaftsmaschine zu weichen. Sein Wille, die Grundlagen dafür zu schaffen, den Cegnern und Opfern des nationalsozialistischen Systems durch Ausschöpfung aller Quellen ein Denkmal zu setzen, blieb ungebrochen. Diese Arbeit ist seitdem zu seiner Lebensaufgabe geworden.

Walter Hammer hat dabei zunächst kaum öffentliche Unterstützung und Anerkennung gefunden. An sich war es die Pflicht des Staates und seiner wissenschaftlichen Institutionen gewesen, sich sogleich dieses Werkes anzunehmen und anzuerkennen, daß ein geistig so bedeutsamer ehemaliger Widerstandskämpfer auf dem Felde derartiger Forschungstätigkeit mehr zu leisten vermag, als es offiziöse Professoren können, die in den Jahren, die dem Sieg des Dritten Reiches folgten, keine kontinuierlichen eigenen Erfahrungen mit dessen illegaler Bekämpfung und mit seinen Kerkern anzuweisen hatten. Die restaurative Situation, die das deutsche Denken nach der Währungsreform beherrscht hat, schloß jedoch die Möglichkeit aus, daß hier aus öffentlichen Mitteln sofort geholfen werden konnte. So hat Walter Hammer nicht nur seine Arbeitskraft, sondern auch jeden Groschen, den er ersparen konnte, in das Archiv investiert, das nunmehr in seiner Wohnung in Hamburg entstand.

Es ist ihm gelungen, wichtigste Materialien aus Haftstätten wiederzuerlangen, die Anskauflisten über viele Gefangene geben: Listen von Hingerichteten mit Angabe des Hinrichtungsdatums, Listen von Gefangenen, die zum großen Teil nach der Aufschlüsselung harren, weil, abgesehen von Namen und Nationalität, keine näheren Angaben darin enthalten sind. Er konnte in systematischer — mit fast kriminalistischer Sorgfalt betriebener — Sucharbeit viele Schicksale klären und von hier aus vielfachen Widerstandsgruppen auf die Spur kommen, die sonst längst vergessen wären. Er konnte darüber hinaus eine reiche Sammlung von Urteilen, die in den 12 Jahren des tausendjährigen Reiches in politischen Prozessen gefällt wurden, anlegen, die Rückschlüsse auf Tätigkeit, Organisation und Verhalten einer großen Fülle von Widerstandsgruppen verschiedenster politischer und sozialer Herkunft während der unterschiedlichen Phasen der Entwicklung des totalitären Staates in Deutschland erlauben. Vor allem hat er aktenmäßig urkundliche Angaben, Briefe und Zeugenaussagen über Handlanger am Widerstandskampf betrogene Persönlichkeiten zusammengetragen, ohne die niemand auskommen kann, der künftig wissenschaftlich begründete Aussagen über Soziologie und Geschichte des Widerstandskampfes des deutschen Volkes gegen das Dritte Reich zu machen gedenkt.

Im Mittelpunkt seiner Interessen hat stets die persönliche Würdigung deutscher Männer und Frauen gestanden, die zu jener Minderheit gehört haben, deren Charakter immer den Verlockungen und Drohungen des »Dritten Reiches« standhielt. Um ihnen einst ein würdiges Denkmal setzen zu können, hat er sich in zahllosen Fällen bemüht, mit den Angehörigen von Ermordeten und Hingerichteten Fühlung zu nehmen und auch Photographien und Bilder der Toten in seinem Archiv zu vereinigen.

Seine Publikationen über die verfolgten Parlamentarier und insbesondere über Theodor Haubach haben nur den kleinsten Teil dieses unendlichen Materials ausgewertet. In zahlreichen kleineren Druckschriften und auch in Zeitschriften hat er darüber hinaus andere Bestandteile seines Arbeitsergebnisses der Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Insgesamt hat sein Archiv noch immer der Auswertung — und es wächst noch ständig.

So hat Walter Hammer durch sein Archiv künftiger Forschung auf einem Gebiet für lange Jahre wertvollste Vorarbeit geleistet, das durch die bisherige Arbeit der deutschen Wissenschaft sträflich vernachlässigt wurde: dem des Königs der deutschen Opposition mit dem totalitären Staat Hitlers.

Seine Materialien können und werden dazu beitragen, jene einseitigen Vorstellungen anzuräumen, daß sich die deutsche Widerstandsbewegung auf den einmaligen Akt des 20. Juli 1944 und seine Vorbereitung beschränkt habe. Sie machen die ganze Breite dieser Bewegung, ihr Entstehen in der Tradition der deutschen Arbeiterbewegung und der modernen humanitär-demokratischen Gruppen, ihre Verbindung mit Traditionen der nicht nationa-

Institut für

Archiv

lischen Teile der deutschen Jugendbewegung, ihre Verankerung in bestimmten sozialen Schichten schon zu einer Zeit, in der die Oberschichten noch durchweg mit Hitler kollaborierten, deutlich.

Es bleibt zu hoffen, daß Walter Hammer in seinen kommenden Lebensjahren stärkere öffentliche Unterstützung zuteil wird, so daß er sein Archiv mit der genügenden Anzahl von technischen Hilfskräften ausbauen und in repräsentativen neuen Veröffentlichungen aus seiner Feder dem deutschen Volke zugänglich machen kann. Es unterliegt keinem Zweifel, daß in späteren Jahrzehnten kein Historiker an ihm vorbeigehen kann, der über die Periode der tiefsten Erniedrigung Deutschlands arbeitet.

Wolfgang Abendroth

Pierre Grégoire

Ich möchte, lieber alter Leidensgefährte, Dich zuerst besuchen, wiewohl Du das siebente Jahrzehnt Deines Lebens bereits überschritten hast, das Epitheton «alte» im Sinne von «einstig» oder «ehemalig» zu begreifen und mir zu glauben, wenn ich sage, daß Deine literarische Aktivität im Dienste freier Konzentrationslager- und Zuchthausfreunde vor, sobald ich im Geiste Deine physische Gestalt beschweife, den Eindruck eines Mannes vermittelt, den ich vor fünfzehn Jahren zufällig im Berliner «Alex» und etwas später in den Sachsenhausener Todesschulen als einen ruhig schaffenden und überlegen wirkenden Freiheitsverteidiger habe treffen dürfen, der nicht einmal in den Zuchthäusern der Verzweiflung die Hoffnung auf eine erfolgreiche Weiterführung seiner Friedenskampagnen verlor.

Deine Nachkriegsarbeit im deutschen Osten und, nach Deiner Flucht, im deutschen Westen als Verherrlicher der Opfer, die im Nazisturm fielen, und als Historiker eines grandiosen Zeitabschnittes haben nur das Bild vertieft können, das ich seit unseren gemeinsam ertragenen Häftlingstagen in meinem Gedächtnis ad maximum gloriam amicitiae festgehalten habe.

Von Zeit zu Zeit sehe ich mich gezwungen, Deine literarischen und editorischen Unternehmungen als eine ununterbrochene Reihe von guten Taten dort zu loben, wo Du vor 1940 als Flüchtling einige glückliche, weil ungefährdete Stunden hast verbringen dürfen. Deine Hastlosigkeit im Verfolge einer Mission, die nichts weniger als die Revivifikation der Toten und Verschwundenen bezweckt, von denen die wieder leidlich gewordenen Gegenwart am liebsten nicht mehr reden hören möchte, wohl weil in der Leichtlebigkeit das Gewissen derer, die zu vergessen trachten, empfindlicher geworden ist für die kleinere wie für die größere Mitschuld an den Dachau- und Sachsenhausenverbrechen, läßt mich jedesmal, wenn ein neues Werk Deines Geistes als ein weiterer Akt Deiner Ehrenrettungsbestrebungen in meine Hände gelangt, die Unerschütterlichkeit Deiner äußeren und inneren Kräfte bewundern, deren Verbindung Meisterleistungen nach dem Gelingen, wenn die dokumentarischen Voraussetzungen zu fehlen schienen und selbst die Bestgeinten am Zustandekommen der wissenschaftlichen Arbeit zu zweifeln wagten.

Den erstaunlichsten Beweis für die Richtigkeit dieser Behauptung sehe ich in Deiner prachtvollen (hier zaudere ich, wünsche, den Ausdruck der Schönheit und der Verzuckerung auszumerzen, weil er im Zusammenhang mit dem furchtbaren Inhalte einen peinlichen und peinigenden Kontrast erzeugt, überlege eine Weile und lasse stehen, was da anzupunktum begehrt, da ich nur die greif- und sichtbar gewordene Folge Deiner Forschungen im Auge habe) also: Deiner prachtvollen Publikation «Hohes Haus in Honkes Hand», die Du, versehen mit dem Untertitel: «Rückschau auf die Hitlerzeit, auf Leidensweg und Opfergang Deutscher Parlamentarier», in der Europäischen Verlagsanstalt, Frankfurt am Main, hast erscheinen lassen.

Du weißt ja, daß ich, am eigenen Körper, sozusagen, die Sterbesänge der Hennig, Sandner, Thesen und Schöeller beispielsweise, habe mitverspüren müssen, da wir in der gleichen Baracke den Ablauf unseres gemeinsamen Dramas zu erleben hatten; sie sind erschlagen worden, während mir, nach einer Höllenfahrt durch das Monllagen Mauthausen, mit hundert anderen Kameraden das Wunder der Befreiung und der Heimkehr hat erblühen dürfen. Etliche aus dieser Hundertschaft sind in Deiner Publikation zur Erde gekommen. Etliche wirken nun im Osten gegen die Grundsätze, die unseren Kampf im Kassetz einsinnig und eindeutig und deshalb stark und wirksam gemacht hatten.

Dieses Faktum siehst Du, läßt die überwunden geglaubte Trauer in mein Herz zurückkehren und bewirkt, daß ich inmitten meiner Spannung beim Blättern und beim Bilderbetrachten einer Stimmung ausgeliefert werde, die nichts anderes als ein schreckvolles Bedauern darüber ist, daß doch viele — viel zu viele — edle Frauen und Männer (und unter diesen einer, den ich erwähnen muß, weil Du ihn, als luxemburgischen Parlamentarier hast übergehen müssen, nämlich den Prälaten Jean Origer) umsonst ihr Leben dahingegeben hatten.

Ein ergreifendes Buch, lieber Walter, das Du geschrieben, ein wichtiges Buch, das ich auch ein notwendiges

diges nennen möchte, obwohl unsere neuerstandenen Gegner es als ein überflüssiges oder gar gefährliches totzuschweigen sich bemühen, allein es ist in seinen äußersten Ergebnissen, ein trostloses Werk, da die glorifizierten Opfer keine Geschlossenheit des Denkens und des Einsatzes bei denen erzwingen hatten, die glücklicher als sie gewesen sind und heute eine einzige Phalanx begeisterter Testamentsvollstrecker zu bilden hätten. Weder Deine Kurzbiographien noch Deine Einführungstexte lassen diese Gemeinschaft im Fühlen derer aufluchten, die vor anderthalb Jahrzehnten zusammen gelitten und gegen einen gemeinsamen Feind gestritten haben.

Diese Erkenntnis müßte mich mit Wehmut schlagen, wenn ich nicht wüßte und sähe, daß Du, als ein Sach- und Gedächtniswahrer aller, als ein parsprototo, sozusagen, das Versagen der Mehrheit durch ein verhundertfachtes Schaffen zu leugnen unternimmst. Von diesem Blickwinkel aus betrachte ich erneut Deine Arbeit, sehe, daß sie gut ist, freue mich der Wirkung, teile Deine Hoffnung und grüße Dich in alter Freundschaft.

Pierre Gégouze

Willi Eichler

An Walter Hammer zu danken oder über ihn zu sprechen heißt zunächst, sich an seine ausgezeichnete und vorbildlich redigierte Zeitschrift »Junge Menschen« zu erinnern.

Es ist ein Zeichen des Rückgangs unserer kulturellen und publizistischen Möglichkeiten, daß wir heute kein auch nur annähernd so hervorragendes Sprachrohr für die Jugend haben wie damals in den »Junge Menschen«.

Wohin lag sein besonderer Wert, seine besondere Anziehungskraft?

Walter Hammer war erfüllt von dem Aufgebot einer Jugendbewegung, die sich auf dem Hohen Meißner entschlossen hatte, ihr Leben »aus eigener Bestimmung, eigener Verantwortung und mit innerer Wahrhaftigkeit« neu zu gestalten. Das war kein kleines Vorhaben — um so mehr, als dieses Gelöbnis auch zu Haltungen führen konnte, die zu ihm selber in Widerspruch standen. Das war damals nicht anders als heute. Aus eigener Verantwortung »sein Leben zu gestalten« kann ja nichts anderes bedeuten, als auch die Verantwortung zu übernehmen für die Bedingungen, unter denen die Gestaltung eines Lebens möglich ist, also für die Gestaltung auch des öffentlichen Lebens.

Diese Gestaltung aber ist die Politik. Sie ist unser Schicksal. Entweder gestalten wir es selbsttätig mit, oder wir nehmen es hin, daß andere es für uns mitgestalten!

Und hier setzte das Dilemma der Jugend damals ein, und hier befindet sich ein Teil von ihr auch heute noch — übrigens gilt das für viele Menschen, die längst der Jugend entwachsen sind. Denn in der Politik gibt es selten geradlinige Wege, gibt es fast nur Umwege; sie ist ohne Kompromisse nicht möglich, und immer kann es geschehen, daß Kompromisse den Menschen und seine Pläne und Grundsätze kompromittieren, der sich zu leicht, zu unbedacht oder zu charakterlos darauf einläßt.

Der »inneren Wahrhaftigkeit« vieler junger Menschen schien es damals zu entsprechen, »kompromißlos« sich zu entscheiden für eine Abkehr von Kompromissen, ohne die Politik nicht denkbar ist, und also für eine Abkehr von der Politik selber.

Solche Haltung ist unalt. Schon Konfuzius hatte sich mit ihr auseinandergesetzt: »Wer nur auf die Reinheit seiner eigenen Seele aus ist, der bringt die großen menschlichen Beziehungen in Unordnung. Dadurch, daß der Edle ein Amt übernimmt, tut er seine Pflicht.«

Walter Hammer begriff in seltener Sicherheit die Gefahren beider Haltungen: der »kompromißlosen« politischen Abstinenz, die den politischen Geschäftsmachern den Weg freigibt, aber auch der opportunistischen Bereitschaft, Kompromisse schneller einzugehen als unbedingt nötig.

Seine »Junge Menschen« waren ein getreues Spiegelbild dieser Einsicht. Das Bekenntnis zur politischen Verantwortung der Jugend war das ständige Thema seiner Arbeit, und er ließ es nicht bewenden sein beim Predigen dieser abstrakten Formel — er zeigte der Jugend die Aufgaben, die sich ihr im einzelnen anboten: eine demokratische und republikanische Haltung im ständigen Kampf gegen eine Klassenjustiz, eine menschenfeindliche Bürokratie, einen revanchellustigen Militarismus, ein teils mockeriesche, teils unumgängliche Kulturfremdlichkeit, eine herrschtsüchtige Industriellenschicht. Aber er erschöpfte sich nicht im Kampf gegen das Negative der Ewig-Gestrigen. Die »Junge Menschen« präsentierten in Kunst, Wissenschaft und Politik die Anreger, die Vorbilder, die Erzieher, die gestaltenden Kräfte, die der Jugend ein Leitbild boten.

Dies war es, was auch Hammers Werk für dauernd verband. In seinem Fackelreiter-Verlag setzte er später seine Arbeit fort. Auch hier wirkten wir im Kampf gegen die heraufdämmernde Nazi-Finsternis lange auf derselben Linie.

Nach der »Machtergreifung« trafen wir uns zu einem Spaziergang — unsere Wohnungen waren für ein Trolchen nicht mehr sicher genug. Sollte der Kampf gegen die neue Tyrannei fortgesetzt werden, illegal natürlich?

ED 196/9-12

18

Hatte er Aussicht auf Erfolg? Sollten wir ins Ausland gehen, dort aufklärend wirken über die ungeheuerlichen Taten eines Regimes, die vom Ausland nur zögernd zur Kenntnis genommen wurden? Wir entschlossen uns, weiterzukämpfen und in Deutschland zu bleiben, solange es nur ging. Wir waren uns einig, an diesem Regime gab es nichts zu verbessern; da war nichts »Schlimmeres zu verhindern«, denn es war das Schlimmste; da gab es also wirklich »keine Kompromisse« — sinnvolle Politik im Nazireich war nur der Kampf dagegen, sein Sturz.

Wir trafen uns später in Paris, wo ich selber, in Dänemark, wo er schließlich gelandet war. Ich gab in Paris eine Wechenschrift heraus, die auch den illegalen Kämpfern in der Heimat zugänglich war. Walter Hammer »bearbeitete« die vielen Deutschen, die Dänemark besuchten und denen er durch Reden, Schriften und persönliche Bekanntschaften einen Einblick gab in das voranstehbare Verhängnis, in das Hitler Deutschland und die ganze Welt zu stürzen offensichtlich in Begriff stand.

Die widerrechtliche Besetzung Dänemarks bedeutete das Ende der Freiheit Walter Hammers. Für den Rest der Hitlerzeit wurde er ins Konzentrationslager Sachsenhausen und ins Zuchthaus Brandenburg gesperrt.

War es verwunderlich, daß er nach der Befreiung daran ging, für die Nachwelt das Heldenepos der Widerstandskämpfer zu schreiben, ihre Taten in Wort und Bild zum Gedenken und zur Nacheiferung festzuhalten?

Einige Jahre lang ließ das Regime in Brandenburg Walter Hammer gewähren, dann wurde er auch ihm zu un bequem — ein solcher Charakter konnte auch mit dieser totalitären Herrschaft schließlich nicht zu einer Zusammenarbeit kommen, so wenig, daß sie nicht einmal seine Arbeit zu Ehren der Widerstandskämpfer telegrafieren konnte. Wie leicht konnten auch die dem kommunistischen Regime Unterworfenen auf den Gedanken kommen, daß auch diesem System gegenüber Widerstand möglich und nötig sei!

So mußte sich Walter Hammer erneut auf die Flucht begeben; all sein mühsam zusammengelagertes Material mußte er zurücklassen.

Unbeint, von Krankheit geplagt, ging der fast 65jährige im Westen wieder an seine selbstgestellte Aufgabe. Sein Erinnerungsbuch an Theodor Haubach erschien und die hervorragende und erschütternde Darstellung des »Hohen Hauses in Henkershand«, das furchtbare Schicksal der Parlamentarier beschreibend, das Hitlers Schergen ihnen bereitere. Auch bei diesen Arbeiten hatte ich das Glück, ihm helfen zu können.

Jetzt ist Walter Hammer also 70 Jahre. Und alle seine Freunde werden seiner an diesem Tag besonders dankbar gedenken. Wir haben Grund dazu. Nicht viele sind mir bekannt, die mit den harten Anforderungen, die ein ausgeprägtes Pflichtgefühl sie an sich selber und an andere zu stellen heißt, eine so tief den Menschen und alle lebendige Kreatur achtende und liebende Grundhaltung verbinden wie Walter Hammer. Angesichts dieser Grundhaltung, die ihn vor jeder Resignation bewahrt, muß man an die Charakterisierung eines alten äthnischen Politikers denken, dem seine Freunde nachsagten: »Das ist einer, der weiß, daß es nicht geht und der dennoch weitermacht.«

Ist das »unrealistisches« Verstehen, himmelstürmender Utopismus?

Weit entfernt — es ist die wirklich realistische Einsicht, daß das Vollkommene, das die Sehnsucht des Menschen in seinen Ideen erfüllt, in der Natur nicht realisierbar ist, daß aber die Selbstachtung des Menschen, ohne die er vor sich selber nicht bestehen kann, ihm gebietet, das persönliche und das öffentliche Leben ständig an dem unerreichbaren Leitbild zu messen und danach zu gestalten!

Mag es uns vergönnt sein, auch den 80. Geburtstag Walter Hammers in diesem Geist zu erleben!

Willi Eichler

Fritz Eder

1908 war Walter Hammer zwanzig Jahre alt. Das Wilhelminische Reich schien fest gegründet. Es gehörte mit seinem Außenhandel, seinen Kolonien, seiner aufstrebenden Wirtschaft zu den Weltmächten jener Zeit. Und vor allem zeigte sich seine Macht in der größten Landarmee der Welt und dazu einer höchst beachtlichen Flotte.

Dennoch spürten feinfühlig Menschen die heran nahende Katastrophe. Die Spannungen und Gegensätze zwischen den Weltmächten wuchsen. Mangelnde Versöhnungsbereitschaft, Großmannsucht auf vielen Seiten — auch und gerade in Deutschland —, konnten mit der Fortsetzung des Wettrennens zu militärischen Konflikten führen. Und im Inneren Deutschlands gab es eine Fülle ungelöster sozialer und politischer Probleme. Das Dreiklassenwahlrecht hielt im größten Lande Deutschlands, in Preußen, einen erheblichen Teil der Bevölkerung, und zwar gerade die für den Aufbau der neuen Industriemacht unentbehrliche Arbeiterschaft, von der Mitbestimmung im Staat fern. Die Reichsregierung war nur dem Kaiser und keinem gewählten Parlament verantwortlich. Verdeckt aber wurden die Konflikte durch den Husch jener Zeit, die Nippesfiguren, die Selbstgeliebtheit. »Lieb' Vaterland, magst ruhig sein...«

In jenen letzten Jahren des Kaiserreiches hatte eine immer stärker werdende Bewegung die junge Generation erfaßt. Zum Wandervogel und der Preussischen Jugend, den auf dem Hohen Meißner zusammengekommenen vielfältigen Gruppen der Jugendbewegung, war inzwischen auch die arbeitende Jugend gestoßen. Von Mannheim und Berlin aus hatten sich allorts Gruppen junger Menschen gebildet, die nicht nur geistig gegen die versippte Atmosphäre von Elternhaus und Schule revoltierten, sondern deren eigenes leidvolles Schicksal den Anstoß zur Gruppenbildung gab. War doch damals auch die Zeit der Lehrlingsausbeutung und der Soldatenmordhandlungen.

In der aus verschiedenen Quellen gespeisten Jugendbewegung drückte sich der Protest gegen die Ichsucht der Wilhelminischen Zeit aus, fanden das Wir und das brüderliche Du ihren Platz. Mit der Jugendbewegung entstand auch der Kampf um eine neue Schule, in der miteinander gelebt und nicht nur autoritär gelehrt werden sollte. Gustav Wyneken, der Nestor der Freien Schulgemeinden in Deutschland, verkörperte den Zusammenhang von Jugendbewegung und Schulreform, und mitten in dem regen geistigen und Gruppenleben jener Zeit fand man den jungen Menschen Walter Hammer, der sein ganzes Leben den Idealen der damaligen Jugendbewegung verschrieben hat.

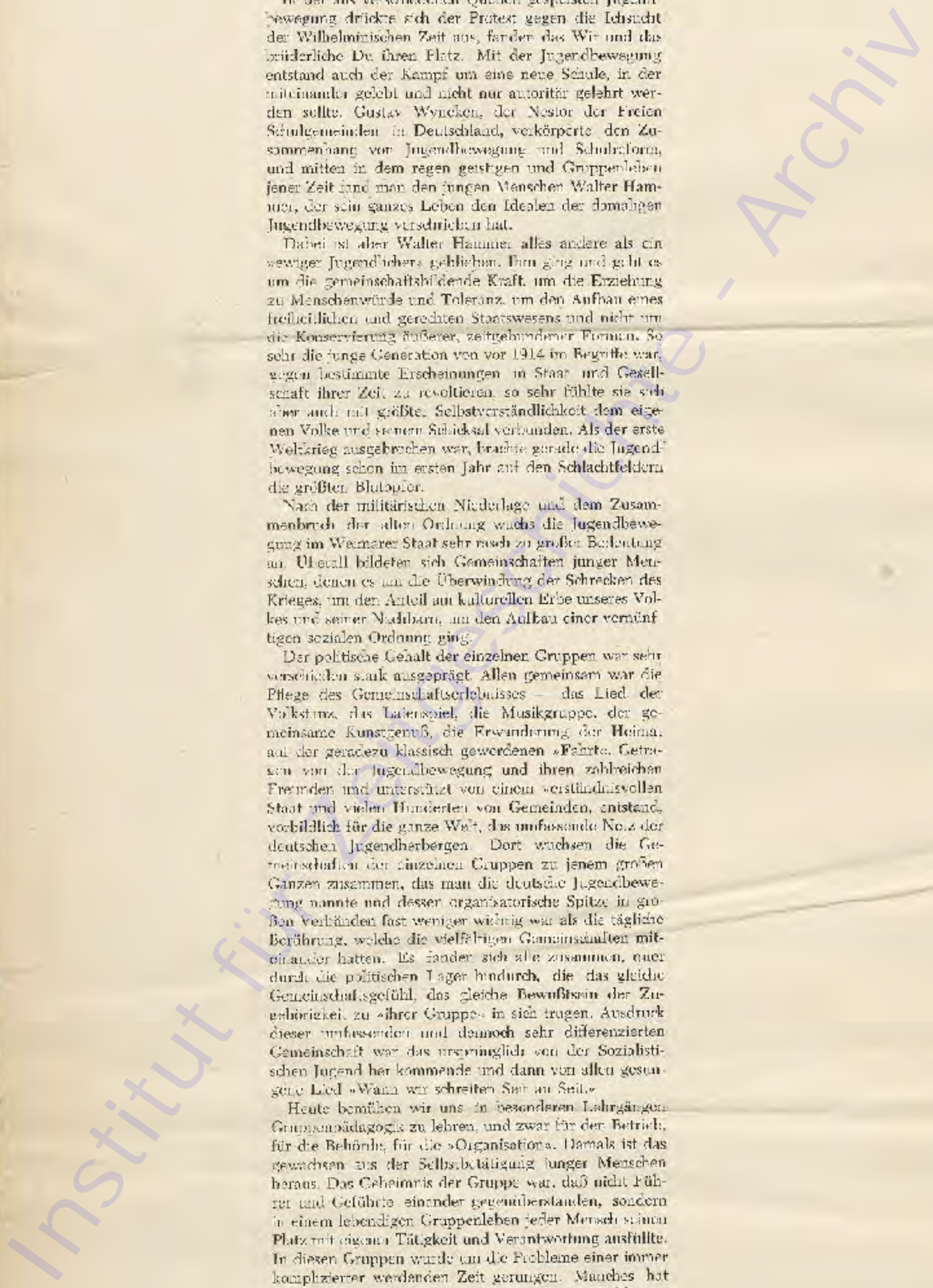
Dabei ist aber Walter Hammer alles andere als ein weniger Jungdichter geblieben. Ihm ging und geht es um die gemeinschaftsbildende Kraft, um die Erziehung zu Menschenwürde und Toleranz, um den Aufbau eines freilichlichen und gerechten Staatswesens und nicht um die Konservierung äußerer, zeitgebundener Formen. So sehr die junge Generation von vor 1914 im Begriffe war, gegen bestimmte Erscheinungen in Staat und Gesellschaft ihrer Zeit zu revoltieren, so sehr fühlte sie sich aber auch mit größter Selbstverständlichkeit dem eigenen Volke und seinem Schicksal verbunden. Als der erste Weltkrieg ausgebrochen war, brach gerade die Jugendbewegung schon im ersten Jahr auf den Schlachtfeldern die größten Blutopter.

Nach der militärischen Niederlage und dem Zusammenbruch der alten Ordnung wuchs die Jugendbewegung im Weimarer Staat sehr rasch zu großer Bedeutung an. Überall bildeten sich Gemeinschaften junger Menschen, denn es um die Überwindung der Schrecken des Krieges, um den Anteil an kulturellen Erbe unseres Volkes und seiner Nachbarn, um den Aufbau einer vernünftigen sozialen Ordnung ging.

Der politische Gehalt der einzelnen Gruppen war sehr verschieden stark ausgeprägt. Allen gemeinsam war die Pflege des Gemeinschaftslebens — das Lied, der Volkstanz, das Lagerspiel, die Musikgruppe, der gemeinsame Kunstgenuß, die Erwanderung der Heimatauf der geradezu klassisch gewordenen »Fährte«. Getragen von der Jugendbewegung und ihren zahlreichen Freunden und unterstützt von einem verständnisvollen Staat und vielen Hunderten von Gemeinden, entstand, vorbildlich für die ganze Welt, das umfassende Netz der deutschen Jugendherbergen. Dort wuchsen die Gemeinschaften der einzelnen Gruppen zu jenem großen Ganzen zusammen, das man die deutsche Jugendbewegung nannte und dessen organisatorische Spitze in großen Verbänden fast weniger wichtig war als die tägliche Berührung, welche die vielfältigen Gemeinschaften miteinander hatten. Es fanden sich alle zusammen, quer durch die politischen Lager hindurch, die das gleiche Gemeinschaftsgefühl, das gleiche Bewußtsein der Zugehörigkeit zu »ihrer Gruppe« in sich trugen. Ausdruck dieser umfassenden und dennoch sehr differenzierten Gemeinschaft war das ursprünglich von der Sozialistischen Jugend herkommende und dann von allen gesungene Lied »Wann wir schreiten Seite an Seite«.

Heute bemühen wir uns in besonderen Lehrgängen Gruppenpädagogie zu lehren, und zwar für den Betrieb, für die Behörde, für die »Organisation«. Damals ist das gewachsen aus der Selbstbetätigung junger Menschen heraus. Das Geheimnis der Gruppe war, daß nicht Führer und Geführte einander gegenüberstanden, sondern in einem lebendigen Gruppenleben jeder Mensch seinen Platz mit eigener Tätigkeit und Verantwortung ausfüllte. In diesen Gruppen wurde um die Probleme einer immer komplizierter werdenden Zeit gerungen. Manches hat sich dort mystisch verklärt. Jene mystische Verklärung bot später einem Gewaltregime die Möglichkeit, den Idealismus vieler junger Menschen seinen eigenen Zielen auf verderbliche Weise nutzbar zu machen.

Mit vielen anderen war es gerade Walter Hammer, der vor diesem Mißbrauch der Jugend und ihrer Ideale warnte. Er wollte nicht die Jugend verstaatlichen, sondern den Staat mit den aus der Jugendbewegung herauswachsenden Idealen erfüllen. Er wehrte sich gegen die Übernahme der äußeren Form der Jugendbewegung, der Klubs, des Liedes, des Netzes der Jugendherbergen, durch eine zentral gesteuerte staatliche Jugendorganisation, weil damit das Wesen der freiwilligen Gemein-



20
ED-106/19-29

schaft zerstört würde. Das Wollen der Jugendbewegung im rechten Sinne war vom Himmel unvereinbar mit jener Staatsauffassung, wie sie Adolf Hitler in aller Brutalität proklamierte: In seinem Staate hätten endlich die Untergebenen der Vorgesetzten zu gehorchen und nicht umgekehrt. Damit wurden alle Staatsbürger geschieden in Untergebene und Vorgesetzte und die Bande freiwilliger Gemeinschaft und die unantastbare Selbstbestimmung völlig zerstört.

Die Folgen der Auflehnung gegen die um sich greifende Gewaltherrschaft waren vorzusehen. Walter Hammer, der Herausgeber der »Junge Mensch« und des »Fackelreiters«, der Schriftsteller und Vorkämpfer, wurde mit vielen Gleichgesinnten auf Jahre in die Zuchthäuser und Konzentrationslager geschickt.

Viele der Besten unseres Volkes mußten ihren Widerstand gegen ein Regime, vor dem sie wußten, daß es uns in die Katastrophe führen würde, mit dem Leben bezahlen.

Allen allen sucht Walter Hammer ein Denkmal zu setzen.

Sofort nach dem Zusammenbruch der Gewaltherrschaft begann er im Zuchthaus Brandenburg, in dem so viele unserer Besten für Leben ausgehaucht haben, mit der Errichtung einer Stätte des Gedenkens an die Ermordeten und im Gebäude der Handelskammer der Stadt Brandenburg mit der Sammlung von geschichtlichen Material über den Widerstand und seiner Träger. Er hatte nicht damit gerechnet, daß den neuen Gewaltherrschern im kommunistisch beherrschten Teil Deutschlands nicht an einer solchen Darstellung des Widerstandes lag, der getragen war vom Menschen und seiner Würde. Deshalb wurde ihm dort erneut das Wirken unmöglich gemacht, konnte nur die Flucht in die Bundesrepublik wiederum einen neuen Anfang bringen.

Hier nun setzt Walter Hammer sein Werk fort. Ein Sechzigjähriger, der aus der Jugendbewegung kam. Ein erfülltes Leben mit seinen Höhen und Tiefen steht heute vor uns. Wo es in die Zukunft wirkte, diente es der Bewahrung der besten Werte unserer Vergangenheit. Wo es den gefallenen Kämpfern für Freiheit und Recht ein Denkmal setzte, sollte es Ansporn sein für eine besseren Zukunft.

Walter Hammer ist immer noch rastlos an der Arbeit und immer müde geworden. Seine Freunde wünschen, daß seine Kräfte noch für manches gesegnete Jahr ausreichen; sein Volk braucht Männer wie ihn.

Hritz Erler

Gerhard Ludwig

Es war in den letzten Kriegstagen, als ein Ausgebombter in meinem Hotelzimmer Zuflucht suchte. Er hatte bei den Bommersdorferwerken in Brandenburg/Havel gearbeitet, die in der letzten Nacht durch Flieger dem Erdboden gleichgemacht worden waren. Die Zuflucht in meinem Zimmer war sicher. Während sonst überall im Lande der Himmel sich rot färbte vom Toben der Kriegstürme, fiel in unserem Hotel nicht ein Funken von einer Bombe, ja wir waren zu unserem Schutz sogar von einer hohen, dicken Mauer umgeben. Die Hotelportiers betrachteten uns zwar mit Argwohn und Unterwürfigkeit. Bei den Etagendiebstahl und höheren Chargen steigerte sich diese Unterwürfigkeit zu einem Grad, wie er in keinem Luxusanatorium anzuhoffen ist. Das war aber Angst, die ihre guten Gründe hatte.

Der Ausgebombte konnte also wirklich aufatmen, daß er bei mir aufgenommen wurde. Ich teilte Tisch und Stuhl mit Gustav Dahrendorf. Wir empfingen unseren neuen Gast wie einen alten Freund. Diese Freundschaft gründete sich auf der einfachen Tatsache, daß er wie wir seit Jahren die leuchtenden gelben Generalstrelchen an der Hose trug. Mehr noch verband uns mit ihm von der ersten Sekunde an das gemeinsame Schicksal. Ich kann auch sagen, daß ich selten so schnellen Kontakt zu einem Kameraden gefunden habe, wie zu Walter Hammer, von dem ich hier rede. Walter Hammer wird auch die Worte verstehen, wenn er diese Zeilen liest. Denn ganz so sicher war dieser Ort, an dem wir uns zusammenfanden, nicht. Jeder Tag, jede Stunde brachte neue Nachrichten von der weiteren kriegsrischen Entwicklung. Je näher das Ende unserer Leidenzeit rückte, um so dramatischer wuchsen die Spannung und die Unsicherheit, wie es für uns ausgehen würde. Zwar sah es so aus, als ob von der Leitung des Zuchthaus keine Gefahr mehr drohte. Aber wir erfuhren von ihr eines Tages, daß die »SS« die Übergabe forderte, um die politischen Gefangenen umzulegen.

Als Walter Hammer zu uns kam, klapperte noch der gespenstische Apparatismus. Ich saß mit Gustav in der Arbeitserwartung. Mir oblag die Führung der Arbeitskartei, in der alle die Tausenden Gefangenen registriert waren mit ihren Daten und ihrer Tätigkeit, der man sie angetraut hatte. Tag für Tag wurden mir fein stückerweise die Zugänge gemeldet und auch die Abgänge. Bei den Abgängen handelte es sich in den letzten Wochen nur

noch um dreizehnigen, die in den Morgenstunden hin- gerichtet worden waren. Noch im Februar 1945 be- zogen man sich mit einem einzigen Hinrichtungstag in der Woche, nämlich jeden Freitag morgen. Im März wurde dann schon zweimal in der Woche, nämlich jeden Dienstag und Freitag, das Fallbeil bedient. In den letz- ten Tagen hatte das Blut am Fallbeil keine 24 Stunden mehr Zeit zum Trocknen. Jeden Abend überlegten wir, ob wir die Nächsten sein würden. Wer das Los zog, das wußten wir nicht.

In dieser Stunde höchster Todesdröhung stürzte sich Walter Hammer mit der Besessenheit des geborenen Historikers auf meine Kartei. Unter seinen Händen wuchs plötzlich aus diesem traurigsten aller Alphabete eine bewegende Fülle einzelner Menschenschicksale her- vor. Wen Walter Hammer nicht alles kannte! Tausend Einzelheiten wußte er uns zu berichten von der politi- schen Herkunft, Entwicklung der Männer, deren Lebens- weg hier auf einer grauen Pappkarte wie auf einem Leichenstein endete. Mich faszinierte vor allem das Ge- dächtnis, mit dem Walter Hammer einen nicht zu über- sehenden Kreis von Freunden, Bekannter und Begeg- nungen genau registriert hatte.

Es legte mich zu einer Analyse des Materials nach verschiedenen Gesichtspunkten an. Ich habe zunächst eine genaue Auszählung nach politischen und kriminellen Häftlingen und nach den verschiedenen Nationalität- en gemacht. Diese Notizen habe ich später in die Frei- heit hinherrücken können.

Allerdings habe ich das Material bis heute noch nicht gesichtet, weil ich in all den Jahren noch nicht die Kraft hatte, ein Tagebuch oder dergleichen von jener Zeit zu schreiben, in der uns allen kein Baum blühte. Walter Hammer hatte diese Kraft und ist seiner selbst gestellten Aufgabe treu geblieben, wenn er sofort bei Kriegsende aus eigenem Antrieb, ohne Auftrag und trotz äußerer Widerstände seine Arbeit fortsetzte. Wie notwendig sein Werk ist, wissen alle, die heute wieder die Vergeblichkeit der Umwelt beklagen. Allzu verständlich ist der Wunsch gewisser Leute, daß wir vergessen. Aber das könnte ihnen so passen.

Gerhard Ludwig

Heinrich Fischer

Aufstehen! — — Dann folgte das übliche Poltern schwerer Holzschuhe gegen die noch schwerere Zellen- tür, und gleichzeitig ging das Licht an. Licht ist zuviel gesagt. Es handelte sich um eine trübselige 15kerzige Birne unter einem Blechschirm. Mit diesem Licht offen- bar, sich eigentlich schon die ganze Misere eines Ge- fangenen. Für die Unfreiheit gibt es kein besseres Sym- bol, als wenn man das Licht nicht mehr selbst einschalt- en kann.

Mit dem Ruf, dem Poltern und dem Licht begann jeder Tag, seitdem ich Zuchthäusler geworden war. Es waren jetzt einige Jahre, daß ich eines Morgens in mei- ner Wohnung abgeholt wurde. Mitten im Rasieren mußte ich aufhören, nur notdürftig konnte ich mich anziehen und mich weder von meiner Frau noch den Kindern oder Eltern verabschieden; ich wurde einfach abgeholt.

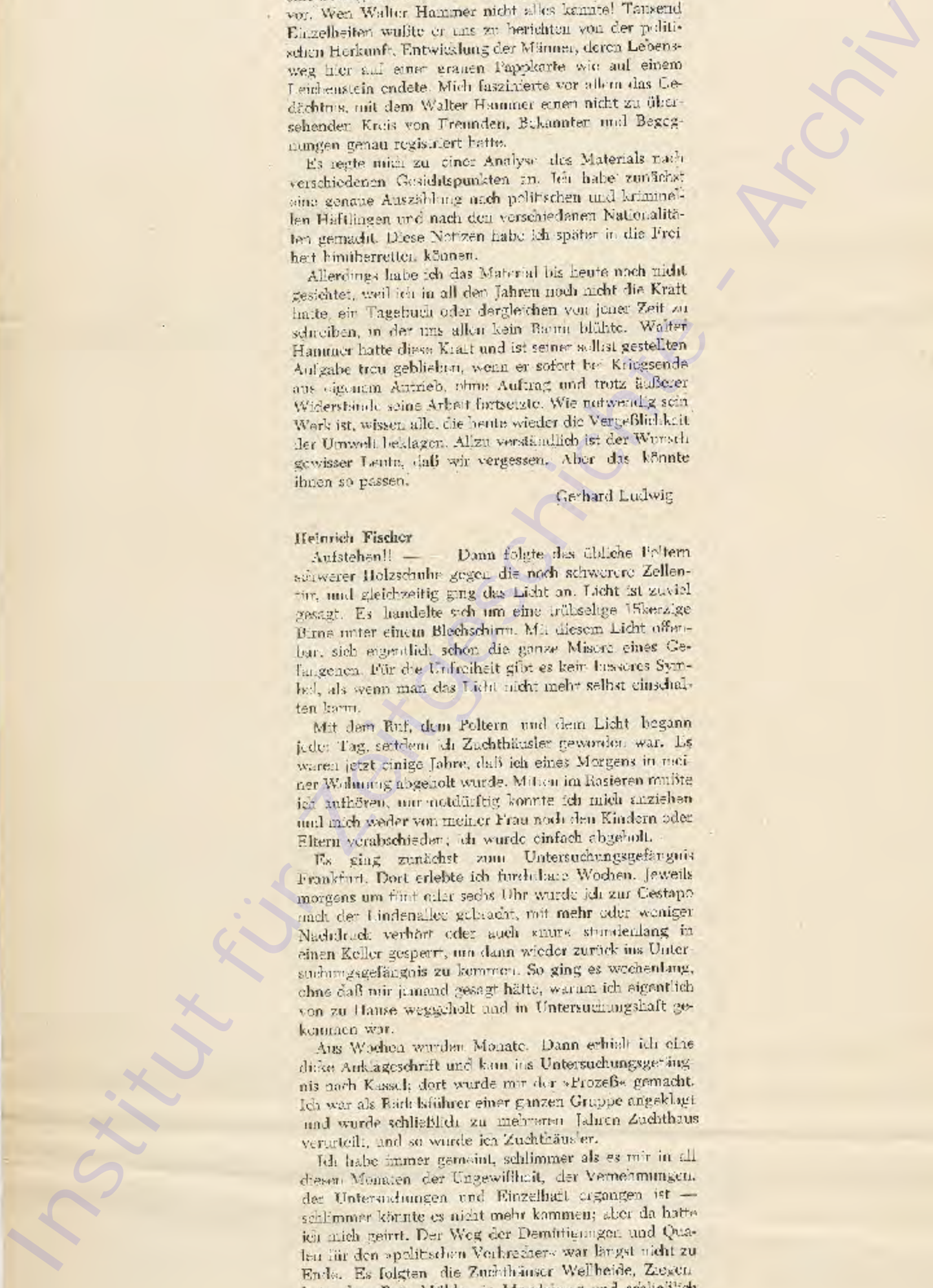
Es ging zunächst zum Untersuchungsgefängnis Frankfurt. Dort erlebte ich furchtbare Wochen. Jeweils morgens um fünf oder sechs Uhr wurde ich zur Gestapo nach der Lindenallee gebracht, mit mehr oder weniger Nachdruck verhört oder auch kurze stundenlang in einen Keller gesperrt, um dann wieder zurück ins Unter- suchungsgefängnis zu kommen. So ging es wochenlang, ohne daß mir jemand gesagt hätte, warum ich eigentlich von zu Hause weggeholt und in Untersuchungshaft ge- kommen war.

Aus Wochen wurden Monate. Dann erhielt ich eine dicke Anklageschrift und kam ins Untersuchungsgefäng- nis nach Kassel; dort wurde mir der »Prozeß« gemacht. Ich war als Führer einer ganzen Gruppe angeklagt und wurde schließlich zu mehreren Jahren Zuchthaus verurteilt, und so wurde ich Zuchthäusler.

Ich habe immer gemeint, schlimmer als es mir in all diesen Monaten der Ungewißheit, der Vernehmungen, der Untersuchungen und Einzelhaft ergangen ist — schlimmer könnte es nicht mehr kommen; aber da hatte ich mich geirrt. Der Weg der Demütigungen und Qua- len für den politischen Verbrecher war längst nicht zu Ende. Es folgten die Zuchthäuser Wellheide, Zeyen- hain, die »Rote Mühle« in Magdeburg und schließlich das große Zuchthaus Brandenburg-Görden.

Unbeschreiblich sind die Qualen und Demütigungen, die ich dabei erlebte. In Zuchthauskleidung, immer vier Mann wie Schwerstverbrecher und mit Schwereverbac- chern zusammengesekettet, so ging es — begleitet von starken Polizei kommandos — durch die Straßen, in die Bahnhöfe, in die Viehwagen und dann wieder über Straßen und Plätze in irgendeine Anstalt. Es gab keinen Einspruch, kein Protestieren, keine Frage nach dem Warum; es gab nur eins — unterwerfen.

Im Zuchthaus Brandenburg hatte sich in meiner Lage



insoweit etwas geändert, als ich nicht mehr in Einzelhaft, sondern in einer Gemeinschaftszelle mit fünf anderen zusammen war und einem Arbeitskommando zugeteilt wurde.

Früh um 4:30 Uhr begann es mit Aufstehen, Poltern und Lärmen. Dann ging es Schlag auf Schlag: Aufschließen der Zellentür, Heraustrreten, Bettenbau, Zellenreinigung. Je nach dem, wie der Gefangenenaufsicher in Stimmung war, gab es unter Umständen Esserentzug, besondere Strafarbeiten oder Bunkerarrest. Wenn diese erste Prozedur vorüber war, hatten wir in zwei Gliedern in einem besonderen Gang des Hauses anzutreten. Dort befanden sich die sogenannten »Todeszellen«. Wir hatten dabei Gelegenheit, immer, wenn die Hinrichtungstage gewesen waren — dienstags und freitags —, zu registrieren, in welcher Zelle ein Wechsel vor sich gegangen und wieder einer abgeschickten war.

Nach diesem eindringlichen Anschauungsunterricht wurde denn abmarschiert, hinaus auf den Hof, der von Gleisanlagen durchzogen war. Dort stand ein Güterzug bereit, der uns nach Brandenburg in die Brennaborwerke brachte. Hierbei hatte man sich auch einen besonderen Trick ausgedacht. Vor den Güterwagen wurde in drei Gliedern angetreten und auf Kommando hatte entweder das dritte, das erste oder das zweite — also das mittelste — Glied die Wagen zuerst zu besteigen. Wehe, wenn die Sache nicht klappte!

In den Brennaborwerken war ein starrer Fahrplan für die Gefangenen abgestellt worden. Hier hatte jeder sein Pensum zu arbeiten. Besonders ausgesuchte Vorarbeiter und Aufsäher, die ihre Bewährungsprobe in dieser Richtung längst bestanden hatten, sorgten dafür, daß fleißig gearbeitet wurde. Um 12 Uhr mittags gab's Essen; eine Ribensuppe, gelegentlich war sie mit Mehl, Erbsen oder Reis etwas schmackhafter gemacht. Die Pause war kurz, so wie sich das für Gefangene gehört, und es wurde weitergearbeitet bis zum Abend. Dann ging es wieder den Weg zurück ins Zuchthaus. Über den Feierabend eines Zuchthäuslers kann man nichts schreiben, weil es den nicht gab. Der Empfang von Kaffee — einer dunklen Brühe, die man so nannte — war alles. Und dann — ging das Licht aus. Der Tag war zu Ende.

So ähnlich begann auch der Tag, von dem ich hier erzählen will.

An diesem Morgen war ich besonders bedrückt, weil ich am Tage vorher ein dummes Erlebnis hatte. Für einen kurzen Augenblick war ich das, was im Laufe der Zeit alle wurden: ein Wesen, erfüllt von Haß und Erbitterung. Der Mensch, der ständig gedemütigt, drangsaliert, bedrückt wird, der hungern muß, wird eben zum Tier.

Wir hatten unser Essen in den Brennaborwerken in einem alten ausveräumten Werkraum einzunehmen. Lange Bänke und Tische standen sehr eng und es gab immer wieder Gedränge; denn die Gefangenen, unter denen sich auch eine ganze Reihe Schwerverbrecher befanden, waren eben verblüdet, voll Haß; sie hatten Hunger, und so kam es zu Rempereien. Wir hatten auf Kommando und der Reihe nach aus den Bänken zu treten und das Essen zu empfangen; aber es war vorgekommen, daß das zugeteilte Essen knapp war, so daß die Letzten weniger erhielten und die ohnehin dünne Brühe noch dünner war, wenn man am Ende marschierte. Deshalb kam es zu Drängeleien, die oft schnell zu gefährlichen Auseinandersetzungen ausarteten.

In eine solche Remperei war ich verwickelt worden. Ich sah wie ein junger, noch kräftiger Bursche einen zerknirschten, schwachen alten Mann brutal wegschleudern. Sehr vorsichtig — denn man durfte von dem Aufsichtsbewachen nicht erwischt werden — machte ich eine Bemerkung und versuchte, das Unrecht zu verhindern. Im Handumdrehen schlug mich der Bursche mit der Faust zweimal ins Gesicht. Ich schlug zurück, und uns allen wurde wegen der Keilerei für diesen Tag das Essen entzogen, auch dem Alten. Ich spüre noch heute die haßvollen Blicke; denn jeder gab dem anderen die Schuld, daß er jetzt noch mehr hungern mußte. Aber damit war noch immer nicht klar, ob nicht noch härtere Strafen folgen würden. Das kam ganz auf den Aufsichtsbewachen an. Ich habe manches Furchtbare erlebt. Wie beispielsweise Gefangene vereint über einen hertreten und ihn zusammenschlagen — wie sich die Aufsäher erst dann um die Geschichte kümmerten und — den fast Erschlagenen als »Anstifter« fortschaffen ließen.

Mein Kopf, besonders mein linkes Auge schmerzten noch von den Schlägen, die ich am Tage vorher erhalten hatte. Die Mitgefangenen machten dumme Bemerkungen und machten sich über mich lustig. Wie gern ist doch der Mensch auch im größten Unglück zur Schadenfreude bereit. Die eine Gesichtshälfte war dick geschwollen und das linke Auge schillerte in allen Farben — grün, rot und blau.

Aber Zeit, mich mit der Sache zu beschäftigen, blieb nicht. Wir hatten herauszutreten und uns aufzustellen. Sich etwa krank zu melden, das war ein gewaltiges Bö-

siko. Ich bemühte mich deshalb beim Herausreten ins hintere Glied zu kommen, damit ich von dem Aufsichtsbewachten mit meinem »Veilchenauge« nicht gesehen wurde. Es ging auch ganz gut, bis wir in den Brennholzwerken waren. Beim Mittagessen war ich die Zielscheibe der ganzen Gesellschaft, und ich hatte große Sorge, daß ich wegen der Schmerzen noch noch »auis Révier« gehen müßte.

Und dann geschah es — in der Werkstatt, in der ich tätig war, kreuzte ein Mitgefangener auf, der mir früher schon aufgefallen war. Er half gelegentlich den Kalfaktoren bei der Essenausgabe, ein großer, breitschultriger Mann mit damals noch verhältnismäßig gesunder Gesichtsfarbe und — mit Augen, die so viel Hilfsbereitschaft, so viel Mitleiden ausstrahlten, daß man — ohne zu wissen, wer es war — einfach zu ihm Vertrauen haben mußte und seine Freundschaft suchte.

Bei der Essenausgabe war ich schon überrascht, daß ich einen kleinen Zuschlag erhielt; nur wer während der Nazizeit einige Jahre im Zuchthaus gehungert hat, weiß, was das bedeutete. Nun erschien dieser Mann, der mir die Zulage gab, mit einem feuchten, weichen Wollappen, einem Tuch, das man als Binde benutzen konnte und etwas Salbe und half mir, mein Auge zu verarzten. Mich erfüllte ein unsagbares Glücksgefühl in dieser Stunde. Einer, einer von all den vielen, war Mensch geblieben. Ich liebe ihn damals noch nicht gekannt. Natürlich habe ich gefragt und schließlich erfahren, daß er einer der »Politschen« sei, zu denen ich ja auch gehörte und daß es Walter Hammer war.

Das war meine Begegnung mit Walter Hammer, die tief in mein Herz eingegraben ist. Ohne daß wir viel darüber zu reden hatten und reden konnten, war eine Freundschaft geschlossen. Und diese Freundschaft ist geblieben und wird bleiben. Ich habe beobachtet, wie Walter Hammer überall, wo es ihm möglich war, anderen Unglücklichen zu helfen versuchte. Ich weiß gar nicht, ob er diese Geschichte, von der ich erzähle, registriert hat, war doch damals jeder Tag voll Leid und Grausamkeit.

Als die Stunde der Befreiung am 20. April 1945 kam, als sich die Zuchthausstore öffneten, hatte keiner mehr Zeit für den anderen. Jeder suchte seinen eigenen Weg. So hatte auch ich eigentlich praktisch noch keine Zeit und keine Gelegenheit gefunden, meinem Freund Walter Hammer für seinen Samaritandienst zu danken. Das möchte ich jetzt tun. An seinem 70. Geburtstag möchte ich ihm sagen, daß ich seine Hilfe in dieser Stunde damals — vor mehr als 14 Jahren — nicht vergessen habe.

Heinrich Fischer
Oberbürgermeister
Staatsminister a. D.

Archiv
23
ED-10619-17

zum ersten Male persönlich begegnet. Der Kontakt war schnell gefunden — Sie waren mir kein Fremder. Ich war froh, Ihnen und Ihrem Werk im kleinen Rahmen das mir Möglichen helfen zu können.

Als ich jetzt schwarz auf weiß las, daß Sie Siebziger werden, würde ich das kaum glauben. Wenn ich an die Siebzigerjährigen Älterer Generationen denke, will mir scheinen, daß die Fülle der Erlebnisse der letzten vier oder fünf Jahrzehnte, der Zwang, immer wieder von neuem zu beginnen, die Menschen Ihrer und meiner Generation jünger, beweglicher, aufgeschlossener erhalten haben, als es etwa unsere Väter waren. So sind für Sie die »Siebziger« kein Anlaß, sich zur Ruhe zu setzen und sich auf das Altenteil zurückzuziehen. Daß Sie das Schicksal noch manches Jahr am Werk bleiben lassen, ist mein herzlichster Wunsch für Sie.

Stets Ihr Kurt Bronnow

Gustav J. von Seewald

Frst 1943 lernte ich Walter Hammer kennen. Vorher wußte ich noch nichts von ihm, denn ich lebte damals nicht in Deutschland.

Wir waren beide politische Gefangene im Zuchthaus Brandenburg. Im Haus III arbeitete Walter bei einer Gruppe Gefangener, die Holzschube produzierten, ich im gleichen Hause im Robert-Bosch-Betrieb des Zucht-Innens. Mir fiel sogleich das ruhige, etwas verinnerlichte, immer freundliche und höfliche Wesen dieses Mitgefangenen auf, weshalb ich versuchte, mit ihm in Kontakt zu kommen. Da wir im Rahmen unserer Betriebe verwandte Aufgaben zu erfüllen hatten, ergaben sich Verständigungsmöglichkeiten. Bald kannte ich seinen Lebensweg und wußte, wer er war. Die kurzen Gespräche, die wir dann und wann unbefürsichtigt miteinander führen konnten, bedeuteten für mich stets Hilfe und erfüllten mich mit Zuversicht; noch heute muß ich immer wieder dankbar an ihn zurückdenken, an ihn, der damals, selbst schwer unter der Haft leidend, immer noch Kraft fand, andere zu ermutigen.

Besonders schwer litt Walter unter den wöchentlichen Hinrichtungen der zum Tode verurteilten politischen Mitgefangenen, unter denen er viele alte Freunde wußte. Auf uns alle, die trotz jahrelanger Haft fühlende Menschen geblieben waren, lastete solcher unenträglich Druck, wenn wir erfuhren, daß wieder zehn, fünfzehn, zwanzig und mehr Gefangene an einem einzigen Tag geköpft werden sollten. An solchen Tagen war Walter ein kranker Mensch, der an seiner Ohnmacht litt, gegen solche Willkür nicht ankämpfen zu können, voll Scham über die Schandtaten, die in seiner Deutschen Heimat geschehen konnten.

Ich wußte, daß Walter in seiner Zelle im Widerstand beharrte und sich mit Plänen befaßte, die auf eine Befreiung seines Heimatlandes hinausliefen. War er auch körperlich sehr geschwächt, nachdem er schon zwei Jahre Sachsenhausen über sich hatte ergehen lassen müssen, so war er doch immer noch voll kühner Hoffnung und Siegeszuversicht; offenbar gab ihm eine Flamme fortgesetzt neue Kraft, von der ich heute weiß, daß er sie Jahrzehnte zuvor selbst entzündet hatte.

Walter fand sich nicht damit ab, das »Im Namen des deutschen Volkes« gegen ihn ausgesprochene Urteil als verpflichtend anzuerkennen; er nahm das Recht für sich in Anspruch, mit seinen Freunden draußen die Verbindung wieder aufzunehmen. Wir überlegten immer wieder, auf welchem Wege wohl seine Briefe hinausgeschmuggelt werden könnten. Nach vielen Wochen gelang es mir endlich, einen Meister des Bosch-Betriebes zu dieser Hilfeleistung zu überreden. Er besorgte Briefumschläge und Papier, und Walter schrieb. Die Briefe nahm der Meister mit. Ich erinnere mich noch, daß einer an einen Akademiker in Stockholm adressiert war, ein anderer an einen Rechtsanwalt und Notar in Erlau. Wir waren froh über diese Lösung und hofften, diesen Weg nach öfters gehen zu können.

Aber vierzehn Tage später waren wir »geplättzt«. Wir waren verraten worden. Es gab unter den Kriminellen immer Mißgunstige und Schamken, die sich durch Verrat einen Vorteil verschaffen wollten. Immerhin waren wir im Zuchthaus und als Politische in der Minderheit. Im November 1943 wanderten Walter und ich in den Arrestzeller, in kalte, lauchne und frostere Kälte — bei Wasser und bloß 500 Gramm Brot täglich. Etwas Warmes gab es weder zu essen noch zu trinken. Das war eine besonders quälvolle Zeit. Als ich Walter nach sieben Wochen wieder im Haus III traf, abgemagert und klappertig, war sein erstes Wort: »Verzeih mir bitte, ich alleine trage an dieser Katastrophe die Schuld, denn ich habe das alles ja eingeleitet...«

Ende April 1945 wurden wir durch sowjetische Soldaten aus dem Zuchthaus Brandenburg befreit und mußten uns mitten zwischen den im Havelland immer noch kämpfenden Fronten in Richtung auf Nauen durchschlagen. Damals glaubten wir fest, in eine wirklich befreite Welt hineinziehen zu dürfen. Eine Woche lang

26

ED-10619-12

Archiv

Institut für

noch öfters gehen zu können.

Aber vierzehn Tage später waren wir egeplatzt. Wir waren verraten worden. Es gab unter den Kriminellen immer Mißgünstige und Schurken, die sich durch Verrat einen Vorteil verschaffen wollten. Immerhin waren wir im Zuchthaus und als Politische in der Minderheit. Im November 1943 wanderten Walter und ich in den Arrestkeller, in kalte, feuchte und finstere Käfige — bei Wasser und bloß 300 Gramm Brot täglich. Etwas Warmes gab es weder zu essen noch zu trinken. Das war eine besonders qualvolle Zeit. Als ich Walter nach sieben Wochen wieder im Haus III traf, abgemagert und klapperig, war sein erstes Wort: »Verzeih mir bitte, ich alleine trage an dieser Katastrophe die Schuld, denn ich habe das alles ja eingefädelt ...«

Ende April 1945 wurden wir durch sowjetische Soldaten aus dem Zuchthaus Brandenburg befreit und mußten uns mitten zwischen den im Havelland immer noch kämpfenden Fronten in Richtung auf Nauen durchschlagen. Damals glaubten wir fest, in eine wirklich befreite Welt hineinziehen zu dürfen. Eine Woche lang übernachteten wir in Buschow (Westhavelland) in einer verdonont gebliebenen Scheune, um uns immer noch Kanonendonner, Lärm von Flugzeugen, und in der Ferne der Feuerschein der brennenden Stadt Rathenow. Wenn wir uns morgens begrüßten, saß Walter schon auf einem Stein vor unserer Scheune und machte eifrig Notizen. »Es ist unsere Pflicht«, sagte er dann, »alles schriftlich festzuhalten, was wir im Zuchthaus gesehen und auch selber erlitten haben. Ich werde auch mit den Hinterbliebenen der Hingerichteten in Verbindung zu kommen trachten, werde feststellen, wer alles in Brandenburg an Politischen eingekerkert saß, wer dort ums Leben gebracht wurde. Keiner darf vergessen werden, das ist nun unsere vornehmste Pflicht ...«

Walter Hammer humpelte Anfang 1945 die mindestens dreißig Kilometer nach Brandenburg zurück, um im alten Zuchthaus-Hospital zunächst einmal eine schmerzhaftige Hüftgelenkentzündung auskurieren zu lassen. Und dann ging er am Stock durch alle vier Häuser des größten Zuchthauses von Europa, um aus dem Gerümpel an wertvollen Registern und anderen aufschlußreichen Papieren noch zu retten, was noch zu retten war. Fünf Jahre lang baute er im Gebäude der Brandenburger Handelskammer an einem Archiv und einem Museum, welches weit über 500 große Porträts von Hingerichteten enthielt, unter Glas gerahmt und bereits aufgruppiert. Aber Anfang 1950 mußte er sein »Forschungsinstitut Brandenburg« im Stich lassen und über Berlin in seine rheinische Heimat fliehen, denn die Russen und ihre Verbündeten in Parkow hatten kein Verständnis für eine ernsthafte Geschichtsforschung und für eine Totenehrung westeuropäischen Stils.

S. 27 bis 33

ED-106/9-12

Albin

Hilman

Ehrlich

Pohl

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Lieber Walter Hammer, ein fünfzehnjähriger Junge las im Jahre 1920 die Ankündigung einer neuen Zeitschrift »Junge Menschen«, glaubte ihrer Antworten zu finden auf manche Fragen, mit denen er sich herum-schlug, und schickte seine Bestellung ein. Das erste Heft war eine Enttäuschung — im Format und im Inhalt; niemand weiß das besser als Sie. Das zweite Heft war ein Volltreffer und entschädigte für vieles, was das erste Heft hatte vermissen lassen. Ich blieb ein Leser der »Junge Menschen« für viele Jahre, erinnere mich einer großen Anzahl ausgezeichnete Hefte, stimmte mit vielem überein und nahm ebenso leidenschaftlich gegen manches Stellung, das mir falsch, unwesentlich oder vordergründig erschien. Aber ich erinnere mich kaum eines einzigen Heftes, das ich gelangweilt oder innerlich unberührt aus der Hand gelegt hätte.

Es liegt im Wesen der Zeitschriften, kurzlebig zu sein. Wenn ich mich heute — nach über dreißig Jahren — noch einzelner Hefte der »Junge Menschen« erinnere und sie in Text- und Bildanordnung deutlich vor mir sehe, scheint mir das ein Gradmesser für ihren inneren Gehalt und ihre über den Tag und die Stunde hinausgehende Gesinnung zu sein.

Ich denke z. B. an das Heft, das dem Gedächtnis Hans Passches gewidmet war, an das Heft »Arbeiterdichtung« — nicht ohne Bewegung, welche Irrwege später mancher dieser Arbeiterdichter gegangen ist — an Ihre ritterliche Verteidigung Ihres Cegners Hans Blüher und seinen Antwortbrief, an das Heft, das ein Bild der Burg Lud-wigstein auf der Titelseite zeigte, und in dem zum ersten Male zum Bau einer deutschen Jugendburg aufgerufen wurde.

Daß mir all dies noch so gegenwärtig ist, obwohl mir meine sorgfältig geordnete Sammlung der »Junge Men-schen« im Wirbel der unglückseligen Hitlerzeit vor fast zwanzig Jahren verlorengegangen ist, mag Ihnen zeigen, was Ihre Zeitschrift »Junge Menschen« mir bedeutet hat — unbeachtet vieler Einwände, die ich machte.

Ich habe mich manchmal gefragt, was es wohl war, das die Erinnerung an die »Junge Menschen« so lebendig erhalten hat.

Sicherlich bewahrt unser Gedächtnis entscheidende Eindrücke unserer Jugend klarer und schärfer als die späterer Jahre. Aber es ist mehr als das. Ich weiß nicht, ob mir der Versuch einer Formulierung glückt, aber ich möchte sagen, daß diese Zeitschrift uns, ihre Leser, immer wieder vor Entscheidungen stellte, die wir zu treffen hatten, uns zu einer Stellungnahme aufgefordert hat, ohne uns in die eine oder andere Richtung zu zwingen. Für mich selbst haben darüber hinaus die »Junge Men-schen« die Brücke gebildet, die mich bald zur und Gel-hincin in die deutsche Jugendbewegung geführt hat.

Die dunklen Jahre eines großwahnsinnig geworde-nen Kleinbürgertums und ein zweiter Weltkrieg haben vieles vernichtet, was wir einst geliebt, haben, und haben vieles fragwürdig gemacht, was uns einst wesentlich zu sein schien. Viele der Besten der alten Jugendbewegung sind in den Konzentrationslagern des Dritten Reiches und im Kriege umgekommen. Wenn es jemals wieder eine echte und unabhängige Jugendbewegung in Deutschland geben sollte, mögen ihre Formen und Werte andere sein als die unseren waren. Aber sie wird » ihr Leben nach eigener Bestimmung, vor eigener Verant-wortung, in innerer Wahrhaftigkeit gestalten und wird für diese innere Freiheit unter allen Umständen geschlos-sen eintreten«. Und damit wird sie — bewußt oder un-bewußt — auch auf das Erbe der »Junge Menschen« zurückgreifen.

Das Dritte Reich hat Sie, Walter Hammer, nicht brechen können. Trotz Ihrer schwer geschädigten Ge-sundheit gingen Sie 1945 ans Werk, setzten sich eine neue Aufgabe, Treu sich selbst, begannen Sie Ihren alten Fremden ein Denkmal zu setzen. Zum zweiten Male wurde Ihre Arbeit von einem sturen unmenschlichen System unterbrochen und Ihre Freiheit geküßelt. Wie-der gaben Sie alles auf und begannen unverdrossen von neuem.

Kurze Zeit nach diesem neuen Anfang sind wir uns

Edgar Engelhard

Mein Geburtstagsgruß gilt einem der ältesten Vorkämpfer der deutschen Jugendbewegung, dem ich in guter Verbundenheit meine besten Wünsche übermittle.

In der Freien und Hansestadt Hamburg wird es unvergessen bleiben, daß Walter Hammer in ihren Mauern die für die Jugend nach dem ersten Weltkrieg wegweisende Zeitschrift »Junge Menschen« herausbrachte. Es war dies eine Schrift, die über die Grenzen unserer Stadt und Deutschlands hinaus bekannt und geschätzt wurde. Walter Hammer war in jenen schweren Jahren der Sprecher der jungen Generation, die nach den vorausgegangenen Wirren inneren Halt und Wahnhalt suchte.

Walter Hammers leidenschaftliches Wollen und sein unermüdlicher Kampf gegen die Diktatur der Hitlerzeit brachten es mit sich, daß er viele seiner besten Jahre in Konzentrationslagern und Zuchthäusern verbringen mußte. Diesen aufrechten Mann jedoch konnten trotz aller Prüfungen und Leiden selbst Hitlers Trabanten nicht niederzwingen.

Der erbitterte Kampf gegen Unrecht und Diktatur, wie ihn Walter Hammer im Dritten Reich führte, wird in unserem Gedächtnis wieder lebendig, wenn wir heute dem Siebzigjährigen unsere Glückwünsche sagen. Möge es ihm vergönnt sein, in seinen weiteren Lebensjahren teilzuhaben an Heranwachsen unserer jungen Demokratie, und möge er noch lange in der Lage sein, seine Kräfte dafür einzusetzen.

Edgar Engelhard

Zweiter Bürgermeister

der Freien und Hansestadt Hamburg

Max Barth

Où sont les neiges d'antan? Keiner von uns Alten aus der Jugendbewegung kann ohne Melancholie an die Jahre des Wandervogels, der Freideutschen Jugend, der Jungen Menschen zurückdenken. Aber die Melancholie ist nicht alles; es ist auch Glück und Freude in der Erinnerung.

Mag die Jugend in ihren heutigen Organisationen von uns im wesentlichen auch nur einige Formen und Gebräuche bewahrt haben — einmal gab es doch jene wirkliche, aus der Jugend selbst heraus entstandene, von ihr selbst getragene, von ihr selbst verantwortete Bewegung und eine Jugend, die sich selbst, ihr soziales Sein, aufs Spiel setzte um der Wahnhaltigkeit willen; die sich selbst suchte auf die Gefahr hin, sich selbst zu verlieren, die den Irrtum riskierte, um ihm Kompromisse der Wahrheit nachjagen zu können.

Es war schön und erfüllend — es ist für uns noch immer schön, auch jetzt, da es nur privater Erinnerungsbesitz des einzelnen ist, nicht mehr Besitz der Gemeinschaft, Gemeinschaftserlebnis des Bundes.

Welche Wege wir inzwischen auch gegangen und wie verschieden sie auch sind: die tragenden Normen und inneren Verpflichtungen, die wir einst freiwillig auf uns genommen haben, sind uns doch immer zu eigen geblieben. Denn zwar je die Flamme umschritt, bleibe der Flamme Treuhänder — wäre es uns denn überhaupt möglich gewesen, der Flamme untreu zu werden?

Max Barth

Herbert Stein

Zu der schönen Routine mit meinen vielen Heften, ob im einfachen Seemannspäckchen oder im kunstvoll etikettierten Kabinenkoffer, gehörte immer ein Heft, das beim Schließen dieser Zeiten neben mir liegt. Das Papier ist vergilbt, die Seiten sind vergriffen. Es ist das im November 1927 im 8. Jahrgang erschienene 11. Heft der »Junge Menschen«. Es ist mein kostbarster Besitz, nicht nur weil in ihm meine ersten Holzschnitte von Wind und Meer, Backstein und Baum meiner norddeutschen Heimat erschienen. Nein, dieses Heft ist für mich viel mehr, es ist das Symbol des schönsten Erbstückes, das ich mit in die Welt hinaustragen durfte, die Erinnerung an eine Jugend, die die »Junge Menschen« Form und Gehalt, Kraft und Feuer gaben.

Für dieses Erbstück bin ich Dir, Walter Hammer, dankbar, der Du wie ein Fackelreiter Licht in die Wirnis brachtest, wie ein Paul Revere uns aufrütteltest und den Weg zu unserer Bestimmung zeigtest. Deine Fackel erlosch weder im Konzentrationslager noch in den Zuchthausmauern einer wahnsinnigen Zeit. Sie leuchtet auch heute noch übers Meer nach der Neuen Welt, wo viele Deiner Freunde leben. Für sie wird Deine Fackel nie erlöschen.

Zu Deinem siebzigsten Geburtstag, Walter Hammer, wünsche ich Dir das Beste. Nimm als Geburtstagsgeschenk meinen herzlichsten Dank für das entgegen, was Du mir, gleich unzähligen anderen, seit Jahren im Ausland lebenden »Jungen Menschen« als Vorbild gabst.

Dein Herbert Stein, New York

Willi Fohse

Leider habe ich Walter Hammer nie persönlich kennengelernt; aber ich bewahre eine sehr dankbare Erinnerung an die von ihm herausgegebene Zeitschrift »Junge Menschen«. Nicht genug, daß ich sie lange mit

34

ED-10819-24

Archiv

Genuß und Nutzen gelesen habe! 1926 setzte sich Walter Hammer darin auch für die Herausgabe einer »Anthologie jüngster Lyrik« ein, die ich gemeinsam mit Klaus Mann vorbereitet hatte; und so ist es auch ihm zu danken, daß die Sammlung damals, so quasi in der Nachfolgeschicht der »Menschheitsdämmerung«, erscheinen konnte.

Im übrigen habe ich an den »Junge Menschen« immer bewundert, mit welchem Mut sich diese Zeitschrift immer zum absoluten Wort und Wertenteil bekannt hat, zum eindeutigen Ja und Nein, zu ungestäubten Wahlen der Liebe. In dieser unpathetischen Ehrlichkeit lebte zweifellos etwas vom Geist des Hohen Meißner Iort.

Ich grüße den tapferen Walter Hammer aufs herzlichste!

Willi Fehse

Werner Helwig

Das waren Zeiten, in denen viel geschah, die das Heutige in manchem Sinne formten, qualenlose, schwierige Zeiten also. Und einige ahnten, daß etwas getan werden müsse, um dem Gefälle des Kommenden eine gute Richtung einzugeben, auf daß dem Leben noch eine Chance verbliebe.

Du warst einer von denen, die ahnten, die hofften, daß die Verhältnisse sich unüberwindlich verschränken würden und daß es dann für alles Tätigwerden zu spät sein könnte.

Du, als einer von den Unermüdlchen, denen kein Schritt zu schwer, keine Last zu unhandlich, keine Mühe zu verdräuflich war, du handeltest. Es war das Mittel des Wortes, das Du wühltest. Du sprachst die Jugend an, als jene, denen der Morgen seine schwarze Stirne zeigen würde, wenn nicht einer, wenn nicht mehrere, wenn nicht wahr viele für Erhellungen sorgten. Du zündetest mit Deinem Mut das brave kleine Licht an, von welchem dieser, jener viele — ein Stück Flamme nahmen, um das Eigene und Eigenste aufleuchten zu machen.

Wir sahen Dein stetiges Licht, wir gingen auf es zu, erkannten einander, weckten und mehrten das unsere in seinem Schein, halten, verdräufeten um Dich herum die gute, die lebenswirkende Kraft, durchwohnten schön die Stunden, entfaltetem Kunst, entblecktem Rhythmus und Gestalt, wiesen auf das göttlich-geheimnis Wesen der Schöpfung hin, verlangten Ehrfurcht, Glaube, Verantwortlichkeit, geißelten die Dunkelmänner, Geschäftsträger des Teufels, wählten abendulber ihre Saugerven senkten ins Dasein der Ahnungslosen, sie enteignend der Freude, reißend für den Fall in die Verengung der schwarzen Ausweglosigkeit.

Um Dich geschart, der Du selber der Hoffende bliebest, warfen wir uns, Kopf und Herz voran, dem Abträglichen entgegen. Manches war von heute aus gesehen, rührend tüchtig, gewiß, aber immer war es rein gewollt und rein gewagt. Die Cötten, die wir uns bestimmten, stimmten nicht immer, gewiß, aber sie gewählten uns Hilfen, Gewisheiten, damals, und sie ließen uns für manchen Zweifel den Grund absterken, darauf der Bau der hellen Zukunft hätte prangen können.

Heut' bist Du — Freund und heitrer Helfer — 70 Jahre, und man wischt herumten Gespinnste von den Augen fort, um das so zu gewahren, wie es ist, mit allem Zuhör der neuen Walterstunde, die solche wie Dich nicht kennt, doch dringlicher denn je erwartet.

Werner Helwig

Walther Teich

Die Kraft kommt Walter Hammer sicherlich aus dem Glauben; woher aber sein unerschütterlicher Glaube kommt, das weiß ich nicht. Ich weiß nur, daß sein Glaube in Andersn neuen Glauben zeugt, und das ist doch wohl das Beste, was man von einem Menschen sagen kann. Von einem Menschen, der davon überzeugt war, daß man mit Erfolg gegen den Nationalismus, den Machtwillen, die Mißachtung der Nächsten, die Verachtung der Fernsten kämpfen könne. Der sich durch die Wirklichkeit nicht entmutigen ließ, weil er an diese Zeit-Wirklichkeit nicht glaubte, sondern an eine Welt, in Freiheit, in Gerechtigkeit, in Menschenwürde errichtet, die ganz einfach kommen muß, weil sonst alles in Trümmer geht, vor allem der Mensch und seine Sendung.

Ja, Walter Hammer ist sich dessen gewiß, daß der Mensch eine Sendung hat. Er ist kein Romantiker, dazu hat er zu sehr in tierisch-menschliche Augen geblickt, er ist auch kein Ideologe, dazu hat er zu sehr die Schrecken des geistigen Zwanges kennengelernt, er ist auch kein Individualist, dazu hat er den Sinn der Gemeinschaft zu sehr erfahren.

Man sollte ihn nicht einreden.

Man sollte seinen Glauben zu dem seinen machen. Man sollte bei sich anfangen und bei der Gemeinschaft der geistig Freien aufhören. Man sollte diesem tapferen Menschen die Hand geben und ihm danken, indem man, wie er, das Heilende in der kranken Zeit sucht und die

Institut für

Archiv

verwirrte Wirklichkeit des Tages zu klären bemüht ist. Dann kommt die Verklärung ganz von selbst.

Walter Teich

Gustav Schmidt-Küster

Es war eine heiße Flamme der Leidenschaft, rein und hehr, die damals in unseren Herzen brannte. Walter Hammer schützte sie, unermüdet und von mitreißendem Idealismus besetzt. Seine Zeitschrift »Junge Menschen« war für uns Kinderin der begeisterten inneren Wahrheit, der wir uns in der Jugendbewegung verschrieben hatten, sie war mehr als der Ausdruck des Willens unserer Generation. Heute noch, da wir gereift sind, ist die Lauterkeit des Denkens in Idealen in uns und bestimmt unser Handeln.

Mit Dank reiche ich grüßend Walter Hammer die Hand, dem Mann, dem die Verehrung meiner Jugendjahre galt, dem Publizisten, dessen Zeitschrift und dessen Werke aus dem Paderbener-Verlag ich mich als junger Buchhändler einst eng verbunden gefühlt habe.

Verleger Gustav Schmidt-Küster

Hans Albert Kluthe

Lieber Walter Hammer! Die Tatsache, daß Du am 24. Mai 1958 70 Jahre alt wirst, klingt außerordentlich unwahrscheinlich, obwohl sie sich sicher durch Urkunden belegen läßt. Jedenfalls darf ich feststellen, daß Du inwiefern ein junger Mensch geblieben bist. Das zeigt sich vor allen Dingen darin, daß Du Dir bis in Dein hohes Alter die Begeisterungsfähigkeit erhalten hast. Niemals bist Du ein Konformist geworden, sondern hast immer mit Gradheit und Unbekümmertheit Deine Auffassungen vertreten. Man kann nicht sagen, daß Du ein bequemere Zeitgenosse warst und bist, denn Du hast stets an das Gewissen appelliert und es den Mitmenschen schwer gemacht, gegen ihre Überzeugungen zu handeln, um »Schlimmeres zu verhüten«.

In einigen Abständen verliefen unsere Lebensläufe immer wieder parallel. Wir stammen aus der gleichen Bergisch-Märkischen Ecke unseres Vaterlandes, deren Bewohnern man nachsagt, daß sie rauh aber herzlich sind. Uns beiden gab die deutsche Jugendbewegung unvergessene Erlebnisse, die entscheidend unser Wesen mitgeformt haben. Früh auch fanden wir uns im gemeinsamen Kampf gegen den Nationalsozialismus und für die Verständigung der Völker. Voller Stolz fand ich mein erstes gedrucktes Kunterfei (allerdings nur in einem Gruppenbild) in Deiner trefflichen Zeitschrift »Junge Menschen«.

Besonders eng haben wir dann gegen die nationalsozialistischen Verderber unseres Vaterlandes zusammengearbeitet. Da wir den Idealen unserer Jugend treu blieben, gab es für uns kein Paktieren mit dem Verbrecher aus Braunau.

Wir mußten die geliebte Heimat verlassen und das bittere Brod der Emigration essen. Ich gab mit Carl Spiecker in London die Zeitschrift »Das wahre Deutschland« heraus, die Hitlergegnern von rechts bis links, von Rauschung bis Breitscheid und Hilferding, als gemeinsames Organ diente und eine Plattform für die nichtkommunistische Emigration zu schaffen versuchte. Diese Zeitschrift hat Dir außerordentlich viel zu verdanken, niemand hat so viel für ihre Verbreitung getan wie Du. Mit unermüdetem Eifer hast Du auch dafür gesorgt, daß Besucher aus dem Reich in Kopenhagen mit den Flugschriften der Deutschen Freiheitspartei und sonstigem Material versorgt wurden. Gemeinsam waren wir auch beteiligt an der Briefaktion Stephen King-Hall, der nicht in den damals sehr verbreiteten Fehler verfiel, das deutsche Volk mit den Nazis gleichzusetzen. Über Dein mutiges Verhalten, vor allem bei der Besetzung Dänemarks, werden sicher andere berichten, die es selbst erlebt haben.

Wenn auch ich Dir heute zu Deinem 70. Geburtstag gratuliere und Dir noch viele Jahre fruchtbarer Wirkens wünsche, so ist das keine konventionelle Geste. Viele Freunde recht verschiedener Art blicken voller Bewunderung auf Deine Lebensarbeit und haben das Bedürfnis, bei diesem Anlaß ihre freundschaftliche Verbundenheit mit Dir zu bekunden.

Hans Albert Kluthe

Georg Eckert

Lieber Walter Hammer! An dem Tage, an dem Sie auf mehr als ein halbes Jahrhundert Arbeit und Kampf zurückblicken können, möchte ich Ihnen in der Gemeinschaft Ihrer Freunde und Mitstreiter von ganzem Herzen Glück wünschen und Ihnen für alles danken, was Sie mit Ihrer Arbeit und Ihrem Vorbild mir wie so vielen anderen jungen Menschen vor 1933 bedeutet und gegeben haben.

In dem Krisenjahr 1923 hatte ich mich als Pimpf einer kleinen, vom DFB abgesplitterten Pfadfindergruppe an-

ED. 10619-23

Institut für Deutsche Geschichte - Archiv

geschlossen, denn politische Vorstellungswelt von naivem Nationalismus, völkischer Romantik, Landrechts- und Freikorpschwärmerei geprägt war. Erziehung zu »sportmischer Harten«, vormilitärische Ausbildung, Kriegsspiel und Grenzlandarbeit begannen auch bei uns die alten Ziele der Jugendbewegung zu verdrängen. In einem demokratisch-pazifistischen Elternhaus aufgewachsen, mußte ich bald in einen unüberbrückbaren Gegensatz zu meinen Freunden geraten, in einen Konflikt, der von mir nur durch einen klaren, wenn auch schmerzhaften Bruch gelöst werden konnte.

Es war ein glücklicher Zufall, daß mir gerade zu jenen Wochen eine Nummer der »Junge Mensch« in die Hände fiel, die mein Vater regelmäßig und mit Aufmerksamkeit las. Es dauerte nicht lange, bis auch ich zu der festen Lesergemeinde Ihres Blattes zählte, fand ich hier doch so vieles, was ich in meiner Gruppe schmerzlich vermißt hatte. Noch heute entsinne ich mich an manchen Artikel und an die scharfen, treffsicheren Clossen, mit denen Sie gegen die nationalistische Restauration der späten zwanziger Jahre angeknüpft haben. Es dürfte nicht zuletzt der Einfluß Ihres Blattes gewesen sein, der mich nach 1929 veranlaßte in der demokratischen Jugendbewegung, zunächst in der SAJ und danach auch im Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold, politisch aktiv zu werden.

Im Winter 1931/32 hatte ich zum erstenmal die Freude, Sie persönlich kennenzulernen. Als neugewählter Vorsitzender der Sozialistischen Studentenschaft und des Republikanischen Studentenkartells an der Berliner Universität versuchte ich Sie für unseren studentischen Kampf zu interessieren und erinnere mich noch sehr wohl, mit welcher Anteilnahme Sie unsere, bei der Übermacht der Gegner fast verzweifelten Bemühungen verfolgt haben.

In den Terrortagen nach dem Reichstagsbrand bekam ich von einem Reichsbanner-Sonderkommando den Auftrag, Sie und einen Ihrer Autoren an die sächsisch-tschechische Grenze zu begleiten. Es sollten wichtige Papiere in Sicherheit gebracht werden. Der Plan verzögerte sich jedoch, und ich erfuhr erst viele Wochen danach, was Ihnen und Ihrem Begleiter im Grenzgebiet zugestoßen war.

Sie werden gewiß verstehen, welche Gefühle mich bei unserem Wiedersehen im Herbst 1933 besaß haben. Ich entsinne mich noch sehr deutlich der Abende in Ihrer Berliner Wohnung, an denen Sie von Ihrer Verhaftung, dem Transport vor der SA-Kasernen Puma in das Dresdener Konzentrationslager »Mathildenschloßchen« und von den damit verknüpften Leiden erzählt haben. Ich entsinne mich gleich erst an die quälenden Debatten über die Möglichkeit, das nahende Unheil noch in letzter Stunde zu bannen. Bald darauf hatte für Sie und Ihre Berliner Freunde die Abschiedsstunde geschlagen. —

Gestatten Sie mir bitte, an diesem Tage diese alten Erinnerungen ins Gedächtnis zu rufen und Ihnen noch einmal für alles Dank zu sagen.

In herzlichster Verbundenheit
Ihr Georg Eckert

Willy Brandt

Wie fremd ist der Gedanke, daß wir Walter Hammer nunmehr zu den »verewählten alten Herren« zu zählen haben! Und doch: Es sind tatsächlich mehr als zwei Jahrzehnte vergangen, seit wir uns in skandinavischem Exil begegneten. Er saß damals in Kopenhagen, ich in Oslo. Er lebte aus dem guten Erbe der deutschen Jugendbewegung. Ich stand mit einem Bein in der norwegischen Jugendbewegung, mit dem anderen in der Arbeit an Zusammenhalt zwischen jungen Gestaltungsfreunden innerhalb und außerhalb der deutschen Grenzen.

Vieles ist anders gekommen, als wir es uns damals vorgenommen hatten. Damit ist leider nicht gesagt, daß es besser gekommen sei. Denn wir erstrebten eine gründliche Erneuerung. Dennoch wollen wir froh sein, daß wir am Tage danach dabei sein durften.

Wir hangten um Walter Hammer, als ihn die braunen Okkupanten aus Kopenhagen verschleppt hatten. Ich sah ihn dann nach dem Kriege in Berlin wieder begegnen. Und ich werde nie jenen Tag vergessen, an dem er zu mir kam und schlicht mitteilte, daß er nun auch bei den nachtlebensessenen Baronsen in Brandenburg seines Lebens nicht mehr sicher gewesen sei. Er hatte sich auch diesmal nicht geteugt.

Ich bin froh, daß ich im Kreise derer sein darf, die Walter Hammer Dank sagen möchten für alles, was er uns gewesen ist. Mögen ihm noch gute Jahre beschert sein, möge seine Lebensaufahrung noch vielen zum Nutzen gereichen.

Willy Brandt

Rudolf Pechel

Lieber Walter Hammer, als wir uns in Deutschlands unruhigsten Jahren im Konzentrationslager Sachsenhausen

ED-10619-25

sen begegneten, war es das erste Mal, daß wir persönlich einander gegenüberstanden. Aber jeder wußte längst vom anderen, wie er war und was er getan hat. Mit Bewegung denke ich an die Windmühle an Ihren beiden Händen, die Ihren vergeblichen Versuch bezeugten, aus unenträglichem Knechtschaft in die ewige Freiheit zu gehen.

Ich verstand Ihre Motive sehr wohl, muß aber heute sagen, daß alle Ihre Freunde — und es sind ungezählte — dankbar sind, daß der Versuch mißglückte.

Bern wenn auch Ihr früheres Leben angefüllt war mit rastloser Tätigkeit und Sie vor allem der deutschen Jugend so viel schon damals gegeben hatten — Sie waren noch nicht entlassen aus der Pflicht, große Aufgaben, die auf Sie warteten und die nur Sie meistern konnten, zu erfüllen.

Sie haben denn, trotz schwer angelegener Gesundheit, unermüdlich gearbeitet, um das Ansehen an unsere Kameraden im Kampfe für Freiheit und Recht, die Hitlers Blutjustiz zum Opfer gefallen sind, wachzuhalten und zu ehren.

So richtet sich meine Hoffnung darauf, daß Sie in erträglicher Gesundheit — uns aus der Haft der Hitler-Schergen kann nicht die ganze Kraft wiedergekehrt werden — weiterarbeiten und Ihre Sendung zu Ende führen.

Bleiben Sie uns erhalten! Das ist mein Wunsch zur Vollendung Ihres 70. Lebensjahres.

In freundschaftlicher Verbundenheit
Ihr Rudolf Pechel

Dr. Ludwig Engel

Ich habe Walter Hammer zu meinem Bedauern nie persönlich kennengelernt. Doch war mir sein Name in den letzten Jahren der Weimarer Republik ein Begriff für den reinsten politischen Idealismus und für die sauberste politische Moral geworden. Die gleich ihm diesen Tugenden anhängen, durften damals glauben, daß die Demokratie, die dem deutschen Volk eine tolerante und friedliche Staatsform gegeben hatte, von der jungen Generation aufgenommen und weitergetragen würde.

Dieser Glaube brach am 30. Januar 1933 zusammen. Die junge freischützlich gesinnte Generation, die in Walter Hammer einen ihrer klaren Wortführer gefunden hatte, mußte für die Schwächen und das Versagen der Älteren mit furchtbaren Opfern bezahlen. Auch Walter Hammer fiel in die Hand der Schergen der Diktatur. Aber sein persönlicher Mut und sein politischer Wille blieben ungebrochen.

Nach dem Zusammenbruch des Dritten Reiches sah ich ihn unverzagt eine große Aufgabe übernehmen: die Dokumentation des Opferwegs der deutschen Widerstandskämpfer gegen Hitler. Dieses Unternehmen, das ihm wiederum die Verfolgung einer sich an den Trümmern der alten erhabenden neuen totalitären Diktatur zuzog, mußte ihm die Sympathie aller redlichen denkenden Menschen einbringen.

Ich bin ihm in diesem Zusammenhange besonders dankbar für das schöne Gedanke, das er als Autor und Herausgeber den beiden gemalten Darmstädter Politikern und leuchtenden Gestalten des Widerstandes, Dr. Theo Haubach und Dr. Carlo Mierendorff, gewidmet hat. Ihr Geist muß lebendig erhalten werden. Es ist Geist aus den edelsten Traditionen unseres Volkes. Möchte es Walter Hammer als einem der besten Zeugen eines Geistes, und lange vergörnt sein, den wahren geschichtlichen Gestalten aus der dunkelsten Zeit unseres Landes ein leuchtendes Biograph zu sein.

Dr. Ludwig Engel
Oberbürgermeister der Stadt Darmstadt

Walter Schatzki

Lieber Walter Hammer! Gern stelle ich mich in die Reihe derer, die Dir dieses Buch als Gabe zu Deinem 70. Geburtstag darbringen.

Du weißt, daß ich durch die politischen Ereignisse vor zwanzig Jahren aus Deutschland vertrieben wurde und mir hier, in Amerika, ein neues Leben aufgebaut habe. So viel Ungleiches und so viel Neues ist in dieser Zeit an mich herangetreten, daß es mir in der Erinnerung fast erscheint, als wenn die Ereignisse der Vergangenheit, die uns verbunden, sich auf einem anderen Planeten abgespielt hätten.

Aber ich entsinne mich des Ludwigsteins, wo wir uns trafen jugendbeweg, und angefüllt mit großen Idealen und Plänen für ein erträumtes schöneres und besseres Deutschland. Ich erinnere mich, wie dankbar ich war, daß Du mir die Spalten der »Junge Menschen« öffnest für die Aufzeichnungen aus der Zeit meiner sommerlichen Ferienarbeit als »Wanderbuchhändler«, eine Arbeit, die die Grundlage für mein späteres Lebenswerk werden sollte.

Es wäre Heuchelei, wenn ich sagen würde, daß ich noch eine Beziehung zu dem Deutschland von heute

habe, aber ich werde wohl jenseitig Deutschland vor 1933, das uns lieb und wert war und von dem ich glaubte, ein lebendiger Teil zu sein, immer innerlich verbunden bleiben.

Gestalten aus der dunkelsten Zeit unseres Landes ent-
biederer Biograph zu sein.

Dr. Ludwig Engel
Oberbürgermeister der Stadt Darmstadt

Walter Schatzki

Lieber Walter Hammer! Gern stelle ich mich in die
Reihe derer, die Dir dieses Buch als Gabu zu Deinem
70. Geburtstag darbringen.

Du weißt, daß ich durch die politischen Ereignisse
vor zwanzig Jahren aus Deutschland vertrieben wurde
und mir hier, in Amerika, ein neues Leben aufgebaut
habe. So viel Ungeheuerliches ist in dem vergangenen
Vierteljahrhundert geschehen und so viel Neues ist in
dieser Zeit an mich herangetragen, daß es mir in der Er-
innerung fast erscheint, als wenn die Ereignisse der Ver-
gangenheit, die uns verbinden, sich auf einem anderen
Planeten abgespielt hätten.

Aber ich entsinne mich des Ludwigsteins, wo wir uns
rafen, jugendbewegt und angefüllt mit großen Ideen
und Plänen für ein erträumtes schöneres und besseres
Deutschland. Ich erinnere mich, wie dankbar ich war, daß
Du mir die Spalten der »Junge Mensch« öffnete für
die Aufzeichnungen aus der Zeit meiner sommerlichen
Ferienarbeit als »Wanderbuchhändler«, eine Arbeit, die
die Grundlage für mein späteres Lebenswerk werden
sollte.

Es wäre Heuchelei, wenn ich sagen würde, daß ich
nach einer Beziehung zu dem Deutschland von heute
habe, aber ich werde wohl jenem Deutschland vor 1933,
das uns lieb und wert war und von dem ich glaube, ein
lebendiger Teil zu sein, immer innerlich verbunden
bleiben.

Von Deinem Schicksal unter Hitler hörte ich erst nach
dem Kriege. Ich habe die meisten Deiner Schriften ge-
lesen — das Buch über Theodor Haubach hat mich tief
erschüttert. Ich bewundere Deine Haltung, Deinen Mut,
Deine Standhaftigkeit, Deine Energie, und ich bin dank-
bar dafür, daß ich meinen amerikanischen Freunden an
Deinem Beispiel zeigen kann, daß es auch in jenen
schlimmen Jahren ein »anderes Deutschland« und »an-
dere Deutsche« gegeben hat, und daß auch heute, in
dieser turbulenten Welt, sich dieses andere, bessere
Deutschland lebendig erhält.

Dein Walter Schatzki

S. 39 + 40

ED-10619-26

Beantwortung

Seiffert

Max Ceißler

Lieber Walter Hammer, du sollst 70 Jahre alt sein? Unmöglich!

Durch Jahrzehnte haben wir Dich begleitet, in guten, auch in bösen Tagen, Du warst immer jung, voller Pläne und in Tätigkeit. Aus der Zeit des »Fackelreiters« bist Du noch für Zehntausende lebendig, auch für mich, denn das war die Zeit meiner eigenen Jugend.

Ich denke heute nicht an jene Tage, als Du, nachdem die Nazis Dein bisheriges Lebenswerk vernichtet hatten, niederdrossen in Kopenhagen versuchtest, für das andere Deutschland, das durch die Untaten Hitlers langsam in Vergessenheit geriet, tätig zu sein.

Kaum ein lebender Deutscher hat einen so großen Anteil an dem Deutschlandbild, das sich viele Dänen, trotz Besatzungsmacht, bewahrt haben, wie Du. Ich sehe Dich vor mir im Hafen, im Tivoli oder auf den von den Deutschen besetzten Plätzen, wie Du die deutschen Touristen voranzufeste. Ich sehe Dich aber auch vor mir, aufrecht und ungebrochen im Gefängnis in Kopenhagen, nach dem Einmarsch des deutschen Heeres.

Du gingst mir nach Deutschland voraus, es war bei uns

beiden unfreiwillig. Ich habe noch jenen heißen Sommer tag 1942 am Tor des Konzentrationslagers in Sachsenhausen in Erinnerung, als ich mit vielen Leidensgenossen der kommenden Dinge haarte. Du warst der erste, der mich entdeckt hatte. Nicht lange, so waren alle Freunde alarmiert, und plötzlich steckte mir jemand ein Stück Brot zu, eine Hilfe für einen Hungerigen, wertvoller als Gold. Bald trennten sich wieder unsere Wege. Du kehrst nach Brandenburg. Wir wollten das »Dritte Reich« überleben, und es gelang.

Dann trafen wir uns wieder, einige Zeit nach dem Zusammenbruch. Auf dem Perron einer Lübecker Straßenbahn führten wir eine ernste Diskussion. Du wolltest Deine Dir in Brandenburg gesetzte Aufgabe, Aufklärung über das Schicksal tausender Leidensgefährten, nicht im Stich lassen. Die Kommunisten aber waren stärker, ihnen galt das Schicksal der Gegner Hitlers wenig.

Wir trafen uns wieder in der Münchenerstraße. Du setztest jetzt in Hamburg Deine Arbeit fort. Heute hast Du sicher das umfangreichste Archiv über Opfer und Untaten Hitlers und seiner Kumpane, und immer noch eilt jede Minute Deiner Zeit diesen Opfern.

Trotz aller gewaltsamen Eingriffe von außen ist Dein Leben voller Erfüllung. An materiellen Gütern bist Du wirklich arm, aber wer ist so reich wie Du?

Günther B. Lys

BILDER — UND EIN VORBILD

Die Tiere schrien. Sie rollten bei Tage heran, in verschlossenen Waggons; und die dumpfe, stickige Luft, in der sie standen, drang hinauf bis zu dem Fenster, aus dem ein Zehnjähriger über die Vorstadt blickte. . . .

Klagende Stimmen. Ur-Laute: hier lachten Lebewesen die heimliche Flur verloren und witterten den Tod, den nahen Schlachthof, auf dem blitzende Messer ihre Halschlagader blühen würden, daß das Blut in Bächen auf die Straßen hinausranne . . .

»Warum müssen die Tiere sterben?« fragte der Junge.

»Menschen wollen ihren Tod«, sagte jemand. »Menschen leben von ihrem Blut . . .«

*

Bei Nacht schrien andere Stimmen. Heiser, erschöpft, gequält. Männerstimmen. Zug um Zug rollte heran und vorbei — woher? wohin?

»Warum schreien die Männer so?« fragte der Zehnjährige.

»Es sind Verwundete, sie kommen vom Schlachtfeld.«

»Wer schlachtet sie, und wofür?«

»Der Kaiser und die Kampfenfabrikanten leben davon, Junge.«

»Und mein Vater, schlachten sie den auch?«

»Sie schlachten ihn auch.«

*

»Komm doch mal mit sonntags, wenn wir auf Fahrt gehen . . .«

Sie liefen einen nebelverhangenen Fluß entlang, das Blau der fernem Wälder lockte. Offene Hemden, kurze Hosen, klare Augen und Stirnen. Die Fenne war vergessen, der Pisch und Tante Ernas Keifen . . .

»Du, geräuchert wird aber nicht bei uns. Wir gehen auch nicht in die Kneipen . . .«

Er sah die Nadel, die sie trugen; auf blauem Grund ein silberner Greif. Und ihre Welt wurde seine Welt.

*

In Hamburg, in einer von Baumkronen dunklen Straße nahe der Alster, eine Hochparterrewohnung, voll Geschäftigkeit und Lachen. Der Zwilljährlige stand vor einem Erwachsenen, mit dunklen Haar und dunklen, klugen Augen. »Alte Hefte willst du von mir?« »Ja, die neuen kann ich nicht bezahlen.« »Und willst sie doch lesen? Wohin kommst du denn?« »Von Breslau, zu Fuß.«

Er trug einen dicken Päckchen »Junge Menschen« mit fort, auch das Buch »von dem Neger«, das er so gerne gewollt. Das meiste rissen sie ihm in den Jugendherbergen zwischen Elbe und Oder aus den Händen. Der Rest — und die Erinnerung an die dunklen Augen jenes Mannes in der Alster-Stadt — begleitete ihn durch die kommenden Jahre Jahre des Reifens und Entrens, Jahre der wachsenden Republik, der sterbenden Republik . . .

Denn noch einmal wollten die Schlächter mit ihren Messern das Müssenstechen der Menschen, im Signum eines verbotenen Kreuzes . . .

*

Unter zehntausend Kahlgeschorenen, zehntausend gesichtslosen Todgeweihten aus allen Landstrichen Europas, ein Mann. Seine dunklen Augen blickten wissend über den Schwedensener Aschenplatz hinweg, in ein anderes, göltigeres Sein als das der Krematorien . . .

»Du also bist Walter Hammer! Und sollst dies aushalten . . .«

»Ich würde es aushalten wie ihr alle, ich gehöre zu euch.«

Ja, er gehörte zu uns, er war unser Walter Hammer. Und blieb es selbst in jedem Augenblick dieses unsüßlichen Daseins aus Schweiß und Blut und Tränen und Leichendunst . . .

Als er ging — die Einsamkeit der Zuchtzelle 11-

wartete ihn — schien für Tage der Aschenplatz mit den zehntausend Gesichtsbauern leer, entseult. Im Mahlsraum der Todesmühlen, was wog da ein Mann, ein Freund? Nichts. Nichts! Alles!

In den Trümmern der Hauptstadt des verwüsteten Deutschlands traf ich Dich wieder, Walter Hammer. Ungebrochen, wissend, klug, flammend will: Du warst wieder an der Arbeit. Und noch einmal riß mich Dein Glaube aus allen Zweifeln, noch einmal war mir Dein Weg Weisung für den eigenen Weg. »Wir dürfen die Schiffe wadiseln, aber nicht den Stern...« Flichend und strachelnd, wachwandelnd und traumsicher der Ideen uca bleiben, dem vielgestaltigen Humanen...

Nichts Größeren konnten Deine 70 Jahre dienen. Zurückblickend auf dieses Dein Leben immerwährenden Kampfes und der schrittweisen Siege, darfst Du es gut heißen in Stolz und Demut. Wir Deine Freunde und Nachfolger, können nur weiterzugehen versuchen, was Du uns schenkest: Dein Sein, das Vorbild war und bleibt.

Gunther B. Lys

Fritz Baur

Lieber Walter Hammer! Es war nach dem ersten Weltkrieg, »da ich ein Kind war, nicht wußte, wo aus noch ein«. Damals tauchte Dein Name zum ersten Male in meiner Sekundarwelt auf.

Es gibt Menschen, die man — gleichgültig, ob man sie je gesehen hat oder nicht — von Anfang an und immerdar mit ihrem Vor- und Nachnamen nennt. Du gehörst zu ihnen. Meinungsforscher mögen die Ursachen dieses Phänomens erkunden. Sicher spricht das Gefühl einer Wahlverwandtschaft mit: bei Dir kommt hinzu, daß der Gleichklang der Vokale in Deinem Vor- und Zunamen Vertrauen erweckt. Er zeigt Konsequenz und Konstanz und nimmt damit Wesentliches in Deinem Leben vorweg.

Du bist Dir immer treu geblieben, treu dem Geist, nach dem Du angolieten, treu dem Gesetz, das Du Dir und anderen gegeben hast.

In den zwanziger Jahren habe ich, haben wir die Bücher Deines Verlags gelesen; sie gaben Ausdruck all dem, was in der Arbeiterjugend und der jungsozialistischen Bewegung auch politisch erstrebt wurde. Wir erwarteten mit Dir eine neue Zeit und erlebten mit Dir den Sturz in das Chaos.

Als ich nach Dänemark emigrierte, hörte ich schnell von Dir. Es gab mancherlei Möglichkeiten politischen Handelns, das zwar als »illegal« bezeichnet wurde, aber in Wahrheit allein legal und gewissenhaft war. Wie immer warst Du auch hier originell. Du hast Mittel der Einflußnahme gefunden, die keine Dir vor- und nachgemacht hat.

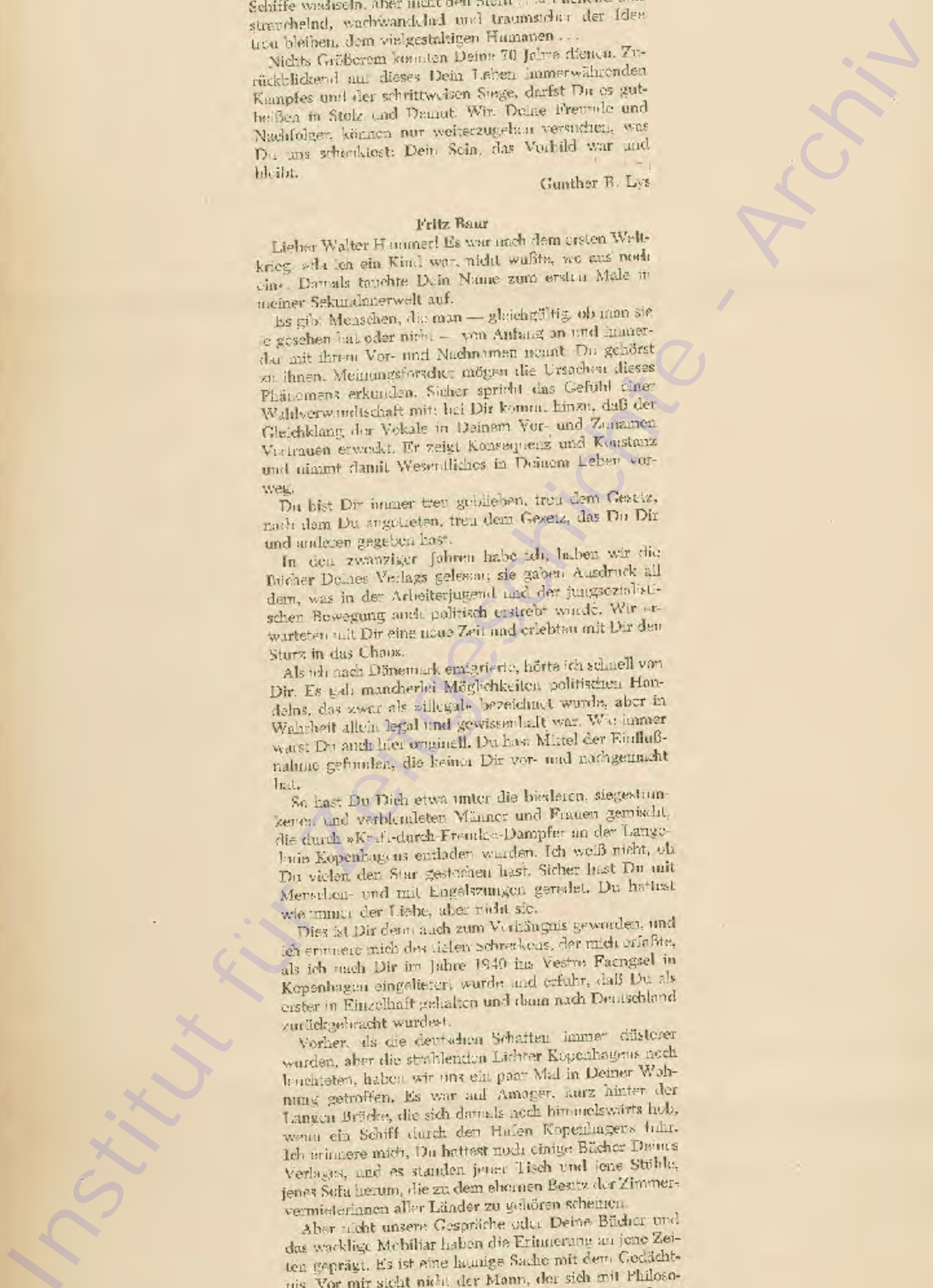
So hast Du Dich etwa unter die hiesigen, siegestunzerten und verbluteten Männer und Frauen gemischt, die durch »Kraft-durch-Fremde-Dampfer an der Langelinie Kopenhagen« entladen wurden. Ich weiß nicht, ob Du vielen den Star gestochen hast. Sicher hast Du mit Menschen- und mit Engelszungen geredet. Du hast uns wie immer der Liebe, aber nicht sie.

Dies ist Dir denn auch zum Verdägnis geworden, und ich erinnere mich des tiefen Schreckens, der mich erfaßte, als ich nach Dir im Jahre 1940 ins Vestra Faengsel in Kopenhagen eingeliefert wurde und erfuhr, daß Du als eister in Einzelhaft gehalten und dann nach Deutschland zurückgebracht wurddest.

Vorher, als die deutschen Schatten immer düsterer wurden, aber die strahlenden Lichter Kopenhagens noch leuchteten, haben wir uns ein paar Mal in Deiner Wohnung getroffen. Es war auf Amager, kurz hinter der Langen Brücke, die sich damals noch himmelwärts hob, wenn ein Schiff durch den Hafen Kopenhagens fuhr. Ich erinnere mich, Du hattest noch einige Bücher Deines Verlages, und es standen jener Tisch und jene Stühle, jenes Sofa herum, die zu dem ehernen Besitz der Zimmervermieterinnen aller Länder zu gehören scheinen.

Aber nicht unsere Gespräche oder Deine Bücher und das wacklige Mobiliar haben die Erinnerung an jene Zeiten geprägt. Es ist eine launige Sache mit dem Gedächtnis. Vor mir sieht nicht der Mann, der sich mit Philosophie, Juristerei und Medizin, und leider auch Theologie herumgeschlagen hat, sondern ein Walter Hammer, der hitzlig und eusig bemüht war, Kartoffelpuffer zu backen und sie rasch seinem Besuch zu servieren. Da war kein Laternenlicht für junge Menschen, sondern Dampf von heißem Öl oder Fett.

Woll ich ein wesentlich schlechterer Koch bin als offenbar Du, habe ich mich — bei diesem Zeilen angefangt — bemüht, in einem Kochbuch das Rezept für Kartoffelpuffer nachzuschreiben, um durch naturalistische Wiedergabe aller Zutaten, so da sind »Kartoffeln von mehligter Sorte«, »Erdbeeren«, »Stielplattens (?)« und dergleichen, dieser Schilderung eines ungewohnten und unerwarteten Walter Hammer die Profina historischer Echtheit zu geben. Zu meinem Schrecken habe ich nur Rezepte für »Kartoffelpuffer I«, »Kartoffelpuffer II«, »Kar-



Kartoffelpuffer III« usw. gefunden. Damit komme ich nicht weiter. Denn Deine Puffer waren zwar sicher la, aber, so wie wir Dich kennen, original à la Walter Hammer.

Nach bald 20 Jahren sei das Geständnis gestattet: ich habe weder vorher noch nachher Kartoffelpuffer gegessen; damals haben sie aber ganz ausgezeichnet geschmeckt, was bezeugt, daß Menschen wie Du sogar Kartoffelpuffer veredeln können. Quod erat demonstrandum!

Dein Fritz Baur

Friedrich Weigelt

Um zwei Erlebnisbereiche konzentrierte sich die romantische Jugendbewegung: das war

- a) die freundschaftliche Bindung an den Kameraden als das frühlinghafte Erwachen des Eros,
- b) die große Fahrt als die Mutprobe, das Zeichen der Bewährung und der Einordnung in die Gruppe.

Alle Erinnerungen der Älteren, die aus der Jugendbewegung stammen, kreisen um Erlebnisse aus diesen beiden Bereichen. Das unterscheidet den Wandervogel von anderen Deutschen, die stets, wo zwei oder drei zusammen sind, über ihre Militärerlebnisse und den Krieg sprechen.

Die starke Eindrucksfähigkeit zeigt, daß hier sexuelle Fundamente berührt werden, ewige Sehnsüchte erwachen und der Pflege bedürfen.

Die romantische Form der Jugendbewegung ist bereits im ersten Weltkrieg untergegangen.

Walter Hammer und die »Jungen Menschen« haben nach 1918 versucht, den Aufbruch der Jugend aus den romantischen Bezirken in die realen Aufgaben der Zeit und die Aufgabenarbeiten der ersten deutschen Republik überzuleiten.

Die Auswirkungen der Reform des täglichen Lebens waren weit umfassender als manche Revolution. Sie erfaßten den ganzen Menschen. Innere Wahrhaftigkeit, wie sie die Formel vom Hohen Meißner forderte, prägte sich in der freieren Beziehung der Geschlechter zueinander, in der Ablehnung trennender gesellschaftlicher Formen, in der Aussage neuer Dichtung und Kunst, in der Befreiung von falschen und überlebten Bindungen soziologischer Art insbesondere aber in der Bejahung einer lebensrechten Moral, die sowohl dem Körper wie die Seele und den Geist entlastete und den Mut brachte, nackt und ehrlich zu erscheinen, verbunden mit einer schüchternen Begeisterung für den entblößten Körper und der Ehrfurcht vor dem wirklichen Leben. Auch die äußeren Formen änderten sich: der Kampf gegen den Kitsch wurde aufgenommen, die Einrichtung der Wohnungen veränderte völlig das Familienleben. Eine neue Architektur brach sich Bahn, man suchte sich zum Kämpfer einer neuen Zeit, die die Welt von Grund auf ändern wollte.

Jugend ist stets radikal. Sie möchte alles von der Wurzel aus gestalten. Ihre Äußerungen sind ekstatisch. Sie erlebte den Zusammenbruch ihrer Illusionen im zweiten Weltkrieg.

Heute sagt man: der neue Typ der Jugend sei skeptisch und realistisch. Fallen darunter auch die beiden anfangs gekennzeichneten Sehnsüchte? Wo müssen wir Lebenshilfen einsetzen, wenn eine skeptische und realistische Jugend nicht weiter kann?

Zuerst die Erotik: Ist Eros dem Sexus gewichen? Dazu muß man sich die Verhältnisse unserer Jugend einmal kurz vor Augen halten.

Fast 50% unserer Schulkinder haben nur einen Eltern teil, d. h. die Familie ist gestört. Die Atmosphäre des guten Familienheims haben viele junge Menschen selten oder gar nicht erlebt. Vater oder Mutter sind allem und suchen einen Partner, da sie erklärlicherweise noch nicht bereit sind, einzeln zu bleiben und nur ihren Kindern zu leben. Darum erhält die Jugend zu wenig Liebe. Sie steht zum Teil sogar im Wege und empfindet sich häufig als schulis beiseite geschoben. Es kommt die Angst vor dem Alleinsein. Dem Kameraden in der Schule oder im Betrieb wagt man seine Sehnsucht zum anderen Menschen nicht zu sagen, das wäre unmännlich und bei den Mädchen läppisch, denn sie müssen junge Damen darstellen. So wird diese Angst durch Notschreie überhört; man macht Lärm, führt sich auf, man gibt an, wird rüpelhaft, weil man nicht übersehen werden will — und heult nachts in die Kissen, weil man sich schlecht benommen hat.

Von da aus bis zum Verbrechen, um Mut zu zeigen und den Erwachsenen herauszufordern, ist nur ein kleiner Schritt. Jimmy Porter in Osborns Stück »Blick zurück im Zorn« schreibt auf: »Ihr seht ja nicht, wie ich mich nach ein wenig Enthusiasmus sehne, nur nach einem kleinen bißchen Begeisterung.«

Diese Sehnsucht hatte die romantische Jugendbewegung erfüllt.

In den Jugendvereinen der heutigen Zeit kann sie sich nicht zeigen, ohne der Lächerlichkeit anheimzufallen. Selbstverständliche Lebensäußerungen der Beziehungen zwischen jungen Menschen werden mit Begriffen aus dem Strafregister belegt, trotzdem die Erlebnisregion, auch wenn der äußere Vorgang einer angeblich straf-

waren Handlung Erwachsener ähnlich sieht, eine völlig andere ist. Zwar bringt das Jugendstrafgesetz wesentliche Erleichterungen, aber Presse und Öffentlichkeit brauchen immer noch die Sensation und den Beweis für die jugendliche Schlechtigkeit.

Es ist zu hoffen, daß aus dem Kreise der sehr einsichtigen und klugen Juristen, die das Jugendstrafgesetz geschaffen haben, auch Jugendhilfen erwachsen, die dem entsprechen, die einmal von Karl Wilker und Otto Zinker angebahnt wurden. Peter Martin Lampels Kritik an den Fürsorgeanstalten der Jugend hat zweifellos seine Wirkung getan. Lebensstätten der Jugend sind allerdings die neuen Aufenthaltsorte für eine mißgeleitete Jugend auch nicht geworden, zumal die Müffigkeit der bürgerlichen Atmosphäre sich wieder breit macht und die Verurteile über die Betätigung jugendlicher Erotik leider noch immer bis zum hohen Bundesgericht sich zeigen.

Und nun die große Fahrt mit dem Abenteuer, der Mutprobe, der Anstrengung aus Freude am Regen seiner Kräfte!

Das ist ein Gemeinschaftsunternehmen, eine Kollektivangelegenheit. Dabei ergibt sich die Hordenordnung. Bei verbuchorischen Maßnahmen spricht man von Banden; im inneren Gefüge ist es das gleiche. Der Führer stellt sich an die Spitze, er wird nicht gewählt, er ist da. Seine Führerqualitäten ergeben sich als selbstverständlich, in ihm konzentriert sich der Wille der Horde. Seine Person und seine Wirksamkeit machen aus der Gruppentätigkeit eine »Bewegung«, zum Unterschied vom Verein und seinem Vorsitzenden, die selten oder niemals etwas in Bewegung setzen.

Eine kluge Jugendfürsorge muß die Führerqualitäten von jungen Menschen nutzen, um die Jugendlichen richtig lenken zu können. In der Zeit des Wandervogels haben sich die Führer ihre Gruppen aus den Schulen und von der Straße zusammengeholt, selbst ausgewählt und sich die Gefolgschaft durch eigenen Mut und Bewährung erworben.

Man sollte solchen Gruppen von jugendlichen Bewegungsfreiheit geben. Wahrscheinlich werden sie heute im Zeitalter der Maschinen, der Motoren und der Technik nicht mehr wandern. Andere Zeiten ergeben andere Formen. Wettkämpfe der Motoren für Jugendliche zu organisieren, ist zwar für den romantischen Wandervogel etwas Absurdes, aber ein Ausdruck unserer Zeit und an und für sich nichts Böses noch zerstörerisch.

In der olympischen Zeit Griechenlands hat die Jugend schließlich auch Pferderennen, Boxkämpfe und Massensportveranstaltungen veranstaltet. Gibt man einer organisierten Jugend nicht die Möglichkeit, die Kräfte zu messen und den Mut zu erproben, die Kameradschaft zu zeigen, so wird sie soldatenhaft und wünscht sich zur Bewährung einen neuen Krieg.

Man schicke junge Menschen durch ganz Europa, in die Wüsten Afrikas und in die Steppen und Gebirge Asiens. Man lasse sie Abenteuer erleben und baue Herbergen für den neuen Wandervogel auf Motoren. Ja, man gebe ihm die Möglichkeit, in den Weltraum hinauszuliegen, man sollte nicht ängstlich nach den Opfern fragen, denn ein Krieg ist ein Massenschlachten und verlangt viel mehr Opfer, als die Abenteuerlust unserer Jugend jemals fordern wird.

Es bleibt dabei: Zu allen Zeiten gibt es »Junge Menschen«, und immer tragen sie die Sehnsucht ihres erwachenden Eros, und immer verlangen sie nach dem Rausch des Abenteurers durch die »Große Fahrt«.

Friedrich Weigelt

Kurt R. Grossmann

Der »Packreiter«, das ist vielleicht die beste Charakterisierung für Walter Hammer. Ein Mann, der immer mit geistigen Mitteln die Umwelt zu erleuchten gesucht hat, und der wie wenige Deutsche seine Aufgabe darin sah, das deutsche Volk vor seinen Totengräbern zu bewahren.

Ach ja, es war in der Weimarer Zeit, als wir mit so viel Hoffnungen und Erwartungen und so viel Leidenschaft für die Weimarer Republik arbeiteten, um sie und ihren unausbleiblichen Niedergang bangten. Damals war es Walter Hammer, der uns Mut und Glauben gab. Er tat das zunächst durch seine »Junge Menschen«, diese Zeitschrift für die Jungen — und nicht etwa nur der kalendermäßigen — um uns einzuhämmern: träumt nicht, seht Euch die Wirklichkeit an, dies und jenes ist geschehen, und Ihr müßt arbeiten, arbeiten für Eure Ideale!

Als ich im Jahre 1926 Generalsekretär der Deutschen Liga für Menschenrechte wurde, vertiefte sich meine Zusammenarbeit mit Walter Hammer und führte zu einer bleibenden Freundschaft. Hier war einer mit uns, einer von uns, der die Justizmorde bekämpfte, Gewalt durch Recht ersetzt sehen wollte und der für den Erziehungs-

gedanken im Strafvollzug eintrat. Als wir eine Nummer unserer Zeitschrift der Liga für Menschenrechte, für die ich verantwortlich zeichnete, dem Strafvollzug widmeten, war es Walter Hammer, der gerade damals ein Buch von dem viel zu früh verstorbenen Dr. Otto Zirker über das gleiche Problem im Fackelreiter-Verlag erscheinen ließ. Überhaupt versorgte uns Walter Hammer immer zur rechten Zeit mit der notwendigen Literatur, um den Menschen die geistigen Waffen zum Kampfe zu geben.

In Danzig, dem unrealisierten »Genf des Ostens«, ließ ich mir in den Jahren 1923 bis 1926 vom Fackelreiter-Verlag Bücher schicken.

»Was wollen Sie mit dem Zeug hier?« fragte mich ein wohlmeinender Politiker.

»Ich will die Bücher verkaufen, sie sollen gelesen werden.«

»Das halte ich für unmöglich«, erhielt ich zur Antwort.

Es war nicht unmöglich. Die Bücher, die bei Walter Hammer heranskamen, wurden gekauft; nicht zu Tausenden, aber zu Hunderten, und das erste Mal gab es Menschen in Danzig, die vom Fackelreiter-Verlag und der Zeitschrift gleichen Namens und seinem tapferen Herausgeber Walter Hammer etwas hörten.

Immer wieder begegnete mir Walter Hammer, immer wieder arbeiteten wir zusammen; und als er mir für einige Jahre entschwand, weil er von Hitlers Schergen gepackt worden war, da war es still und dunkel in der Welt geworden, und die Fackel, die Walter Hammer angezündet hatte, schien erloschen. Dann aber kam eines Tages wieder ein Buch mit der charakteristischen Handschrift Walter Hammers. Ein alter Freund unter den Überlebenden.

Walter Hammer war stets ein von seiner Aufgabe Besessener. Er hat in seinem Hamburger Heim, wo ich ihn vor noch nicht langer Zeit besuchte, eines der wichtigsten Archive aufgebaut. Es ist deswegen so wertvoll, weil es sich auf Konzentrationslager und Zuchthäuser der Nazizeit spezialisiert und auf die Persönlichkeiten, die in diesen Lagern umgekommen sind oder gelitten haben und jene, die für die Leiden verantwortlich waren. Es ist ein Archiv des Leidens, ein Archiv des Nichtvergessenswollens und Nichtvergessenkönnens.

Vielleicht ist das in dieser Zeit der materialistischen Triumphe nicht en vogue, aber ich stimme mit Walter Hammer überein, daß es dringend notwendig ist, denn wie ein Bundestagsabgeordneter einmal sagte: »Die Welt kann nur vergessen, wenn Deutschland nicht vergißt.«

Walter Hammer trägt mit seinem siebzig Jahren immer noch die Fackel, er forscht nach der Wahrheit, verkündet sie und sagt mit Jean Paul, man solle seine Augen gebrauchen, um zu sehen, damit man sie nicht gebrauchen müsse, um zu weinen.

Kurt R. Crossmann

Walter Hammer

Zu Walter Hammer muß ich in der Zeit von etwa 1910 bis 1913 gestossen sein. Es kann nicht nur die Jugendbewegung gewesen sein, deren beste Vertreter 1913 auf dem Hohen Meißner zusammentrafen, ich glaube vielmehr, daß ich als Schülleiter erstmals auf Walter Hammer stieß. Es muß mit dem Wintersport in Verbindung gewesen sein, und Walter Hammer dürfte darüber ein Buch geschrieben haben, dessen Titel ich nicht mehr genau kenne, denn meine Bibliothek und mein recht weitläufiges Personalarchiv gingen verloren, als mich die Gestapo verhaftete und meine Wohnungen in Prag und Wien »liquidierte«. Vielleicht trug das Buch den Titel »Wintersport im Sauerlande«. Jedenfalls war diese Veröffentlichung die erste, die mich — per Distanz — mit Walter Hammer bekannt machte; später lernte ich ihn auf Tagungen und Fahrten persönlich kennen.

Dann kam der erste Weltkrieg. Er überraschte mich in Salzburg beim Bundestag des Österreichischen Wandervogels. Ich selbst wurde »zurückgehend gemacht« und diente als Soldat zum Schluß beim k. k. Schützen-Regiment Nr. 10 (Jungbunzlau-Wattens). Die Verbindung zu Walter Hammer blieb aber immer aufrecht erhalten.

Nach dem Zusammenbruch 1918 konnte ich rund zwei Jahre unter seiner Führung an der Zeitschrift »Junge Menschen« in der Hamburger Johannisallee mitarbeiten. Dafür sei ihm, diesem gütigen und einmaligen Menschen, nochmals herzlichst gedankt. Auch im Namen meiner ersten Frau Mary, die ebenfalls im »Verlag Junge Menschen« arbeitete und die von der Gestapo 1938 in Dresden in den Tod gejagt wurde. Das große Glück, das mir in der Johannisallee zuteil wurde, war kurz gesagt dieses: In engster Arbeitsgemeinschaft mit Walter Hammer lernte ich in ihm einen Mann (vor allem als Publizist und Schriftsteller) kennen und schätzen, der in seiner Tätigkeit einzig und allein sich seinem Gewissen verantwortlich fühlte und danach handelte. Diese seine charakterlichen Eigenschaften prädestinierten ihn geradezu zu einem ehelichen und vornehmen Kämpfer für Freiheit, Recht und Menschenwürde. Dazu kam sein unverrück-

baren Bekanntheit zur sittlich-sozial launigen Demokratie.
Über den weiteren Weg Walter Hammers, von der
»Jungen Menschen« zum »Fackelreiter-Verlag«, muß
aus berufeneren Federn geschrieben werden; ich weiß
lediglich, daß er wertvolle Autoren zu Worte kommen
ließ und daß die Bücher des »Fackelreiter-Verlages« auf
europäischer Ebene viele dankbare Leser fanden.

Item: Etwa von 1925 bis 1935 war ich publizistisch im
Zeitungsarchivwesen stark engagiert. Fallweise bereiste
ich die Ost- und Südoststaaten. Und da und dort, in
Riga oder in Hermannstadt, in Prag oder Neusatz — bei
den deutschen Volksgruppenangehörigen — stieß ich auf
Menschen aus der Jugendbewegung. Sie hatten meist in
Deutschland oder Österreich studiert, waren mit dem
Wandervogel und der Freideutschen Jugendbewegung
bekannt oder ihr angehört geworden. Offen gestanden:
Viele schickerten! Denn nur durch Einfachheit in der
Lebensführung, durch Demut der Mitwelt gegenüber
und durch schlichte Geborgenheit im Menschlichen,
konnte der Freideutsche Lebensgrundsatz verwirklicht
werden. Und bei alledem, das blieb jedenfalls meine Er-
kenntnis, mußte der Mensch im Christentum, in der
Humanitas, verwurzelt bleiben, um dem Leben und sei-
nen Stürmen überhaupt gewachsen zu sein.

Bei diesen meinen »Fahrten« stieß ich auf viele Men-
schen, denen der Name Walter Hammer bekannt war,
durch die »Jungen Menschen« oder die Bücher des
»Fackelreiter-Verlages«, im Osten wie im Südosten. Es
rechtfertigt sich, auch unter den politisch-kulturell ganz
anders gearteten Verhältnissen von heute, wenn nicht nur
von Österreich aus, sondern aus der Sicht vom Osten
und Südosten bei Walter Hammer die schuldige Refe-
renz erwiesen wird.

Wo schließlich die Zäsur liegt, ist uns allen schmerz-
eches Erlebnis und Leiden gewesen: bei Adolf Hitler!
Ich begreife dieses Unglück erst gegen Ende 1934, als
engste Kontakte genommen wurden zu den Flüchtlingen
und Emigranten aus Deutschland. Alles kam dann
eigentlich so, wie es kommen mußte: Mit dem Einmarsch
der deutschen Truppen in Prag wurde ich verhaftet und
landete schließlich mit vielen, vielen Gesinnungsfreunden
im Konzentrationslager Sachsenhausen.

Ich war bereits ein »alter Kumpel«, als Walter Ham-
mer bei uns landete. Daß wir ein herzliches, wenn auch
schmerzliches Wiedersehen feierten, erübrigt sich zu
sagen. Aber kein Wort einer rüden Anklage kam über
seine Lippen, keine Verzweiflung ergriff ihn: er nahm
ruhig das ihm anferlegte harte Schicksal, kraft seiner inneren
Stärke und Freiheit, gelassen hin, auch die vielen
Demütigungen, die keinem erspart blieben. Da sein
»Faktum« noch nicht abgeschlossen war, ging sein Lei-
densweg weiter: Künnergericht, Zuchthaus Branden-
burg.

Allerdings trug die Hoffnung, als wir glaubten, mit
dem Zusammenbruch des Nationalsozialismus sei der
Schmach ein Ende gesetzt. Nichts von alledem! Mil-
lionen von Menschen ging wiederum die Heimat ver-
loren und wurden der Freiheit beraubt. Ganze Volke-
gruppen, diesmal voran die Deutschen, wurden zerrieben
und neues Leid über diese Menschen gebracht. Auch
Walter Hammer, der annahm, in Brandenburg Archiv
und Museum aufbauen zu können, mußte flüchten. Als
ich ihn dann in Hamburg besuchen konnte, war ich über-
rascht, wie gut und anheimelnd er sich eingerichtet hatte.
Diese Stunden, die unter anderem ausgefüllt waren mit
der Besichtigung und dem Studium seines Archivs, waren
für mich ein Erlebnis.

Schließlich kann ich nicht umhin, ein Wort über die
»Bewährung« Walter Hammers zu sagen, nachdem er
wiederum im freien Hamburg Haus und Heimat gefun-
den hat. Ja, liebe Freunde, es ist und kann wohl auch
nicht so sein, daß alle die, die — aus politischen Gründen
— während der NS-Zeit der Verfolgung ausgesetzt waren,
Helden gewesen seien. Man lernte sich, unter einem har-
ten Lebensgesetz stehend, meist erst im Konzentrations-
lager richtig kennen. Im öden und stumpfgen Robot
stehend, verschwieg man, was nicht unbedingt zu sagen
war. Offen konnte man nur jenen Leidensgenossen ge-
genüber sein, die man schon von früher zu seinen Be-
kannten und Freunden zählte. Diese Gruppenkreise
»hielten«. Sie waren es auch, die sich gegenseitig stütz-
ten, als es nach 1945 darum ging, in der neuen und
freien Gesellschaftsordnung Fuß zu fassen. Es gelang
nicht allen. Zu denen aber, die dem Freund und Kameraden
von einst hilfeleisch die Hand reichten, die sich in
keinem legendären und falschen Kreise bewegten, zählt
mit — er steht mit an der Spitze — Walter Hammer.

Das ist das höchste Lob, das ich ihm spenden kann,
aus bitterer Erfahrung heraus mit Menschen, die gleich
uns politisch Verfolgte waren, neutral durchs KZ gingen
und nach ihrer Befreiung nicht dem Gesetz der Nächsten-
liebe folgten. Bei Walter Hammer war das anders, bei
ihm, geläutert durch Leid und Not, summierten sich
Liebe, Güte, Freundschaft und formten sein Wesen zu
einer Persönlichkeit, die uns allen Vorbild sein kann.

Waldemar Quatner

Das Meißner Gelübde des Jahres 1918 hat Walter Hammer stets gehalten.

Früh schon bekämpfte der für die Ideale der Humanitas Entflammte die Menschheitsgeißel der Gewalt. Aber erst in der von ihm herausgegebenen Zeitschrift »Junge Menschen« verlieh er der Stimme der Jugend Wirkung und Kraft. Sie fand ein weites Echo als Kündlerin des Willens und Wollens einer Generation, die aus dem inneren Erlebnis ihres Jungseins die muffige Atmosphäre des bürgerlichen Daseins um die Jahrhundertwende überwunden hatte. Sie war durch einen verheerenden Krieg gegangen und schickte sich nun mit Eile und Energie an, eine neue Zeit zu formen. Es war nicht die Schuld dieser jungen Menschen und sicher nicht die Schuld Walter Hammers und seiner Mitstreiter, wenn wieder das Alte aufstand und mit neuen Phrasen eine echte Jugend überwand und sie in die Konzentrationslager brachte oder in den blutigen Krieg schickte.

In seinem Pöckelröder-Verlag hatte Walter Hammer noch unter vielen anderen auffrühlenden Verlagswerken das prophetische Buch »Wahr-Europa 1934« von Hanns Gohsch herausgebracht, das vom dänischen Ministerpräsidenten Stauning als der beste soziale Roman seit Zola bezeichnet wurde. Walter Hammer hat sich gerade für dieses Werk mit großer Hingabe eingesetzt, sah er doch in ihm eine apokalyptische Vision des dräuend am Horizont heraufziehenden Unheils der braunen Gewalt.

Trotz des Welterfolgs, den der Pöckelröder-Verlag mit Gohsch hatte, kamen die dunklen Jahre der brutalen braunen Herrschaft. Der Verlag wurde zerstört. Walter Hammer wurde zunächst verhaftet und mißhandelt. Später gelang ihm die Flucht ins Ausland. Als 1940 die Hitlertruppen in Dänemark einfielen, befand sich Walter Hammer in Kopenhagen. Er hätte wie viele andere rechtzeitig über die Grenze nach Schweden flüchten können. In seinem Besitz befanden sich aber Papiere, die, wenn sie in die Hände der Gestapo gefallen wären, verhängnisvoll für viele Deutsche und Ausländer gewesen wäre. Walter Hammer wollte dieses Material vernichten. Das wurde ihm zum Verhängnis. Er rettete zwar seine Freunde, geriet aber selbst in die Fänge der »Geheimen Staatspolizei«.

Es folgten die Leidensstationen: Polizeigefängnis Berlin, Alexanderplatz, Keller des Reichsicherheitshauptamtes in der Prinz-Albrecht-Straße, KZ Sachsenhausen und schließlich viele Jahre Zuchthaus in Braunschweig.

Als die Stunde der Befreiung schlug, ging der durch den Kreuzweg des Leidens Gezeichnete und Schwerkranke sofort wieder an die große Aufgabe, der Nachwelt die Schrecken der braunen Tyrannei zu überliefern. Doch wurde ihm die Fortführung dieser Arbeit von der stalinistischen Orthodoxie sowjetdeutscher Prägung unmöglich gemacht. Nun arbeitet der Siebzighältige, in dem immer noch eine Fenerzele leht, in Hamburg am Wiederaufbau seines bedeutsamen Archivs.

Es bedrückt den unentwegten Mann, daß die Menschheit heute einem bärenstarken, aber schwachsinnigen Troglodyten gleicht, der mit gefährlichen Waffen spielt, dumpf grübelt und beshaft prinst: »Fürchtet euch alle, denn es kann jeden Augenblick losgehen.« Es erschüttert ihn, daß die ethischen Eigenschaften im Vergleich zu den technischen Fähigkeiten der Menschheit verkümmern, daß ein täuschendes Wangenrot eine sportgestählte Gesinnheit vortäuscht, die nach einer Zeit mit einem Massenstecher bezudelt werden muß. Denn die Zerstörung des Sittlichen ist fruchtbarer als die Atombombe!

Das sind erschreckende Perspektiven.

Daran sind Rafer und Möhrer wie Walter Hammer wegen ihres schäten Menschentums und ihres Idealismus wichtig für Volk und Menschheit.

Franz Ballhorn

Hans J. Reinowski

Als Walter Hammer zwei Jahre nach Hitlers Machtantritt, als ein von der Gestapo verfolgter politischer Flüchtling, in Kopenhagen auftauchte, war er den meisten der dort bereits untergekommenen Leidensgefährten kein Fremder. Man kannte ihn gut, den glühenden Streiter für Freiheit und Recht, für Wahrheit und Pflicht, kurzum für die hohen und hehren Ziele, für die Deutschlands freie Jugend in der Weimarer Zeit begeistert entflammt war.

Die wenigen Emigranten, die Walter Hammer nicht kannten, lernten ihn sehr bald achten und schätzen. Er sprühte vor Kampfgeist und Tatkraft.

So wie er dabeih in Deutschland immer und über-

all in der vordersten Reihe zu finden war, war tapfere Streiter um die Ideale des Menschentums und der Menschlichkeit rangen, so strich und kämpfte er in Wort und Schrift unermüdet, unbeirrbar und zuversichtlich gegen die Hitlerpest.

Sobald nur ein Schiff oder Eisenbahnzug Untertanen des Dritten Reiches nach Kopenhagen brachte, war er unverzüglich als ein glühend bereiteter Missionar für das andere, bessere Deutschland unter ihnen.

Von seinen kärglichen Einkünften, die kaum für den eigenen Lebensunterhalt reichten, kaufte er Aufklärungs-literatur für die von der Pressenfreiheit abgeschnittenen Landsleute. Oft ließ er auf seine Kosten Flugblätter für die Teilnehmer von Kraft-durch-Freude-Fahrten drucken und steckte sie diesen im Laufe von Gesprächen zu, weil er es nicht ertrag, als Emigrant einfach die Hände in den Schoß zu legen und auf ein besseres politisches Klima zu warten.

In der gleichen Selbstlosigkeit, mit der er sich der politischen Aufklärungsarbeit hingab, widmete er sich seinen menschlichen Pflichten. Wo überhaupt im Kreise der Gleichgesinnten Not am Manne war, wo es aus geistigen, seelischen oder auch materiellen Gründen nicht weiterging, wo jemand Gefahr lief, den Mut zu verlieren, da sprang Walter Hammer ein, tröstete, richtete auf und half im Rahmen seiner Möglichkeiten, der oft erstarrlich weil gezogen war, denn Walter Hammer hatte im freigesinnten Bürgertum Dänemarks zahlreiche hilfsbereite Freunde. Seine Beziehungen reichten sich von Kopenhagen aus über die ganze freie Welt bis nach Argentinien und Bolivien ebenso wie nach England, Frankreich, der Schweiz und den Vereinigten Staaten.

Jahrelang hat er für einen damals aufkommenden Dichter der Emigration und des freibürgerlichen Widerstandes gegen Hitler in aller Welt Verhandlungen mit Herausgebern deutschsprachiger Zeitungen, mit Buchverlegern und Literaturprofessoren geführt, bis es ihm endlich gelang, diesem unbekanntem Schriftsteller in der Emigration mit einem »Lied am Grenzpfahl« genannten Gedichtbuch, das bei Oprecht in Zürich herauskam, zum Durchbruch zu verhelfen.

Das Werk ist im Chaos des zweiten Weltkrieges untergegangen; der Name seines Verfassers ist längst wieder im journalistischen Werkstatt verschollen. Geblieben aber ist und bleiben aber wird das stets dankbare Gedächtnis an die Selbstlosigkeit, Freundschaft und Hingabe dieses im besten Sinne jungen Mannes, der nunmehr — unalßbar — das zielzigste Lebensjahr vollendet.

Hans J. Reinowski

Gerhard Frankenberg

Lieber Kamerad Hammer! Mein Glückwunsch kommt aus weiter Ferne, aus Tinaroo Falls (Nord-Queensland, Australien). Ich bin seit dreiviertel Jahren auf einer Studienreise, die mich nach längere Zeit von der Heimat fernhalten wird. Doch auch hier unter den Antipoden habe ich jenes tiefe Gefühl der Verpflichtung nicht verloren, das Sie den Menschen und zumal den Deutschen in die Seele zu pflanzen von je bemüht waren.

Wir beide haben noch das wilhelminische Kaiserreich erlebt, seine Pracht, seinen Stolz, seine unerschöpflich scheinende »Prosperity«. Und Ihnen ging es wohl wie mir: Uns klang das Dröhnen des Parademarsches hoch. Der Reichtum, der sich prahlend vor uns aufblühte, schien uns nicht das Wesentliche im Leben eines Menschen und eines Volkes. Und wir begannen zu ahnen, daß die Blüte, die man uns wies, auf einem Sumpfe schwamm.

Doch wir sahen eine Hoffnung für unser Vaterland und für den Kulturkreis, dem es gehörte. Das war die Jugendbewegung, in der Sie eine so bedeutende Rolle spielen sollten. Immer deutlicher wird mir, daß unser Volk durch sie hätte gesunden können, wäre nicht ein so großer Teil dieser opferbereiten und vom modernen Geist erfüllten jungen Menschen neben uns in Flandern und auf den anderen Schlachtfeldern des ersten Weltkrieges verblutet.

Der Zusammenbruch der alten Gewalten — den man zu einer Revolution umgedreht hat — schien eine freibürgerliche Entwicklung zu ermöglichen. Aber die antidemokratischen und antisozialen Überlieferungen waren zu stark, und der Träger des neuen Staates, das Volk, war nicht auf seine große Aufgabe vorbereitet, auch zu wenig seiner Macht und seiner Verantwortung bewußt.

Im »Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold«, dem heute beschämenderweise fast vergessenen Kamollbund aufrechter Republikaner, haben wir beide damals Schulter an Schulter für das Deutschland Schillers, Goethes und Lessings gekämpft, jenes Deutschland, das der Welt wirklich etwas zu geben hat. Aber die Weltkrise zerbrach den Staat von Weimar, und der Logenst, unterstützt von allen Mächten der Reaktion, wurde Herr über unser Volk. Lassen Sie mich schweigen von den Jahren der Tyrannei, von dem Blutzoll, den sie nahen, und von den physischen und seelischen Zerstörungen, die sie verschul-

dabei lassen Sie sich auch nicht das Bild des heutigen, zweigeteilten Deutschland entrollen, das jedem guten Deutschen und Europäer so viel, so viel zu wünschen läßt!

In allen Stürmen der Zeit sind Sie sich fest gehalten in Ihrer edlen Begeisterung für den jungen Menschen, den innerlich jungen, der immer strebend sich bemüht um klares Denken und um gütiges Handeln. Sie haben nicht in der selbstgefälligen Weise der Nationalisten Ihr Volk in den Himmel geloben oder gedankenlos für die Menschheit geschwärmt. Aber Sie haben den Menschen und zumal den deutschen Menschen geliebt, wie man ein vielversprechendes Kind liebt, eben weil man weiß, daß vor ihm noch die Jahre der Entwicklung liegen, Jahre des Lärmens, der Selbsterkenntnis und der Arbeit an sich selbst.

Von dieser Liebe des Helfenden und Gebenden werden Sie nie lassen. Wie wir im »Deutschen Volksbund für Geistesfreiheit«, so werden auch Sie und Ihre Mitstreiter immer wieder um des großen Zieles willen alle Rückschläge und Enttäuschungen der Gegenwart überwinden. Wir dienen ja dem Geschlecht, das da kommen wird, wir dienen der Idee des Menschen!

Mögen Ihnen zu diesem Werke weiterhin die Kraft und Fröndigkeit beschieden sein, die Ihnen stets zu eigen war!

In alter Verbundenheit

Prof. Dr. Gerhard von Fraunberg und Ludwigsdorf

SCHUTZMANN GRONKA Erzählung aus der Wirklichkeit

Sie trafen sich an der Kreuzung ihrer Revierstraßen im Außenviertel fast in dem Augenblick, als über der Stadt die Sonne aufging; bald würde es sich zeigen, welches Wetter dieser Tag im frühen Herbst haben sollte. Sie standen zehn Minuten zusammen und sprachen miteinander, was so Schutzleute in Warschau und überall in der Welt zu besprechen haben. Vom Dienst in der vergangenen Nacht, vom Wetter des beginnenden Tages, von der Ruhezeit, die in zwei Stunden beginnen sollte und bis zum Abend dauern würde. Um eine Note herzlicher und persönlicher dieses alles, weil sie nicht nur Kollegen waren, sondern auch Freunde von lang her. Der Schutzmann Gronka hatte eine Schwester des Kollegen zur Frau gehabt; war sie auch längst gestorben, so verband dieses doch noch jetzt. Sie gaben sich schließlich die Hand, grüßten militärisch und gingen jeder in seiner Richtung davon.

Bald hatte sich das Wetter entschieden: es wurde noch einmal ein schöner warmer Tag. Einen Widerschein der Freude darüber fand Gronka in seinem Herzen und auf den Gesichtern der Leute, die mählich auf die Morgenröte der Straßen trübten. Arbeiter, Kutscher, Angestellte, Manne vor ihnen kannte er, und sie grüßten ihn. Langsam durchschritt er die Straßen. In der Near Straße sah er ein Mädchen vor sich hergehen, von dem er, ohne daß er ihr Gesicht sah, wußte, daß sie jenem leichtfertigen Gewerbe angehörte, mit dem er und alle Kollegen täglich zusammentrafen. Er sah, daß das Mädchen sehr unsicher ging, sich eng an die Häuserfront hielt, öfters rückwärts anhielt. Sie war aber nicht betrunken, das sah er ohne weiteres; den Schritt betrunkenen Frauen kannte er genau; über die Physiognomie des Ganges hat jeder Schutzmann seine eigene namenlose, metaphorische Wissenschaft. Diese da vorn war schwach, vielleicht krank, übermüdet oder so was. In diesem Schritt ging er markmal selbst die Treppen zu seiner Wohnung hinauf; wenn der Dienst lang und schwer gewesen war. Man setzt so Bein vor Bein, mühsam, steif, und oben fällt man wie ein Klotz aufs Bett und wünscht blitzschnellen Schlaf heilig.

»Bitte — wie komme ich zum Bahnhof?« sprach ihn jetzt ein Herr an. Schutzmann Gronka beschrieb den Weg; während dieser kurzen Zeit geriet ihm das Mädchen aus den Augen. Als er später um eine Straßenecke kam, sah er sie wieder vor sich. Sie stand an eine Hauswand gelehnt, plötzlich ging sie taumelnd der Straßennitte zu, sah sich hilflos suchend oder nach einer Droschke um — und — Blut quoll ihr aus Mund und Nase, sie fiel auf das Pflaster. Gronka lief hinzu.

Außer ihm hatten zwei bis drei Leute den Vorfall beobachtet und eilten gleichfalls hinzu. Auf ihren Gesichtern lag Furcht und Abscheu; das Blut hatte sich in einem heftigen Strahl auf die Kleidung der Frau ergossen und sickerte jetzt noch in kleinen Rinne; die Veränderungen, die es an der Kleidung und den bloßen Teilen des Körpers bewirkt hatte, waren demzufolge heftige und nur mit Schaudern anzusehen.

Nur Gronka hatte keine Scheu. Aus den klinischen Belehrungen, die sie erhalten hatten, und aus der Praxis der Straße kannte er dieses Bild: Blutsturz, ein sehr heftiger, unmittelbar lebensgefährlich; es kam darauf an, daß diese Frau sehr schnell in ein Krankenhaus kam.

Er war neben ihr niedergebriert, hielt ihren Kopf im Arm und versuchte mit seinem großen roten Taschentuch das Blut zu stillen und aufzufangen. Ja, da war nichts zu machen, bei der leisesten Bewegung floß es erneut heftig. Man mußte sie so schnell und sanft wie möglich in ein Bett bringen. Er dachte daran, wie gut es jetzt sein mußte, den Freund hier zu haben; besser würde er helfen als diese Callen, die jetzt in steigender Zahl einen allzu dichten Ring um ihn bildeten. Er befreite seinen rechten Arm, zog die Pfeife, piff zwei-, dreimal. Aber kein Echo kam in die abgelegene Straße. Also Auto!

»Ach, Herr, bitte, suchen Sie doch ein Auto!« wandte er sich an einen der Umstehenden. Der durchsuchte die Reihen und rannte davon. (Kurz darauf aber ließ ihm ein, daß er keine Zeit habe und ihm die Sache nichts anging, und er kam nicht wieder.)

Als er verschwunden war, kam am anderen Ende der Straße ein Wagen in Sicht, durchlief die Straße lang

50

ED-106/9 - 35

Institut für Sozialgeschichte - Archiv

sam.

»Bitte, den Wagen anhalten!« rief Gromka.

Der Wagen hielt, und der Chauffeur beugte sich neugierig heraus. Aus seiner knienden Stellung sagte Gromka: »Wir müssen die Frau schnell ins Krankenhaus fahren; Blutsturz; so sieht es jetzt.«

»Ins Auto? Nee, Herr, die Frau mit dem vielen Blut ins Auto — ausgeschlossen! Das Blut verdrückt mir die Polster; die Polster sind blaues Leder, Herr! Da kriegt man so was gar nicht wieder raus.«

Der Chauffeur griff zum Volant und wollte davon. Gromka ließ die Kranke schnell zu Boden sinken, durchbrach die Gittertüren, stand neben dem Wagen.

»Sehen Sie denn nicht, daß die Frau todkrank ist? Sie muß sofort ins Krankenhaus«, sagte er ziemlich ruhig, denn er glaubte nicht, daß er den Mann sofort einsichtig finden würde. »Also, nun schnell!«

»Die Frau kommt mir nicht in den Wagen«, sagte der andere und sah patzig in Gromkas Auge.

»Wirklich, Schutzmann, Sie können nicht verlangen, daß der Chauffeur seine Polster verdirbt wegen des Fremdwinnens, mischte sich ein Herr ein, »seine Herrschaft würde es ihm schön danken!«

»Na also«, erregte der Chauffeur in tiefem Ton, »das muß ja jeder sagen!«

Ein Mann aus dem Volke: »Na und ob! Die Polizei bezahlt dir deine Polster nicht, und das Weib kann nun um und um drehen, da fällt kein Geld raus.«

Ein anderer rief: »Fahr los, Kamerad!«

Die ganze Gruppe der Neugierigen hatte sich jetzt um das Auto gezogen; die blutüberströmte Frau lag still und allein abseits; sie rüdulte leise. Nur ein kleines Kind stand erschreckt starr zu ihren Füßen und sah auf sie nieder. Schutzmann Gromka hörte seine Stimme wider tönen, wie von einem Echo, als er jetzt sagte:

»Aber man kann doch nicht an so was denken, wenn — Die Frau muß doch fort.« Plötzlich schrie er: »Die Frau muß fort! Ich beschlagnahme den Wagen! Ich fordere zum Auswandergahn auf!«

Das erschreckte Kind ließ der Frau fuhr zusammen und fing an zu schreien; seine Mutter stürzte herzu und riß es mit sich in den Knäuel.

»Den Wagen beschlagnahmen? Mann, das können Sie doch gar nicht, das tun Sie erstmal«, erregte der Chauffeur halb frech, halb eingeschüchtert. (Er wußte nicht, wer recht hatte.)

Der Schutzmann schob die Leute, die an der Wagentür standen, beiseite und öfnete den Schlag. Aber heftiger schob sich die Menge wieder heran, und er war selbst abgedrängt.

»Tür zulassen!« schrie der Chauffeur.

»Fahren Sie doch los, Mann«, sagte der Herr.

Gromka sprang vor den Kühler und rief mit erhobenen Armen: »oh, er wußte ja nicht, wie zerhaucht sein Pathos eigentlich war — «Nur über mich weg geht der Weg!«

Der Motor stellte sein Schnauben ein, dafür erhoben sich aus der Menge wütende Protestrufe und Schimpfworte. Der Herr trat an Gromka heran und sagte: »Ich bin auch Autobesitzer, und wenn mein Chauffeur mit so verdrecktem Wagen käme, schmeiß ich ihn raus. Lassen Sie also den Unfug! Ich melde Sie sonst. Mann, Ihr Verhalten ist dienstwüdrig; wegen so einem Frauenzimmer!«

»Was Sie denken und wollen, ist gleichgültig! Ich habe für die Frau zu sorgen«, sagte Gromka und ging auf die Kranke zu — würde jemand ihm helfen? Er sah, verzweifelt blaß — nur finstere, feindliche Gesichter. »Herrgott, ist die Welt furchtbar«, sagte er vor sich hin, »wie Bestien sind sie.« Sachte hob er die Frau auf seine Arme; das Blut floß sofort wieder heftiger und bespritzte seine Uniform.

Aus der hintersten Reihe des Knäuels sagte eine Frau: »Jetzt bespritzt er sich selbst, der Eselle!«

Die Menschenlast auf den Armen, richtete Gromka sich hoch und stark auf. »Platz am Wagen!« sagte er mit einer fremden, starken Stimme. Die Leute gingen nur langsam auseinander, nur langsam kam er auf den Wagen zu. Als ihn noch einige Schritte davon trennten, schnitt die Anführer, die Menge schrie, jöhend, haßerfüllt: »Los, fahr zu! Ab!«, und das Auto fuhr im schnellsten Tempo davon.

Gromka stieß Menschen beiseite, rannte drei, vier Meter hinter dem Auto her. Dann konnte er nicht mehr. Seine Arme und Beine wurden schwach, er ließ die Frau, viel zu heftig und schnell, auf den Boden sinken.

Plötzlich sahen die Leute, daß er seinen Revolver gezogen hatte. Mit furchtbarem Schrei sprengte der Knäuel auseinander. Aber nur ein Schuß ertönte, nur einer wankte und fiel. . . . Als Gromka mit seinem schweren Körper zu Boden gefallen war, sagte er nach einer Weile in die Stille: »Wenn die Gerechtigkeit aber auch so ganz aus der Welt verschwunden ist — dann lohnt es sich nicht, zu leben.«

Dann sprach und rührte er sich nicht mehr.

Nur einer der Zeugen hatte den Mut, Anzeige zu machen. Neben dem Kommissar stand erschreckt und glühend der Freund und hörte den Bericht. Ruhig ging er ins Nebenzimmer und erschütterte die warme schwere Luft der Wache durch die Detonation seines Revolvers, mitten in seine Schläfe.

Albert Baginsky

DER FACKELREITER 2/2, Februar 1929

51

ED-10619-36

Archiv

52

ED-10819-37

Am 1. April 1939 traf ich, bis dahin Regierungsrat bei der Preußischen Regierung in Königsberg (Preußen), als Reserveoffizier der Kriegsmarine zur Abteilung Ausland im Amt Ausland/Abw. des Oberkommandos der Wehrmacht kommandiert, am Lützowufer in Berlin ein. Ich war entschlossen, den Gewissenszwang, dem ich auch als Nicht-Pg. im preußischen Verwaltungsdienst mehr und mehr ausgesetzt war, von mir abzuschütteln und bei der Wehrmacht wieder ganz der zu sein, der ich war, sowie dem Bekenntnis der Jugendbewegung, aus eigener Verantwortung und mit innerer Wahrhaftigkeit meinen Weg zu gehen, unter keinen Umständen untreu zu werden. Ich wurde aktiver Soldat, und schon ab 1. 1. 1940 gehörte ich als Korvettenkapitän MA. E. der Abteilung an.

In den drei Jahren im OKW und in den letzten anderthalb Jahren des Krieges in der Seekriegsleitung erlebte ich den Pulsschlag der furchtbaren Zeit des wahrerfüllten Tyannen aus nächster Nähe. Unser Amtschef im OKW war Admiral Canaris.

Es war erstaunlich, wieviele offene oder geheime Gegner des Systems sich unter den Offizieren betanden. Man konnte mit vielen ein offenes Wort sprechen, ohne befürchten zu müssen, in ein kriegsgerichtliches Verfahren wegen Zersetzung der Wehrmacht verwickelt zu werden. Naturngemäß gab es auch andere. Man konnte sie und vermied es, mit ihnen mehr als das rein Militärische oder Belanglosigkeiten zu besprechen. Es waren aber nur wenige, verhältnismäßig harmlose Leute. Dafür sorgte wohl schon Canaris, er selbst übrigens das Muster eines diskreten und verschwiegenen Offiziers, ein launlos kleiner Herr mit gütigen und klugen blauen Augen unter seinen buschigen Augenbrauen. Aber jeder von uns wusste, wohn die Berichte und Bilder über die neuesten Untaten der Gestapo, des SD und der Totenkopf-SS-Angehörigen von den verschiedenen Kriegsschauplätzen, aus den besetzten Ländern und aus den KZs zu lesen waren: zum Stabe des Admirals unter dem damaligen Obersten und späteren General Oster.

Mit Ausbruch des Krieges vergrößerte sich das Amt Ausland/Abwehr erheblich. Das Völkerrechtleramt, in dem ich arbeitete, wurde zur Gruppe, und mit den völkerrechtlichen Wissenschaftlern, die zu uns stießen, teils als Reserveoffiziere, teils als Kriegsverwaltungsräte, kam auch Graf Helmut James v. Moltke zu uns, der auf Grund seiner juristischen Studien in England als barrister of law neben seinen völkerrechtlichen Kenntnissen besonders als Kenner des englischen Wirtschaftsrechts galt. Als bis dahin einziger völkerrechtlicher Mitarbeiter unseres Gruppenleiters führte ich Graf Moltke auch bei dem im OKW gebildeten Sonderstab für Handels- und Wirtschaftskriegführung (HWK) ein, dessen völker- und wirtschaftsrechtliche Beratung er ebenfalls übernahm.

Im Sommer 1940 besuchte ich zusammen mit v. Moltke und dem Grafen Berthold Seherk von Sauffenberg, der inzwischen als seekriegsrechtlicher Sachbearbeiter dem Dezernat des damaligen Ministerialrats, späteren Admiralsichters Dr. Eckhardt, in der Operationsabteilung der Seekriegsleitung beigegeben war, eine Sitzung des Freisengerichtshofes in Hamburg. Wir hielten uns zwei Tage in Hamburg auf und wohnten gemeinsam im Hotel »Vier Jahreszeiten«. So hatte ich schon von Anfang an Gelegenheit, die souveräne Art des juristischen und weltwirtschaftlichen Urteilsvermögens des Grafen Moltke wie vor allem den Menschen in ihm kennenzulernen. Das war freilich nicht ganz leicht, und ich fühlte mich eigentlich immer mit einer Art unglücklichen Liebe zu ihm hingezogen: denn er verband das, was mich gerade so anzog, die Lautere, aus einem unbestehlichen Gewissen bestimnte, für jeden echten Einwand aufgeschlossene Art seines Wesens mit soviel Weltklugheit und Zurückhaltung, daß es sehr schwer war, gerade das, was ihn schon damals ständig bewegte, die innere Auseinandersetzung mit dem System der nationalsozialistischen Diktatur in ihm so anzusprechen, daß er das Visier löstete. Das wurde freilich im Laufe der Kriegsjahre in seiner völkerrechtlichen Arbeit in dem Maße anders, als er durch sein unbestechliches Festhalten an den völkerrechtlichen Grundlagen der Kriegführung, besonders im Ostkrieg, während des zweiten Teiles des Krieges, in einem immer schärferen Gegensatz zum Wehrmachtsführungstab geriet, der sich im Laufe der Zeit seine eigenen Völkerrechtsexperten zulegte, so daß Moltke mehr und mehr gezwungen war, seinen grundsätzlich abweichenden Standpunkt in Vortragsnotizen oder Aktenvermerken der Abteilung Ausland niederzulegen.

Als ich einmal einer Einladung von Graf Moltke zum Mittagessen in seinem bescheidenen Berliner Zimmer über einer ausgebauten Carage im Tiergartenviertel folgte, fand ich über seinem Sofa das Schild, das man damals in allen Eisenbahnabteilen und an anderen öffentlichen Stellen lesen konnte: Achtung! Feind hört mit! Noch ahnte ich damals nicht, in welchem Sinne das schon zu dieser Zeit für ihn persönlich höchster Ernst war. Auf meine Frage nach der Bedeutung lächelte er selbst: »Ein Scherz!«

Erst viel später, als ich im September 1948 nach einem Kommando als Artillerie-Offizier bei den Seekomman-

Institut für
Militär- und
Völkerrecht - Archiv

danten Krim/Ukraine und Kaukasus und als Artillerie Kommandeur bei Anapa am Schwarzen Meer infolge einer erheblichen Verletzung durch Sturz mit dem Pferde nach Berlin zurückgekehrt war und in der 8. Abteilung der Seckriegsleitung Dienst tat, erfuhr ich von meinem Freunde Adolf Reichwein, von dem ich wußte, daß er öfter in Krestau war, die wahren Gründe der noch in sich geklärten Haltung des Grafen Moltke. Der Kreisauer Kreis und alles, was sich in ihm vorbereitete und sich in der geistigen Arbeit des Kreises niederschlug! Aber als ich damals, 1920 oder 1921, mit v. Moltke in seinem ein- fachen Wohn- und Schlafrum Mittag aß, hatte ich noch etwas entdeckt, was mir das Innerste seines Wesens er- schloß und mich heimlich mit ihm verband: das Neue Testament — oder war es die ganze Heilige Schrift? — auf dem Nachttischchen neben seiner eisernen Bettstatt! Gewiß war die christliche Grundlage seines Wirkens viel- leicht etwas, zu dessen Erkenntnis er sich erst im Laufe der Kriegsjahre durchrang. Aber ist nicht die Bibel — vielleicht dasselbe Büchlein, das ich damals sah — in den schweren Zeiten seiner Haft, des grausamen Todes urteils des Volksgerichtshofes und seines letzten Ganges in Plötzensee sein Kitz und Alles geworden? —

Es ist uns allen auch ein Trost gewesen, daß Graf Moltke in den letzten Wochen seines Lebens im Straf- gefängnis Tegel in dem mir auch noch aus seiner Studien- zeit her bekannten und verbundenen Harald Fölschau seinen Seelsorger fand. Dieser war es auch, der durch seine tapfere Haltung dafür sorgte, daß seine letzten Briefe zu seiner Familie und durch die Veröffentlichung in die Hand des deutschen Volkes gelangten.

Es ist eine seltsame Verknüpfung der Schicksalsfäden, daß Graf Moltke gerade dadurch, daß er einem anderen besonders hervorragenden Vertreter der Abteilung und späteren Amtsgruppe Ausland des OKW rechtzeitig vor den Schächern der Gestapo zu warnen suchte, davor be- wahrt wurde, am Attentat des 20. Juli — das er nicht billigte! — in irgendeiner Weise beteiligt zu sein; denn die Gestapo griff zu und setzte ihn deshalb in Haft, ohne von den Zusammenhängen zu wissen, die ihr erst nach dem 20. 7. 1944 bekannt wurden.

Derjenige, den Moltke gewarnt hatte, war der Major d. Res. Otto Kiep, der Diplomat und frühere Ministerial- direktor und Reichspressedirekt, damals der politische Ge- neralreferent der Amtsgruppe Ausland. Kiep war ein kluger und überaus lebenswerter Mann, darin das Ge- genteil von Moltke, daß er aus seinem Abscheu gegen Hitler und sein System jedenfalls jedem Kameraden ge- genüber, den er für einen Gesinnungsgenossen hielt, kein Hehl machte. Er war so erfüllt davon und von der Un- rube, die dem wirklich unter den hohen militärischen Führern sich niemand finden würde, der die Wende her- beiführte, daß er bei unseren häufigen gemeinsamen Mit- tagessen und vor allem dem anschließenden Mokka- Stündchen in den schönen Räumen des sogenannten Garde-Kavallerie-Clubs in der Bendlerstraße leidens- schaftlich seinem überwollen Herzen freien Lauf ließ. »Was das Herz voll ist, läßt der Mund über.« Aber die Gestapo beschattete ihn und so kam es, daß Otto Kiep, wenn auch erheblich später, in einer Teegesellschaft bei Elisabeth von Thadden, in der er sich unter lauter Ge- sinnungsfreunden wühlte, das Opfer einer Denunziation wurde.

Unvergessen ist mir auch ein Besuch mit dem dama- ligen Ministerialdirektor Dr. Brandenburg aus dem Reichsverkehrsministerium zusammen in dem kultur- erfüllten Kiepschen Hause im Grunewald, wo wir auch seine Gattin und seine beiden Söhne kennenlernten, diese so humanistische Familie, auf die sich wenige Jahre später durch die grausame Verfolgung des Tyrannen und die Hinrichtung Otto Kieps so schweres Leid senkte.

Wenn ich an die drei Jahre in der damaligen Abteilung Ausland im OKW zurückdenke, so möchte ich noch eines Menschen gedenken, der erst später zu uns kam, und den ich nur kurz kennenlernte, der mir aber als Mann von wirklich europäischem Adel der Gesinnung einen unauslöschlichen Eindruck gemacht hat. Das war der österreichische Aristokrat Fehr von Guttenberg, der in unseren Gesprächen oft mit tiefem Schmerz von Hitler als der Verkörperung des Bösen, dem Zerstörer Europas sprach.

In Guttenberg lebte noch — und darin fanden wir uns vom ersten Tage an — das katholische deutsche Erbe des Heiligen Reiches Deutscher Nation, und in den von ihm herausgegebenen »Weißen Blättern«, in denen auch Reinhold Schneider, mit dem ihn jahrelange Freundschaft verband, öfter zu Worte kam, hat er dem Bilde Europas von daher, das lebendig in ihm lebte, bis zum nationalsozialistischen Verbot dieser Zeitschrift mannig- fachen Ausdruck gegeben. Reinhold Schneider war es auch, der mir Anfang August 1946 auf meine Anfrage als Leiter von seinem wahrscheinlichen — später ja auch leider bestätigten — gewaltsamen Tode in den Ruinen nicht weit von dem Gefängnis in der Lehnitz Straße in Berlin schrieb, in dem er vom August 1944 bis in die Apriltage 1945 als in die Vorgänge vom 20. Juli 1944 verwickelt in Haft gehalten wurde. Guttenberg gehörte zu den achtzehn, wenige Tage vor der Auflösung des Gefängnisses in die Ruinen um den Lehnitz Bahnhof verschleppten, die dort von dem SS-Bewachungskom-

Institut für...

Archiv

54

50-10219-39

manche meuchlings erschossen wurden. Reinhold Schneider schrieb mir auch vom dem Bericht eines Freundes, der bis Ostern 1945 mit ihm (Guttenberg) zusammen im Gefängnis gesessen hat. Dort hat er sich wunderbar gehalten. Er hatte sich zu den Anbahnungsarbeiten gemeldet, und etwas Strahlendes ist ihm eigen gewesen. Reinhold Schneider schließt seinen Brief mit den Sätzen:

»Vieles habe ich nur für ihn geschrieben, nur in seiner Zeitschrift konnten gewisse Aufsätze noch gedruckt werden, d. h. er hatte ihm den Mut, sie zu drucken, und aus dieser Arbeit ist dann mein Buch »Macht und Gnade« entstanden, das ich also für ihn geschrieben habe. Baron Guttenberg war ein von Grund aus ritlicher Mensch, und ich fürchte sagen zu müssen: von einer Art, derengleichen schwerlich wiederkehrt.«

Ich weiß nicht, inwieweit Moltke, Kiep und Guttenberg in ihrem Leben von der Jugendbewegung unmittelbar berührt worden sind. Ihrem Herkommen, ihren Verhältnissen und ihrem Beruf nach müßen sie in den Jünglingsjahren, in denen uns die Jugendbewegung das entscheidende Erlebnis wurde, ihr ferngestanden haben; aber als durch diese Bewegung gegangener Mensch, fühlte man sich unmittelbar zu diesen Männern hingezogen; denn in ihnen lebte die allein ihrem christlich-erleuchteten Gewissen verantwortliche Art und die Verbindung von Geist und Formung durch diesen, wie sie aus von der freideutschen Jugend tiefste Verpflichtung wurde in dem edligen Gesetz von Herrschaft und Dienst aus eigener Verantwortung und mit innerer Wahrhaftigkeit.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß Graf Moltke durch den Kreisauer Kreis auch in starke unmittelbare Berührung mit Menschen der Jugendbewegung gekommen ist und die Dokumente dieses Kreises, soweit sie erhalten sind, daher auch von dem Geiste der Jugendbewegung mitbestimmt worden sind.

Wie weit die Wurzeln dieses Kreises auf den Löwenberger Arbeitskreis um Hans Dehmel, Hans Raupach, Karl Dühring v. Trotha u. a. im Böhmerwald zurückgehen, will ich nicht mit Bestimmtheit zu sagen. Daß aber starke Querverbindungen zwischen diesen beiden geistigen Zentren in Schlesien für ein neues Deutschland bestanden — dem schon Jahre vor dem Krieg besonders im Wandervogel wohlkennnten und zu ihr gehörigen Böhmerwald-Kreis und dem aus der Not der nationalsozialistischen Unterjochung und Geschichtsverfälschung um 1912 entstandenen Kreisauer Kreis —, folgt schon daraus, daß ein so echter, aktiver und sozusagen universaler Mensch der Jugendbewegung wie Adolf Reichwein zu den führenden Männern des Kreisauer Kreises gehörte.

Reichwein ist der mir unter den Opfern des 20. Juli 1941 persönlich am nächsten stehende Freund. Wir kannten uns schon aus den Marburger Studentensystemen 1920/1921, in denen ich als Folge des umstürzenden Kriegs- und Nachkriegserlebnisses von 1918 mich einmal spät auf die Universität zu theologischen und philosophischen Studien geführt wurde, nachdem ich bereits im August 1914 als junger Kriegstretwilliger mein juristisches Referendarexamen gemacht hatte. Soviel ich mich erinnere, hielt Adolf Reichwein als Mensch der Jugendbewegung ebensoviel von Stefan George wie ich selbst. Wir sahen ihn manchmal auch in Marburg, wenn er Prof. Friedrich Wolters, der zum engsten Kreise Stefan Georges gehörte, besuchte. Aber die Versuche von Prof. Wolters, in dessen Seminar Reichwein war, ihn in den Kreis der Stefan-George-Jünger zu ziehen, die damals schon äußerlich an der Art, den Schicksal zu tragen, erkenntlich waren, schlugen fehl.

Adolf Reichwein war ein Freideutscher und gehörte, wenn ich mich recht erinnere, der Akademischen Vereinigung in Marburg an, in der ich auch öfter und ganz zu Gute war.

Wir haben uns seit jenen glücklichen Jahren immer wieder einmal gesehen oder voneinander gehört, obwohl unser Leben uns sehr verschiedene Wege führte und Reichwein in den nächsten zehn Jahren in seiner energiegeladenen, lebenssprühenden Entdeckertat mehrere Weltkreise machte, sich als Pionier in der Volkserziehung auch literarisch betätigte, die Volkshochschule in Thüringen aufbaute und an der Seite des Preussischen Kultusministers Becker am Aufbau der Pädagogischen Akademie in Preußen mitarbeitete. Zwischen durch fand er immer wieder Zeit, alles gesammelte Material wissenschaftlich und literarisch auszuwerten, bis er 1930 selbst eine Professur an der Pädagogischen Hochschule in Halle übernahm und es nach 1935 vorzog, als Volksschullehrer auf dem Lande seine Pflicht nach Möglichkeit zu wahren und neue Erfahrungen sozusagen in der pädagogischen Front zu sammeln, die sich ihren Niederschlag in seinem letzten pädagogischen Werk fanden.

Fast im Ergehen, also zu einer Zeit, in der Adolf Reichwein schon seine feste politische Position bezogen hatte und im Kreisauer Kreis und von ihm aus in weitreichenden, von ihm sorgfältig gesponnenen Verknüpfungen in der Widerstandsbewegung stand, sahen wir uns wieder und trafen uns nun häufiger, fast regelmäßig in seiner behaglichen, hübschgefügten und doch so übersichtlichen und hellen Südender Wohnung oder auch bei mir zu Haus oder bei v. Trothas in unseren Lichterfelder Hei-

Institut für...

Archiv

55

nen oder auch anderswo. Auch nach meiner Rückkehr aus Südrussland und längerer Zehlfendorfer und Camischer Lazarettzeit sahen wir uns noch öfter.

Im September 1943 hatte ich meinen Dienst in der Seekriegsleitung angetreten. Ende November wurde das Dienstgebäude am Lützowufer durch den schweren Fliegerangriff auf den Berliner Westen völlig zerstört. Noch erinnere ich mich deutlich des Morgens des 24. November 1943, als wir uns das letzte Mal sahen. Wir gingen zusammen vom Bahnhof Schöneberg, wo wir uns im Menschengewühl trafen, durch das von dem schweren Nachtangriff noch schwelende Berlin die in gelbem Schwefeldampf und Ruß gebillte Potsdamer Straße entlang bis zum Lützowufer. Dort trennten wir uns. Adolf Reichwein war von Gefahr unmittlerbar. Wir wußten voneinander. Wir sprachen über die Unmöglichkeit, den Krieg noch zu gewinnen, über die furchtbare innere und äußere Lage Deutschlands, über die Unfreiheit und Lüge, die auf uns allen lastete.

Über sein persönliches Wirken sprach Reichwein wenig. Ich fragte nicht, denn ich wußte, daß er schweigen mußte. Er hätte mir etwas gesagt von dem, worüber er zu schweigen verpflichtet war und was vielleicht Freunde hätte gefährden können. Aber er blieb sich immer darin treu, auch in jener düsteren Stunde, daß seine Seele dem Freunde offen lag, auch ohne Worte. Er war fest, ruhig, voll gespannter Tatkraft, aber gelassen, ernst und dabei von innerster Zartheit. So habe ich ihn in der Erinnerung behalten und seiner in Freundschaft und Trauer gedacht in der furchtbaren Nacht nach dem 20. Juli 1944, als es klar wurde, daß der Anstand mißglückt war.

Die Seekriegsleitung wurde nach jenem zerstörenden Luftangriff vom 23./24. November 1943 nach Eberswalde verlegt und später in einen Wald nördlich von Bernau. Ich habe Reichwein nicht wiedergesehen, aber in jener Nacht bildete der Oberbefehlshaber eine Offizierskompanie zum Schutze des Stabsquartiers der Seekriegsleitung gegen die etwa zurückkehrenden »Ausrücker«. Mit Stahlhelm, Handgranaten und Alarmanweisung wachte ich in jener Nacht — und wartete auf meine Freunde. Es war die schwerste Nacht meines Lebens. — Gott entschied anders. Sie kamen nicht. Aber Generaloberst Beck und Graf Stauffenberg fielen in jener Nacht von der Hand der Verblödeten.

In den nächsten Tagen schlug die Tatze der Gestapo auch im Stabsquartier zu und holte — allen militärischen Regeln und Rechten zum Trotz — den Oberstleutnant Berthold Schenk Graf v. Stauffenberg und den Korvettenkapitän Kranzfelder von der 1. Abteilung der Seekriegsleitung, den Korvettenkapitän d. Res. Dr. Jessen von unserer 3. Abteilung in die Keller der Prinz-Albrecht-Straße ab. Stauffenberg und Kranzfelder wurden bald darauf am Galgen von Dr. Jessen habe ich nie mit Bestimmtheit erfahren, ob er mit dem Leben davonkam, aber ich fürchte, daß er mit dem hingerichteten Dr. Jessen identisch ist.

Zum Schluß möchte ich noch zweier Männer in Erinnerung denken, die auch kurz vor dem 20. Juli in meinem eigenen Leben eine entscheidende Rolle gespielt haben würden, wenn nicht der Lauf der Ereignisse schneller gewesen wäre. Sie waren beide vom Geist der Jugendbewegung, obwohl sie wohl nicht in ihrer Jugend aktiv in ihr gestanden haben.

Graf Fritz Dietrich v. d. Schulenburg habe ich als junger Regierungsrat im Oberpräsidium in Königsberg kennen gelernt, als ich im August 1934 von der Regierung Kassel in die Regierung Königsberg »in die Wüste« geschickt wurde. Wir lernten uns nützlich kennen und schätzten. Er gehörte zwar damals noch dem Gregor Strasser-Flügel der NSDAP an, aber er war ein Mann von Charakter, eigenem Urteil und Adel der Geburt wie der Gesinnung. Bald wurde er unser Landrat im Kreis Samland; denn ich wohnte mit Frau und Kindern fast fünf Jahre in Oranz am Meer. Mein Freund Alfred Zastrow aus der Deutschen Freischar, damals auch in Königsberg, stand seit jener Zeit ihm und seiner Familie bis zu seinem Tode nahe und war oft in seinem schönen Landratshaus in Fischhausen. Dann trat Graf Schulenburg, als Polizeipräsident nach Berlin berufend, aus meinem Gesichtskreis.

Im Jahre 1944 sahen Graf v. d. Schulenburg und ich uns wieder. An den seltenen Sonntagen, an denen ich aus unserem Marine Waldquartier nach Berlin kam, hatte ich eine Bleibe bei Freunden am Hülweg, in Zehlendorf. Fast schräg gegenüber wohnte die Familie des Pastors Berndt von der Zehlendorfer Ernst-Moritz-Arndt-Kirche, der selbst als Divisionspfarrer im Felde stand. In diesem Hause fand ich Fritz Schulenburg wieder! Er war in dieser Zeit militärisch als Oberleutnant d. Res., (ich glaube, bei irgendeiner Ersatzbataillon oder Stab in Potsdam, aber offenbar weitgehend freigestellt) und führend in dem militärischen Kreise von Widerstandskämpfern um den Grafen Claus Schenk von Stauffenberg mit weiten Verbindungen auch zu dem Gerdolow- und Kreisauer Kreis.

An die Begegnung mit Graf Schulenburg im Hause Berndt denke ich mit Bewegung zurück.

Es war im Frühjahr oder Frühlingsmonat 1944. Die Ent-

Institut für...

Archiv

wicklung der gesamten Lage drängte auf die Katastrophe zu. Militärisch konnte sich niemand, der in den höchsten Wehrmachtstäben arbeitete, der geringsten Illusion hingehen. Wer trotzdem auf das »große Wunder« der V-Waffen oder des Zerwürnisses zwischen den Alliierten hoffte, dem war nicht zu helfen. Um so widerlicher wirkte die nationalsozialistische Propaganda, die jeder Wahrheit ins Gesicht schlug. In weiten Kreisen des Widerstandes war man sich bewußt, daß bald gehandelt werden mußte, wenn die schnell fortschreitende Verschlechterung der militärischen Lage den — nicht gewollten — völligen militärischen Zusammenbruch nicht unabwendbar machen sollte. Der innere Terror und die Bespitzelung der Gestapo ließen jeden Schritt der Verständigung untereinander und einer planmäßigen Vorbereitung mit höchster Gefahr für den einzelnen wie für die ganze Bewegung verbunden sein. Jeder Angehörige des militärischen Widerstandskreises war sich bewußt, daß alles gewagt und das eigene Leben aufs Spiel gesetzt und notfalls geopfert werden mußte.

Das waren die Zeichen der Zeit, unter denen ich Schulenburg wieder sah. Es war nicht ungemächlich, das Haus bei Tage in Uniform zu betreten, da der Schatten der Gestapo auf der Straße lauchte. Die verehelichte Frau des Hauses hatte mich in alles eingeweiht, aber geheten, da von nicht eher zu sprechen, als bis Schulenburg davon sprechen würde. Die Verschwörung des Kreises der Offiziere wurde mit keinem Wort zwischen uns erwähnt; aber der heißende Sarkasmus, mit dem Schulenburg über den einstigen Oberpräsidenten in Königsberg und Cautleiter Koch, den »Satrapen des Ostens«, und seinen »Hofstaats« sprach, seine Bemerkungen über die allgemeine Lage und die politische Zuspitzung bewiesen mir, daß er, ganz frei geworden von früheren politischen Bindungen, den Feind nicht nur klar erkannt hatte, sondern auch zu allem entschlossen war, was die Stunde von ihm fordern würde. Ich wußte von Frau Berndt, daß er auch mit der Möglichkeit eines Scheiterns und ihren Folgen für sie alle rechnen würde. Aber die wunderbare Bereitschaft und der mit einem überlegenen Humor gepaarte Ernst, die aus ihm sprachen, sind mir unvergänglich.

Nach einmal sah ich ihn, nicht lange danach auf Einladung von Frau Berndt zu einem Abendessen zu Dreien bei ihr wieder. Der Dritte war Claus Schenk Graf v. Stauffenberg, der neuernannte Oberst i. G. und Chef des Generalstabes beim Oberbefehlshaber des Ersatzheeres, der wenig später durch das Attentat auf Hitler die Ereignisse des 20. Juli 1944 auslösen sollte. Ich weiß heute nicht mehr im einzelnen, über was bei diesem Abendessen gesprochen wurde, sicherlich über nichts von dem, was ihn ebenso wie Graf Schulenburg ständig bewegte. Aber die edle Gestalt des noch jugendlichen Offiziers mit seinem einen Auge und den schweißtagverletzten Händen wird mir immer lebendig vor Augen stehen als die Verkörperung des zu allem entschlossenen soldatischen Widerstandskämpfers kurz vor dem Sprunge. Er mußte nach dem Essen bald aufbrechen. Es war das einzige Mal, daß ich ihn persönlich sah und auch die letzte Begegnung mit dem Grafen Schulenburg. Ein weiteres Treffen wurde ins Auge gefaßt, der 20. Juli hat es verhindert.

Beider Männer werde ich, wie auch der anderen Kämpfer des Widerstandes, denen ich begegnete, gedenken, solange ich lebe; denn ihr Wille zur Erneuerung Deutschlands aus seinen besten sittlichen Kräften ist auch für uns Überlebende aus der einstigen Jugendbewegung eine stete unverzichtbare Verpflichtung.

Normann Körber

1. Adolf Reichwein sagte mit, es sei Mollets Auffassung, daß Hitler lebendig vor ein Volksgericht gestellt werden und sich vor dem ganzen Volk und der Welt für seine Untaten verantworten solle.

Indichte - Archiv

DIE NÄHMASCHINE

Eine arme Näherin, also eine Näherin schlechthin, geriet in dieser Welt, wo sich das Leben bisweilen als eine auf Abzahlung gegroßelte und in Raten zu quittierende Ware von minderer Qualität präsentiert — (Umtausch ausgeschlossen) — in Zahlungsschwierigkeiten. Nun mußte man, um der Sache den richtigen Anstrich zu geben, noch sagen, daß ein Mann, ein Bösewicht, wie er im Märchenbuch steht, unter Hintertreibung eines Kindes — Bub oder Mädel, wer mag es wissen — die arme Näherin nicht nur verlassen, sondern auch unter Mitnahme ihrer sämtlichen Ersparnisse finanziell so sehr geschädigt hatte, daß es der traurigen Witwe am folgenden Monatsersten zur Unmöglichkeit wurde, die dem Konfektionshaus »Aurora« schuldende Rats für den zu Beginn des Winters gekauften Mantel zu bezahlen.

»Aurora« klagte.

Sie tat das mit Hilfe von vorgedruckten Formularen und eines im Dienst ihrer Firma ergrauten Rechtsbeistandes ... schickte der säumigen Kundin einen Zahlungsbefehl nach dem anderen und endlich, da solches nichts fruchtete, den Zwangsvollstrecker.

Ogleich diesem gegenüber die auf ihren Nichtsbesitz pochende Näherin — wir nennen sie Josephine — das allerbeste Gewissen hatte, beschlagnahmte der Schreckliche nichts Geringeres als das Arbeitsgerät, die Nähmaschine, Josephines Brot.

Josephine, irreführt durch die Erklärungen eines in Rechtsachen mangelhaft unterrichteten Kaminklehrers, berief sich nicht ohne Erregung auf ihren Beruf und dessen Zubehör, welche Berufung der Beamte jedoch paralyisierte mit dem Hinweis auf das Recht, das einzig und allein mit ihm gehören ... worauf er seine Marke an das Gerät klebte und das beklagenswerte Mädchen allein ließ.

Vierzehn Tage und Nächte lang arbeitete die Ärmste nun wie eine vom Teufel zu ewiger Näharbeit verdammte Seele auf ihrer gepöndelten Maschine und konnte es doch nicht verhindern, daß rüstige Männer am fünfzehnten Tage der Weinenden einziges Gut aus der Stufe schleppten, über die Treppe hinab und in ein Lastfahrzeug, dem — als es mit helferndem Motor sich in Bewegung setzte — der Fluch eines im Namen des Rechts vergewaltigten Frauenzimmers wirkungslos folgte.

Wie alles, was in diesem dunklen Leben als eine Realität des Alltags und im Lokalanzeiger unter »Neues vom

Rechtsvergewaltigten Frauenzimmers wirkungslos folgte.

Wie alles, was in diesem dunklen Leben als eine Realität des Alltags und im Lokalanzeiger unter »Neues vom Tage« oder »kleine (ganz kleine) Mitteilungen« sich manifestiert und vergebens an die Herzkapsel der öffentlichen Menschheit klopft ... so auch die Meldung, daß sich eine Näherin in ihrer Wohnung an der Frühlingsstraße aus unbekanntem Motiven ... durch Einatmen von Leuchtgas ... usw. Vier Tage nach dem Abtransport der Maschine. Doch die Hausfrau — und das verahnte die Lokalanzeiger — die als erste in das gasgefüllte Zimmer trat, fand — auf der Suche nach dem obligaten Abschiedsbrief — in der starr verkrampften Hand der Toten einen Prospekt des Kauf- und Konfektionshauses »Anno-ra«, durch den man in Kenntnis gesetzt wurde, daß: »Nähmaschinen zu den günstigsten Zahlungsbedingungen — ohne Anzahlung — bei Monatsraten von ...«

Aber da kam schon die Polizei und der erlösende Schmeck von der Sonntagspost.

Arnold Weiß Rütbel

DER FACKELREITER 2/4. April 1929

AUS MEINEM KADETTEN-TAGEBUCH

Es wird »Achtung« und »Betens« kommandiert. Wir nehmen alle die Flossen zusammen, und der »Unteroffizier vom Dienste« betet. Er brüllt immer, daß der Saal wackelt. Der liebe Gott muß es bestimmt hören. Ein Kadett hat heute ein Stück zähes Fleisch an die Wand geschneilt. Es traf gerade auf das Bild Seiner Majestät des Königs August von Sachsen, mitten ins Gesicht, und blieb dort kleben. Es hat aber niemand weiter bemerkt.

Kadett Harald hatte heute nacht Magenverstimmung und konnte in der großen File, die er hatte, den Toilettenschlüssel nicht mehr finden. Er rannte raus auf den Flur, und schon an der Türe kam ihm die Natur. Der Hauptmann fragte vom Mittagessen, wer das gewesen wäre. Harald trat gleich vor und war noch sehr blaß. Er hat drei Stunden Arrest bekommen, und seine Magenverstimmung ist schlimmer geworden.

Mein Stubenältester hat heute ein Stück Speck an einen Bindfaden gebunden. Ich mußte es runterschlucken, und er zog es immer wieder auf. Wir haben alle sehr gelacht. Mir kamen sogar die Tränen. In der Nacht habe ich gefroren, weil meine Falle direkt am offenen Fenster steht. Ich konnte gar nicht schlafen. Mein Stubenältester hat mir zwei Backpfeifen gegeben, weil mein Kopfkissen naß war. Ein Kadett darf nicht weinen, sagte er.

Heute abend 8.10 Uhr ist nun mein Klopppötschen schnell. Meine Stube ist beleidigt worden, und auf mich fiel das Los. Meine Beilsche ist neulich beim Wafferock

ED-10619 - 43

ausklopfen kaputtgegangen. Mein Freund Werner borgt mir seine. Da sind noch alle Tackernieten dran. Ich hatte heute vormittag etwas Angst. Mir war so schwer. Ich ging auf die Toilette. Und da schien die Sonne so schön, und ich war so alleine. Und da habe ich ganz laut »Scheiße« geschrien. Mir war eben so. Zu meinem Unglück hat es der Leutnant vom Dienst gehört. Ich habe einen Frührapport bekommen. Im Strafbuch steht: »Kadett Kowa Frührapport, weil er auf dem Flur sang.«

Ich habe fünf Tage im Lazarett gelegen wegen meiner Wunde an der Stirn, die ich beim Duell mir zugezogen hatte. Meine Stube ist stolz auf mich, daß ich ihre Ehre gereinigt habe. Am zweiten Tage wurde mein Freund Werner auch ins Lazarett eingeliefert. Er war in der Freizeit auf der Stube eingeschlafen. Sein Kopf lag auf dem Tisch. Die von der anderen Stube hatten das gesehen und ihm heimlich einen Haarbüschel mit Siegeljack am Tisch festgesteckt. Dann schrien sie »Achtung!«, und wie Werner hochspringt, bleibt ihm der Haarbüschel am Tisch kleben. Er hat geweint und noch zwei Backpfeifen bekommen. Der Stabsarzt sagt, daß auf der Stelle am Kopf keine Haare mehr wachsen. Mir tut Werner so leid.

Heute nacht konnte ich vor Kälte wieder nicht schlafen. Ich habe aber nicht geweint, und es hat niemand gemerkt. Alle schliefen fest. Der Stubenälteste wälzte sich in Schlaf. Plötzlich merkte ich, wie mein Freund Werner sich in seiner Palle aufrichtet, aufsteht und zu mir kommt. Ich tat, als ob ich schlief. Er neigte sich über mich, küßte mich auf die Stirn, wo ich die Narbe habe, und legte sich wieder hin. Mir war ganz merkwürdig. Ich mag Werner ja sehr leiden, er ist mein Freund.

Der Stabsarzt sagte, es ginge nicht, daß ich sonntags zum guten Waffenrock eine Brille trage. Ich müsse mir für sonntags einen Klemmer kaufen. Mein Vater sagt zwar, es sei albern, wenn ein zwölfjähriger Junge mit

Der Stabsarzt sagte, es ginge nicht, daß ich sonntags zum guten Waffenrock eine Brille trage. Ich müsse mir für sonntags einen Klemmer kaufen. Mein Vater sagt zwar, es sei albern, wenn ein zwölfjähriger Junge mit Klemmen ginge, aber was der Stabsarzt sagt, ist wichtiger. Ich freue mich sehr, ich werde sehr gut aussehen. Werner sagt auch, meine Ohren würden nur von der Brille so abstecken. Werner und ich haben die schönsten Lackstiefelchen von der Division. Wenn ich bloß meinen Klemmer schon hätte. Jetzt gefällt es mir manchmal sehr hier. Wenn ich Backpfeifen bekomme, muß ich ihn vorher immer abnehmen.

Das Stück Fleisch auf dem Bild Seiner Majestät König Augusts von Sachsen klebt immer noch und hat einen zattrigen weißen Faden nach unten gezogen. Werner meinte, der Herr hätte sächsischen Schnupfen. Kadett Haralds Magenverstimmung ist noch nicht besser. Der Stabsarzt meinte, es sei ein Leiden. Harald litte an Bett-nässe. Harald ist aber sonst ein guter Kadett. Er hat mir ein Poesie-Album geschenkt und als erster reingeschrieben: »Sing', her' und geh auf Gottes Wegen! Verzicht das Deine nur getrost! Zur bleibenden Erinnerung an Deinen treuen Kadett Harald!«

Viktor de Kowa

DER FACKELREITER 2/1, Januar 1929

JUNGE MENSCHEN

(Für Walter Hammer)

Junge Menschen sind auf Fahrt gegangen,
suchten draußen ihre eigene Welt,
junge Menschen wanderten und sangen,
und sie schliefen unter Busch und Zell.
Aus Fabriken, Schulen und Kontoren
kamen sie und reichten sich die Hand,
denn ein neues Leben war geboren:
Jugend hat zur Jugend sich bekannt.
In den Wäldern fanden sich die Scharen,
ihre Fähnlein flatterten im Wind,
und sie blieben, was sie endlich waren:
junge Menschen, die verschworen sind.
Wenn sie um die Sonnwendfeuer saßen,
und die Nacht um sie war groß und weit,
wußten sie, was sie nicht mehr vergaßen:
Jugend ist ein Wort der Ewigkeit.

Carl Wundshagen

Hans Maeder

An einem Sommertag im August 1937 holte ich Walter Hammer in der Odensegade von Kopenhagen ab, wo er damals notdürftig untergekommen war. Er wollte wieder einmal eines der Touristenschiffe, die im Hafen von Kopenhagen einliefen, aufsuchen, um dort die Passagiere in Empfang zu nehmen und zu »verarzten«. Dieses war zu jener Zeit seine tägliche Aufgabe. Bewaffnet mit Büchern und illegalen Schriften mannigfacher Art, ging Walter Hammer mit seinem unverwüßlichen Humor an die Touristen heran und verhalf ihnen zu einem besseren Verständnis des »Dritten Reiches«.

Auf dem Wege zum Hafen erörterten wir meine recht prekäre eigene Lage; war ich doch von der Kopenhagener Polizei benachrichtigt worden, daß ich innerhalb weniger Tage Dänemark verlassen müßte, da ich mich wegen illegaler Betätigung unbequem und unbeliebt gemacht hätte. Natürlich wußte ich nicht wohin. Nur Walter Ham-

58
Archiv

ED-10819-44

meins Rat und Optimismus brachten mich über meine Verlegenheit glücklich hinweg.

«Überall gibt es jetzt für uns viel zu tun», sagte er, «es kommt gar nicht darauf an, wo du bist. Als bewährte Veteranen der Jugendbewegung warten allerorten dankbare Aufgaben auf uns, die gelöst werden wollen. Ob das nun hier in Kopenhagen ist, in Zürich oder Honolulu — wir müssen uns und unseren Idealen treu bleiben und danach handeln. Als sozusagen geborener Pädagoge steht dir die Welt offen. Für mich als Publizist ist es schon schwieriger, aber auch ich werde es schon schaffen!»

Das war vor über zwanzig Jahren, und wenig wußten wir an jenem Tage darüber, was uns und der Welt noch blühen sollte. Als ich dann am 1. Januar 1985 aus Genoa nach Afrika abfuhr, schrieb ich Walter Hammer noch einen Brief, worin ich ihm versprach, daß auch ich unserer gemeinsamen Sache treu bleiben würde.

In Kenya begann ich auf der Kaffeeplantage, auf der ich arbeitete, schon bald eine kleine Schule für die Kinder unserer Neger aufzubauen; aber mein Master sah das nicht gerne, es war für ihn «zu menschlich», weshalb er mich nach drei Monaten schon wieder entließ. Nun galt es, sich anderweitig im Lande Lankanga Mukaras durchs Leben zu schlagen, was keineswegs leicht war. Eine Zeitlang fuhr ich mit einem Auto Lante in den Urwald, die dort wilde Tiere fotografieren wollten (aber Jäger nahm ich nichts mit). Bald wurde mir diese Arbeit leid. Mit Hilfe von Freunden machte ich mich auf die Reise nach dem Fernen Osten. In der vierten Klasse, ganz unten im Schiffsraum der MS. «Bolshevik», fuhr ich über Sumatra und Singapur nach Hongkong und von dort auf einem kleinen dänischen Schiff durch einen Typhoon nach den Philippinen.

Es dauerte nicht lange, daß ich in der Hauptstadt Manila an einer Schule und auch an einer Universität zu unterrichten begann. Außerdem redigierte ich ein chine-

Es dauerte nicht lange, daß ich in der Hauptstadt Manila an einer Schule und auch an einer Universität zu unterrichten begann. Außerdem redigierte ich ein chinesisches Blatt. Für eine amerikanische Zeitung schrieb ich wöchentlich politische Analysen über die Lage in Europa. Der Krieg hatte gerade begonnen. Zwischendurch hatte mir die Nazi-Diktatur meine Staatsbürgerschaft aberkannt, weshalb ich im Fernen Osten als ein ziemlich freier Vogel galt. Schon bald waren die Philippinen für mich nicht mehr sicher genug.

Die Universität von Hawaii auf Honolulu lud mich im Dezember 1940 ein, dort ein Jahr zu lehren. Als ehemaligem deutschen Staatsbürger war es für mich so einfach nicht, an Hongkong und Shanghai vorbeizukommen, wo mir Internierung drohte. So mußte ich mich schließlich auf einem kleinen Schiff, einem Griechen, nach Los Angeles einschiffen, um von dort wieder nach Honolulu zurückzudampfen. Mein Visum hatte einzig Berechtigung für Honolulu, diese Perle des Stillen Ozeans.

Das wurde aber ein unruhiges Jahr in Honolulu. Durch die Bombardierung der Japaner war die Insel in einen Trümmerhaufen verwandelt worden. Selbstverständlich internierten die Amerikaner bald nach dem Überfall auf Pearl Harbor alle Ausländer, so auch mich. Nachdem ich oft und lang kreuz und quer, hin- und hertransportiert worden war, wurde ich erst nach 17 Monaten, im Februar 1943, in New York von der amerikanischen Regierung entlassen.

Unverzüglich ergriff ich wieder meinen Beruf als Pädagoge und arbeitete eine Zeitlang mit der YMCA (CYJM) zusammen. Dann, es war inzwischen Herbst 1945 geworden, ging ich als Lehrer an die fortschrittliche Walden-Schule in New York. Da ich als früherer Schüler der rühmlich bekannten Lichtwark-Schule in Hamburg mit dem Prinzipien der freien Pädagogik vertraut war, fand ich mich schnell in der Walden-Schule zurecht.

Indessen ließ mir der Gedanke, der mich schon lange bewegte, nämlich ein fortschrittliches Landschulheim von internationalem Charakter aufzubauen, keine Ruhe. New York und seine Umgebung boten ein dankbares Arsenal für ein derartiges Internat, zumal mittlerweile auch die UNO sich dort etabliert hatte. Viele Menschen aus aller Welt kamen hier zusammen und brachten ihre Kinder mit, die in eine Schule gehen mußten.

Mein Plan, das Schulheim im Frühjahr 1947 zu eröffnen, scheiterte. Die Walden-Schule brauchte nämlich einen neuen Direktor, und zu dem wurde ich zunächst einmal gewählt. Ich übernahm diesen Posten aber nur unter der Bedingung, daß ich die Leitung einem anderen übergeben dürfte, sobald mein Landschulheim Wirklichkeit zu werden verspricht. Inzwischen hatte ich geheiratet; auch meine Frau teilte meinen auf eine eigene Schule gerichteten Wunsch.

Ohne Geld und mit großen Schwierigkeiten öffneten wir im Herbst 1948 die Türen der »Stockbridge School« für zunächst nur 16 Jungen und Mädchen. Jetzt, acht Jahre später, haben wir einen Schülerkreis von 95 jungen Menschen im Alter von 13 bis 17 Jahren, dazu ein Kollegium von 18 Lehrern. Sie kommen aus allen Ländern, vom Iran und Japan, aus Österreich, Dänemark, England, Deutschland, Nord- und Südamerika. Menschen vieler Hautfarben und verschiedener Religionen haufen nun bei uns unter einem Dache. Mit der UNO stehen wir in engem Kontakt. Eine »Welt-Schule« im wahren Sinne des Wortes ist hier bei Interlaken im State Massachu-

59

ED-106 19-65

setzt entstanden.

Die Ideale dieser Schule? Ihre Erziehungsmethoden? Einer Generation, die unter dem Zeichen der Wasserstoffbombe aufwächst, könnten die Ideale und der Lebensstil unserer alten deutschen Jugendbewegung vielleicht etwas romantisch vorkommen. Ich aber glaube, daß auch die Jugend unserer Tage noch im Sinne des Gedächtnisses vom Hohen Meißner die Möglichkeit haben sollte, ihr Leben zu gestalten »aus eigener Bestimmung, vor eigener Verantwortung und mit innerer Wahrhaftigkeit«.

Eine derartige Erziehung wird Menschen bilden, die wie Walter Hammer und andere bewährte Bahnbrecher und Führer der Jugendbewegung als starke, eheliche und selbstbewußte Weltbürger ihren Weg gehen können. Und deshalb sind die Ideale der deutschen Jugendbewegung im großen ganzen auch diejenigen unserer »Stockbrücke School«.

Heinrich Schuckenhöhner

Lieber Walter Hammer! Wie bedeutungsvoll es für die Scharen des Wandervogels und für die anderen Gruppen der Jugendbewegung war, in dem Fragensturm der zwanziger Jahre eine Orientierungshilfe zu haben, läßt sich kaum ermessen. Von allem Schrifttum, dem Du als Autor und auch als Verleger den Weg bahntest, wollen mir immer die Hefte der »Junge Menschen« an erster Stelle stehen. Wie sehr diese Zeitschrift ein Sprachrohr der jungen Generation war, zeigte ihre weite Verbreitung bei der Freideutschen Jugend und auch bei der Arbeiterjugend, deren Weimar sie geistig vorbereiten half. Am eindruckvollsten war vielleicht ihre Wirkung in den oberen Klassen der höheren Schulen und in den Berufsschulen. Ich sehe es noch, wie jedes Heft dieser großformatigen Zeitschrift, die »ohne pädagogische Absichtlichkeit«

len. Ich sehe es noch, wie jedes Heft dieser großformatigen Zeitschrift, die ohne pädagogische Absichtlichkeit der deutschen Jugend zu dienen bestrahlt war, in unserem Lehrerseminar in Hoford immer stärkere Wellen schlug. Es war allernals ein dickes Zeitschriftenpaket, das in den Unterrichtspausen zur Verteilung gelangte. Jede neue Monatsausgabe brachte erregende Berichte dieser schicksalhaften Zeit von Jugend und Volk, wurde auch in der Erwachsenenwelt als Sprechsaal für Wesensäußerung und Willenskundgebung der heranreifenden Jugend erkannt und verhalf dem jungen Menschen, wie es kaum sonst geschah, sein Einzelleben in einem großen Zusammenhang zu sehen.

Wie sehr Dein Versuch glückte, lieber Walter Hammer, über die Zeitschrift »Junge Menschen« Jugendliche zusammenzuführen mit älteren Menschen, die der Jugend zugewandt geblieben waren, bewies die Pfingsttagung auf dem Ludwigstein, zu der Du 1921 eingeladen hattest.

Vom Ludwigstein und dem jenseits der Warra liegenden Hanstein aus war 1918 der Aufbruch zum Hohen Meißner ausgegangen. Die durch den Weltkrieg geprägten und erfahrenen Männer zog es immer wieder in den Bezirk des Ursprungs der nun nach einem Jahrzehnt zu einem breiten Strom gewordenen Jugendbewegung.

Am hellen Pfingstmorgen sammelte sich eine große Schar im Burghof des Ludwigsteins, vereint um Erno Korten, der dem Wandervogel den Ludwigstein erhalten hatte, und den Burgwart Hans Lorf.

Der Torhügel öffnete sich, und schweigend bewegte sich der Zug, die schwarzrotgoldene Fahne voran, den Burgweg hinab. Vor dem mächtigen Stamm der Burgfinde schloß sich die Schar zum Kreis, um hier die Gedankrede zu hören, die Otto Wanderer (Dr. Echingert) unserem kurz vorher ermordeten Freunde Hans Paasche hielt. Auch Dr. John Ulrich Schroeder, Paasches Gesinnungskamerad im Kreise der Marineoffiziere, berichtete von diesem »Hütten des Freideutschtums«.

Die Fetergemeinde in der Frühe des Pfingsttages war ein Gleichnis der aktiven verantwortungsbereiten Kräfte der jungen deutschen Republik: Junge Männer und Frauen, viel Jugend, aber auch ältere Freunde der Jugendbewegung, von denen mancher Hans Paasche und seinem Vortrupp 1918 auf dem Hohen Meißner begegnet war.

Hier unter der alten Burglinde — von diesem Tage an hieß sie »Paasche-Linde« — wurde ein Vermächtnis weitergegeben, das ein Jahrzehnt später dann nur noch heimlich gehütet werden konnte. Zunächst aber blieb der Boden unter der »Paasche-Linde« des Ludwigsteins Weiheplatz und Ort der Sammlung. Alfons Paquet hat dort einmal im Schatten der weitstrebenden Lindenäste zu uns über den Weg in die Weite und zum Nächsten, zum Mitmenschen gesprochen. Und wie uns — zuletzt wohl in diesem Kreis am zweiten Meißnertag 1923 — wurde der Hang unter der Paasche-Linde vielen Gruppen festlicher Raum.

An Deinem 70. Geburtstag möchte ich Dir, lieber Walter Hammer, für diese Pfingsten auf dem Ludwigstein und für die aufhellende Tat, die die »Junge Menschen« als großes Ganzes darstellen, herzlich danken!

Heinrich Schreckenböhmer

60

ED-10619-46

Parole

Zum Meißner-Tag 1913

Gradaus den Blick,
Kühneren Schrittes ins weltoffene Leben hinein;
Dich grüß ich, junges deutsches Geschlecht,
Garde der Zukunft,
Schimmernd im goldroten Frühlingschein,
Du bist die kämpfende Truppe
Des neuen Volkes im Land,
Mutige Liebe zur Wahrheit
Das Schwert in deiner Hand,
Treu zum eigenen Wesen
Die Fahne, die du führst,
Wille zur vollen Freiheit
Die Trommel, die du rührst.

Karl Henckell

(Aus der Festschrift zum Ersten
Freideutschen Jugendtag)

Reich Mohr

Von den ersten Anfängen des Wandervogels, vom 1. Freideutschen Jugendtag auf dem Meißner 1913, von den Wandervogel-Soldatensammeln 1914 bis 1918, vom 2. Freideutschen Jugendtag 1923, dem Bündischen Treffen auf dem Fichtelberg und der Entstehung des Bolanderhauses bis zur Gründung des Freideutschen Konvents in Altenberg und dem Neuerstehen der freien Jugendbünde nach 1945 zieht sich ein dem historischen Forscher deutlich erkennbarer Strom lebendiger Kräfte durch das deutsche Geistesleben.

Berlin hat daran als deutsche Hauptstadt einen schicksalhaften Anteil gehabt. Nicht nur die Gründung des Wandervogels erfolgte in dem damaligen Vorort Steglitz, sondern Berlin entsandte auch führende Köpfe zum Meißner 1913. Der Anteil der Berliner Wandervögel und Freideutschen, die im Ersten Weltkrieg geblieben sind, darf als besonders hoch geschätzt werden. Auch an der Bündischen Bewegung hat Berlin einen hervorragenden Anteil gehabt. Eine so markante Persönlichkeit wie Martin Völkcl, Pfarrer in Berlin-Karlshorst, hat neben Voggenreiter und Habbel das Gesicht des Neupfadlerbundes und später der Deutschen Freischar geprägt.

Das 2. Meißner-Treffen wurde von Ferdinand Goebel hauptsächlich in Berlin vorbereitet, die Weiterführung

genreiter und Habel das Gesicht des Neufeldländerbundes und später der Deutschen Freischar geprägt.

Das 2. Meißner-Treffen wurde von Ferdinand Goebel hauptsächlich in Berlin vorbereitet, die Weiterführung und Verließung des 1924 auf dem Ludwigstein gegründeten Freideutschen Werkbundes ging von Berlin aus. In Berlin arbeitete der von Walter Hammer gegründete und geleitete Päckelreiter-Verlag bis zu seiner Vernichtung durch den nationalsozialistischen Terror. In Berlin gründete Hans-Joachim Schmöps, damals noch Schüler, die Freideutschen Jungscharen, und schließlich fanden in Berlin freideutsche Männer des Widerstandes wie Adolf Reichwein und Claus Graf Schenk von Stauffenberg ihren Tod durch die nationalsozialistischen Henker.

Weihnachten 1946 ließ der Unterzeichnete von Berlin aus einen ersten Aufruf zur Sammlung des Freideutschtums ergehen, in dem es hieß: »Über alle Bekenntnisse, Parteien, nationale und sozial. Schranken hinweg wollen wir Übriggebliebenen uns wieder zusammenschließen. Bitte, laßt davon von Eurem Ergehen und Eurer Arbeit hören! Helft mit zur inneren und äußeren Sammlung ... ohne Organisation.«

So entstand die Freideutsche Landsgemeinde. 1953 hieß es in einem Appell:

»Das Jahr 1953 wird die Gedanken vieler zurückdenken auf den Ersten Freideutschen Jugendtag auf dem Höhen Meißner 1919. Wenn wir uns auch ganz entschieden dagegen währen, in schönen Erinnerungen stecken zu bleiben, so dürfen wir doch dankbar bekennen:

Geblichen ist das Opfer der Zehntausende von uns, die in zwei Weltkriegen und drei Revolutionen gefallen sind. Es wird in der Stille fortwirken und seinen Samen tragen.

Geblichen sind Wille und Weg der Jugendbewegung zu einem eigenen Lebensraum im Bereich unseres Volkes und Staates, heute aufgenommen von den neuen und den wiedererstandenen Jugendbünden.

Geblichen ist aber auch, mehr oder weniger stark spürbar, der Zusammenhalt der Älteren, die sich besonders in den Freideutschen Kreisen und Landsgemeinden Westdeutschlands und Berlins zusammengeschlossen haben. Jeder von ihnen steht im beruflichen oder auch im öffentlichen Leben bis in die höchsten Stellen seines Manns. Ihre Freundschaft ist ein festes Band des Vertrauens auf die Erhaltung der in der Jugendzeit gewonnenen und erfahrenen Werte und des festen Willens, diese in die werdende Ordnung mit einzubauen.«

Erich Mohr

Hans Paasche

Der Freunde harret' ich, Tag und Nacht
bereit,

Wo bleibt Ihr, Freunde? Kommt!
's ist Zeit! 's ist Zeit!

Nietzsche

Wenn es möglich wäre, einen Verein der Suchenden, Unbestechlichen, Wahrhaften und Ausländigen zu schaffen, jetzt hätte er entstehen müssen. Aber er entsteht nicht und kann nie entstehen; denn sein Inhalt wäre der Geist, und der flieht alle Formen, in denen Menschen bisher Gemeinsames gewollt haben. Die Versuche, Ziele hinzustellen sind Anhänger auf bestimmte Gesinnung;

ED-10619-47

festzulegen, muten uns heute an wie Zeichen des Todes und nicht des Lebens.

Wie könnten die ewig sich Wandelnden, die wirklich Verwandten einen Verein bilden! Die aber hüllos in ihrer Einsamkeit in solch schrecklicher Zeit. Nur eins kann sie trösten: Das Bewußtsein, daß gleiche seelische Not und gleicher Wille zum Letzten in anderen lebt, und daß irgendeine Entscheidungstrinde ein Wetterleuchten bringen muß. Unsichtbar steigert sich Spannung überall und muß sich einmal entladen mitten hinein in diesen grauen Himmel des Alltags mit all dem Trüben und Verstaubten. Solche Hoffnung macht uns beinahe das Uneträgliche erträglich: Das Leben in einer Gegenwart von Lüge, Schmutz, Böheit in Indolenz. Wenn der Mangel an allem, was uns Leben bedeutet, uns täglich aus unzähligen Geistern anrinst, hört beinahe jede Hoffnung auf für dieses Leben, das nur gelebt wird wie eine Wartezeit auf eine bessere Zukunft.

Wo ist in unserem Volke Geist? Es ist alles geschehen, ihn zu töten und sogar das Bewußtsein zu unterdrücken, daß Geist Leben ist. Die Masse lebt ungerührt in Furcht vor dem Leben, das verschüttet ist. Bevor das Leben selbst wieder erkannt wird, müssen alle Götzen und ihre Tempel zertrümmert werden. Umwertung aller Werte! Was überhaupt als Ideal hingestellt wurde, ist Tod und nur dazu berufen, am Leben vorbeizutäuschen.

Weshalb dann nur das Uneträgliche leben, das Tote? Weshalb Widerliches? Der Neid der geistig Armen auf alles Lebendige, Revolutionäre ist groß, und die Masse der Schlechtweggekommenen ist eine ungeheure Macht der Finsternis. Was schadet es! Was können Tote den Lebenden! Die Träger des Geistes sind unverwundbar, und sie allein fürchten den Tod nicht.

Es ist kein geistiges Leben bei uns, weil sich im Volk der unergründlich tiefen Denker etwas als Geist ausgegeben hat, was nicht Geist ist. Alle Geistigen müssen in diesem Lande unglücklich werden. Was irgend an Totem, an Reaktion oder Mitteln zur Unterdrückung der Freiheit des Lebens aufzutreiben ist, ob aus dem Alten Testament oder von den Sioux stammend, hier findet es eine Stätte. Das deutsche Volk will nicht revolutionär sein, will nicht

des Lebens anzukämpfen ist, ob aus dem Asten Resurrexion oder von den Sibux stauend, hier findet es eine Stütze. Das deutsche Volk will nicht revolutionär sein, will nicht leben, will am Leben vorbei leben. Aber das hält kein Volk aus, und das Gesetz, daß alles in Bewegung sein muß, bricht aus dem Scheintoten noch als schreckliche Krankheit hervor. Das Volk schaut sich danach, diese Welt zu zertrümmern, es findet eine Zeit groß, in der zerstört, niedergebrannt, zerstört wird.

Ihr Revolutionäre Deutschlands. Ihr Geistigen. Ihr Wenigen, Ihr Nicht-Professoren und Nicht-Priester, laßt uns voneinander wissen; einen wollen wir uns nicht, denn unsere Einsamkeit ist das große Band, das uns verbindet.

Aus unserem Schmerz, aus der Scham, mit der wir das ungeistige Wesen des Ewig-Gestrigen sehen, werde das große Lachen geboren, das unser Volk erlösen soll. Es glüht das Feuer. Es flackert. Es ist da. Seid Ihr's, Freunde? Ihr lebt. Es lebt in Euch, Ihr Feuerköpfe, Ihr glühenden Herzen. Denn — sie töten den Geist nicht. Ihr Brüder!

Haus Paasche (1918)

«Junge Menschen» II/15 Seite 194/95

Otto Lehmann-Russbüdt

Als ich nach 1918 aus dem ersten Weltkrieg als Sanitätsunteroffizier heimkehrte, nahm ich schon vor Friedensschluß meine Arbeit gegen Krieg und soziale Ungerechtigkeit wieder auf.

In dem Werk von Professor Hans Wehberg (Gert): «Die internationale Beschränkung der Rüstungen» (Stuttgart 1919. 404 S.) fand ich einige Andeutungen, die mich sehr fesselten.

Wenn ich 1928 bei der «Nie-wieder-Kriegs»-Bewegung zu alten Kameraden gegen den Krieg sprach, so fühlten sie sich gelangweilt. Sie brachten dem Pazifismus im ganzen kein leidenschaftliches Interesse entgegen, wenn auch durchaus nicht aus Liebe für den Krieg. Zu meiner Überraschung horchten sie aber hoch auf, ehemalige Offiziere und einfache Frontsoldaten, wenn ich fragte: «Habt Ihr Euch schon einmal überlegt, daß die Maschinengewehre und Geschütze, die Euch bedröhrt, verwundet und Eure Kameraden zerrissen haben, von Euch selbst als Ingenieure und Arbeiter in deutschen Fabriken hergestellt und sogar an feindliche Mächte verkauft worden waren?»

Ich begann mit Unterstützung der «Deutschen Liga für Menschenrechte» das Material darüber zusammenzusuchen. Der Fackelreiter-Verlag Walter Hammers hatte damals u. a. ein Buch herausgebracht: «Westfront 18. Vier von der Infanterie», das sofort freudigen Anklang bei den alten Soldaten fand und mich veranlaßte, Hammer mein Manuskript vorzulegen. Er nahm an 1929 erschien das 1—5. Tausend als 1. Auflage. Ende 1932 lag die 5. Auflage mit dem 31.—40. Tausend vor.

Es ist allein der Initiative Walter Hammers zu danken, daß von Anfang an auf Übersetzungen hingearbeitet wurde, die bis 1933 die Zahl von zehn erreichten. Aber weitere waren schon vorbereitet. Der große Aufschwung erfolgte, als ich 1930 nachweisen konnte, daß die Firmen Krupp und Thyssen während des ersten Weltkrieges ohne Wissen der Reichsregierung den feindlichen Mächten mit dem Vorsatz, diesen Vorschub zu leisten, mittelbar oder unmittelbar Vorräte von Kriegsbedürfnissen ge-

62

ED-10619-48

lieft hat.

Der Oberreichsanwalt des Reichsgerichts in Leipzig eröffnete daraufhin ein Ermittlungsverfahren wegen »Ericsverrat« gegen Krupp und Thyssen. Das Verfahren wurde niedergeschlagen, da die genannten Männer nachweisen konnten, daß die deutschen Behörden sogar alle Einzelheiten der Preisberechnung vereinbart hatten. Es handelte sich besonders um Infanterie-Schutzschuhe für die Schützeneräben, die über Holland den Engländern billiger geliefert wurden als der Reichsregierung! Ferner gingen ganze Güterzüge von Stahlprodukten für den Krieg über die Schweiz an Frankreich.

Bei der Eröffnung der Abrüstungskonferenz schrieb mir deren Präsident, der frühere englische Außenminister Arthur Henderson einen Brief und gestattete mir dessen Veröffentlichung, worin er versicherte, die Konferenz würde die Frage der Waffenfabrikation, »diese wichtige Angelegenheit«, nicht übersehen, zuletzt hoffte er, »daß ich der Konferenz meine tatkräftige Unterstützung zuteil werden lassen möge.«

Es ist mir eine angenehme Pflicht, zu sagen, daß der »Internationale Gewerkschaftsbund« und die Friedensgesellschaften aller Völker zum Erfolg des Buches wesentlich beitrugen.

Die »Internationale Frauenliga für Frieden und Freiheit« (Sitz Genf) lud mich während der Eröffnung der Abrüstungskonferenz nach Grenoble (Pflanzten 1932) zu einem Vortrag ein. Ich führte in Kürze aus: Meine Damen — lassen Sie alle Emotionen darüber, daß der Krieg schlecht und der Friede gut sei, beiseite, aber bestehen Sie darauf, daß die Verhältnisse der Rüstungsindustrie, ihre Profite, ihre internationale Verflechtung untersucht werden.«

Die Präsidentin Jane Addams, Nobelfriedenspreisträgerin, setzte sich dafür ein. Der amerikanische Senat berief einen Untersuchungsausschuß, der seine Arbeit in zwölf Bänden vorlegte. In England und Schweden wurden »Königliche Kommissionen« zum gleichen Zweck eingesetzt.

Und — wie viel hat sich an diesem Zustand bis heute geändert?

Und — wie viel hat sich an diesem Zustand bis heute geändert?

Wenn es aber wenigstens zu dem Faßl durch mein Buch kam, die Aufmerksamkeit der Völker auf diesen Punkt deutlich zu lenken, so ist es allein der Regsamkeit Walter Hammers zu danken.

Otto Lehmann-Russbüdt

Lied der Illegalen

Hunderttausend Fülle gehen in der Nacht,
Hunderttausend Hände graben an einem Schacht,
Tief ist der Schacht, ihr hört uns nicht,
Wir haben keine Stimme, wir haben kein Gesicht.
Der Mund ist eine Fackel, die Wolke löscht sie aus,
Die Nacht ist unsre Heimat, die Nacht ist unser Haus.
Wir ziehen stumm auf unsere Schicht,
Wir haben keine Stimme, wir haben kein Gesicht.
Wir fragen nicht: Wie lange? und nicht:
Wann wird es sein?
Wir graben immer weiter uns durch den dunklen Stein,
Und schon auch viele Tausend nicht mehr das Tageslicht,
Glad diese Tausend sitzen einst droben zu Gericht.

Friedrich Wolf (1938)

Hermann Hesse:

Dem Freund der Jugend
und dem tapferen Feind des Nationalsozialismus

Walter Hammer

sendet zu seinem 70. Geburtstag
einen herzlichen Gruß und Glückwunsch

Hermann Hesse

Fritz von Unruh

Erster August? — Datum unseligen Erinners! Jahr für Jahr schließt sich um Dich ein neuer Kreis . . . In den vierzehnten wächst Du nun schon hinein — Bist Du der undurchbrechbare Ring neuer Gemeinschaft geworden? Oka an unserem Atem eine kräckerne würgende Klarheit?

In seinem »Unbekannten Soldaten« läßt der Franzose Raynal den Frontkämpfer, ehe er aus dem Urlaub wieder zurückkehrt in den Todesgraben, zu Vater und Brant sagen: »Seid glücklich . . .« In fast allen deutschen Städten wurde dieses ergreifende Werk angehört unter schleichender Erschütterung. »Seid glücklich« — sollte das wirklich der Toten Vernächtnis an uns Lebendige sein?

Walter Hammer und ich waren vor wenigen Tagen auf den Schlachtfeldern von Verdun. Wir fanden dort noch Menschengebein auf dem Acker. Unbeerdigt, von Wetter und Regen zersetzt, in modrigen Uniformletzen, erbarmungslos preisgegeben namenloser Verwesung. — Zwei Mütter, in Krepp gehüllt, wie eine finstere Wolke, wandten zwischen den Soldatengräbern herum und suchten vergebens unter den hunderttausenden schwarzen Holzkreuzen den geliebten Namen ihres Kindes.

»Seid glücklich!« — Macht Euch auf, Ihr Mütter! Ihr Frauen und Bräute! Pilget hin zu der blutgetränkten Erde — dorthin, wo jeder Weg noch bedeckt ist mit dem braunrostigen scharfen Gesplitter internationaler Grau-

ten, die hüben wie drüben in das blühende Fleisch Eurer Männer, Söhne und Brüder das Verderben gerissen...! Kommt! Und Eure Hände und Stirnen werden wand werden am Stacheldraht, der noch heute jeden Schritt Eurer Wallfahrt hemmt.

— Bleibt stehen in der baumkahlen, öden Einsamkeit all der Todesschluchten von Verdun, wo jeder Zoll Erde Euren Lieben ein Golgatha war! Wer dann angesichts dieser hingemordeten Jugend »glücklich« sein kann — wenn ihr »Nichtmehrsein« die Seele nicht ängstigt — der sei immerhin »glücklich«! Uns aber dencht solches Glück leichter als der Staub auf dem Wege — Der erste Sturm legt es hierhin und dorthin.

Um unseren Schritt hören wir immer den Gang schmerzgetroffener Bataillone — Schon bei Tag und Nacht ihr wachbleiches, erstauntes Gesicht zwischen den Margueriten und dem blutroten Feldmohn — und dahinter, weit bis zum Horizont, das furchtbare: Warum?

»Seid glücklich« — aber nicht eie die Brücke gebaut ist zwischen den Massengräbern der Front und dem Alltag der Heimat! Wir befehlten zu weh die klagende Melancholie des Windes im Ohr — vom Pfeiferrücken und vom Toten Mann, von der Fausseschlucht und dem Caumontswald. Wir vernahmen, hingebückt an das unfruchtbare Gelände des Krieges, ein anderes Wort — grell riefen es uns die Toten herauf: »Verwandelt Euch!«

»Seid glücklich...«, das ist kein Pfeiler, der dem ewig nagenden Strom zum »Zurück« widersteht — Verwandelt Euch! das heißt: entwickelt jenes Gefühl der Liebe zum anderen, das uns dort draußen alle verband. Damals war jeder Ehrgeiz von uns abgefallen, und keine blöcherne Phrase zürte uns Herz. Nur wenn einer von »Liebe« sprach, wurden wir still und horchten in uns hinab auf die Stimme der Seele. Der Keim ist da, in uns allen — das Samenkorn einer heiligen Verbundenheit! Haucht es an, einer dem anderen, damit es anblühen kann und die Grabsteine der Jahrhunderte sprengen, ebenso herrlich, wie jenes Samenkorn den Sarkophag burst auf dem Friedhof von Hildesheim... Denn — sinnenwendig kommt das Reich...«

Bisher hatte nur eine Gemeinschaft Ewigkeitsdauer: die Gemeinschaft der Toten. Nur in ihr hüteten die Forteten auf — Nur in ihr war — Frieden. Rings um Verdun ruhen sechshunderttausend Deutsche neben vierhunderttausend Franzosen in solch einer schrecklichen Todesharmonie und beherrschen die Zeit! Wann werden wir Lebendigen, Franzosen wie Deutsche, in ebensolcher Harmonie nebeneinander — leben, glücklich, ohne das Glück erkauf zu haben mit dem Tod unserer Brüder?

Ehedem hieß es: si vis pacem para bellum. Wenn Du den Frieden willst, rüste den Krieg. — Wir sagen: Wenn Du den Frieden willst, rüste den Frieden!

Marie v. Kleist

Es sei erlaubt, dieser Betrachtung ein Erlebnis aus jüngster Zeit voranzustellen.

In der Nacht des 30. Januar 1955. Auf dem Bildschirm ein Dokumentarbericht »Heute vor fünfundsiebenzig Jahren — der 30. Januar 1932.« Es ist immer gut, und in diesem besonderen Falle notwendig, daß uns von Zeit zu Zeit gerade diese argen Vorgänge unserer jüngsten Geschichte ins Gedächtnis zurückgerufen werden. Wir vergessen so schnell und so gern ...

Trägheit des Herzens?

Dies und manches andere kam mir in den Sinn, während der Dokumentarbericht »Heute vor fünfundsiebenzig Jahren — der 30. Januar 1932.« über den Bildschirm lief.

Da, plötzlich, steht das Bild Walter Hammers, dieses guten Gewissens unser aller, vor meinem geistigen Auge. Walter Hammer, der getreue Eckhart der Geschichtsschreibung des Widerstandes gegen Hitler.

In der Adventszeit des vergangenen Jahres hatte ich Walter Hammer ein Alpenveilchen zagedacht und bei ihm angefragt, wann ich es ihm bringen dürfte. Er hat mir sehr herzlich für die gute Absicht gedankt, gleichzeitig aber gebeten, das Alpenveilchen, das ich ihm genau beschreiben mußte nach Farbe, Zahl und Art der Blüten und kleinen Knospen, für ihn in Pflege zu behalten, da aus irgendwelchen unerfindlichen Gründen gerade Alpenveilchen sich bei ihm nicht hielten. Natürlich hat es seither kein Gespräch zwischen Walter Hammer und mir gegeben, in dem er nicht gefragt hätte: »Und was machen meine Blumenkinder — wie geht es ihnen?«

Das ist so einer der kleinen lebenswerten Züge des Menschen Walter Hammer, die auch nicht vergessen werden dürfen ...

Sein Lebenswerk ist weit bekannt und liegt für uns alle erreichbar zutage. Weit weniger bekannt aber dürfte angesichts der großen Beschädigung Walter Hammers die Geschichte des Zustandekommens seines Lebenswerkes sein.

Man muß wissen, wie er unmittelbar nach seiner Befreiung noch im Zuchthaus Brandenburg mit schwer angeschlagener Gesundheit zur Erforschung der geschichtlichen Wahrheit des Widerstandes gegen das Hitlerregime dann gegangen ist, ein Archiv der deutschen Widerstandsbewegung aufzubauen, eine Bibliothek und ein Museum.

Man muß auch wissen, wie er zur Errichtung dieses Archivs weder Zeit noch Mühe, noch Kosten gescheut hat.

Man muß wissen, wie er unzählige Briefe im Tausende von Menschen geschrieben hat, um nur ja niemanden und nichts aus dem deutschen Widerstand in Vergessenheit geraten zu lassen.

Ich selbst verdanke meine persönliche Beziehung zu Walter Hammer mehreren seiner Briefe aus Brandenburg an Gerhard Schultze-Pfäelzer, mit dem ich damals verheiratet war.

In Brandenburg hatte Walter Hammer ein großes dokumentarisches Werk erarbeitet, 5 Jahre lang, bis er, im Februar 1950 zur Flucht in die Bundesrepublik gezwungen, alles zurücklassen mußte, zurückgelassen hat, um schon bald darauf hier in Hamburg neu zu beginnen: von vorne anzufangen, krank und bis Herbst 1953 in einem winzig kleinen Zimmer als Untermieter ...

In seinem Buch »Hohes Haus in Henkers Hand« hat Walter Hammer auch der »Arche Noah« ein Kapitel gewidmet. Bei der »Arche Noah« handelte es sich um einen Transport von Gefangenen des »Volksgerichts« von Ber-

ED-10619-50

Institut für ... Archiv

ED-10614-51

64

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

ED-10619-52

65

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

66

ED-10619-53

lin nach Bayreuth im Februar 1945.

Kurz vorher besuchte mich in der »Barnimstraße« der rühmlichst bekannte katholische Pfarrer Buchholz. Er hatte die Güte gehabt, mich als Evangelische in seine Besuchliste mit aufzunehmen, nachdem er innerhalb weniger Tage wiederholt statt des von ihm gesuchten Bückhundes mich in der betreffenden Zelle angetroffen hatte. Dies letzte Mal kam er fast allein, um mir in großer Hast zu sagen: »Gott sei Dank, daß ich Sie vorfinde — ich fürchtete schon, Sie seien in eine andere Zelle verlegt. Ich wollte Ihnen nämlich nur schnell sagen, daß sie nicht mehr lange hier bleiben werden. Sie kommen noch woanders hin, sehr bald sogar, schon in ein oder zwei Tagen.«

»Was jetzt noch sechs Wochen von Solldorf. Bitte mir

»Was, jetzt mich, sechs Wochen vor Schluß? Paßt mir gar nicht in die Landschaft! Wohin soll's denn gehen?«

»Weiß ich nicht — wahrscheinlich Mittel-Deutschland, nördliches Bayern. Ich wollte es Ihnen nur sagen, damit Sie sich innerlich so'n bißchen drauf einstellen können. — Aber...«

Und mit bedeutsamen Blick den Zeigefinger auf die Tappan gelegt, reichte er mir die Hand und eilte weiter.

Er hatte mich kaum verlassen, da rasselte schon wieder der Schlüssel in der Zellentür: »Raus mit allen Sachen!«

Und es begann die »Höllenfahrt zu Wasser und zu Lande«. Zehn Tage lang! »Archo Noah« — Du lieber Gott, wer zählt die Völker, nennt die Namen?«

Neben unserem langjährigen Freunde und »Tatgenossen« Klaus v. Schulz, dem gebürtigen Deutschen, der bei dem Versuch, mit mir und einigen andern im Herbst 1945 »schwarz-weiß« das heißt ohne Paß, aber mit Erlaubnis nach Berlin zu reisen, in der Zone des Schweigens verschollen ist, haben auch der heutige Präsident des Deutschen Bundestags, Dr. Eugen Gerstenmaier, und sein Freund, der Fürst Fugger, sowie ein lehrärztlicher Arzt, Dr. Kühn, um nur einige von »unseren Männern« zu nennen, an dieser Schreckensreise teilgenommen.

»Unsere Männer nannten uns Frauen »die Damen des Volksgerichts«. Unter ihnen die »Afrikanerin« Helene Hirsborn, Kusine Manfred Hausmanns, die Schriftstellerin Clara Waldmann-Nornungast; Gertrud Diemstein in unablässiger Angst um ihren Mann, den bekannten Berliner Maler, von dem sie nicht wußte, daß er schon längst von der Gestapo ermordet und sein Werk vernichtet war. Außer den Genannten waren mit uns noch viele, viele andere aus der Schweiz, aus Luxemburg, Frankreich, Belgien, Holland und den skandinavischen Ländern, paarweise aneinander gefesselt, von der »Barnimstraße« durch das zerstörte Berlin zum Westhafen getrieben worden. Alle verbunden in fester Kameradschaft und in manchen Fällen auch handfester Freundschaft.

Es war ein lebendiges Europa.

In allen Berliner Gefängnissen hatte ich es erlebt. Da waren Angehörige des polnischen und italienischen Hochadels, Mütter kleiner Kinder, wie »Manon«, die glutäugige Rumänin mit der unvergänglich schönen Koloraturstimme, Frauen deutscher Offiziere, Lehrerinnen, Angehörige des diplomatischen Corps — alle waren sie da. Da, wo sie hingehörten. Denn nach dem Philosophenwort: »In die Hölle des Dschus kommt nur der hohe Adel der Menschheit. Die anderen bleiben davor und wärmen sich.«

Wer zählt die Völker, nennt die Namen?

Wir — außer Walter Hammer?

Marie v. Kleist

67

ED-10619-54

Ein Dichterschnitt

Der in Deutschland aufgewachsene Dänische Oedon von Hervath, ausgezeichnet mit dem Kleistpreis, war auch der Autor zweier vorzüglicher Romane, die in fast alle Kultursprachen übersetzt worden sind und die Walter Hammer 1966 beim Verleger Paul Branner, Kopenhagen, in einer dänischen Version untergebracht hatte (*Ein Kind unserer Zeit* und *Jugend ohne Gott*). Der Dichter war vor der Hitler-Barbarei nach Wien ausgewichen und mußte, als Hitler Österreich überfiel, weiterziehen nach Amsterdam (wo der Verleger Albert de Lange seine auf den Scheiterhaufen Hilless vorbebrannten Werke von neuem deutsch herausgebracht hatte). Er ließ sich später in Paris nieder. An einem drückend heißen Sommerabend — es war am 1. Juni 1966 — ging er im Herzen von Paris die Champs Elysées hinunter; ein Gewittersturm brach los, wartete eine monströse Akazie um, die den vielverheißenden Dichter und Dänemattiker Oedon von Hervath einschlug.

Hückschau auf den »Alex«

Von den vielen Notizen, die Walter Hammer nach seiner Befreiung in der Tagespresse veröffentlichte, ist auch diese erhalten geblieben.

So unglücklich das auch klingen mag, ist es doch wahr: Als ich 1944 einige Wochen in einem Bunker des total verunstet und verwundeten Berliner Polizeipräsidenten, im »Alex«, mit dalinvegetierte, konnte man sich dort in der Gemeinschaftszelle 11/3, wenn man nicht gerade mit vereinten Kräften den Wanzen nach dem Leben trachtete, wieder einmal abkutschend versenken in Jaros-

lith anzusehen. Als mir der Vollstreckungsleiter danach fragte, was es einfach nicht zu finden. So also blieb Dr. Mertens vor der Hinrichtung bewahrt. Am 27. April 1945 wurde er aus dem Zuchthaus mit befreit, und als zur Feier des ersten Jahrestages dieser Befreiung durch Rundfunk und Presse in den Ostsektor von Berlin eingeladen wurde, fehlte auch er nicht. Er hatte sich eine Reihe alter Bekannter wieder begrüßen zu können, wovon er im Buch seiner Erinnerungen mandantel festgehalten hat. So auch dieser: »Eindringlich ist auch Walter Hammer von Angesicht zu Angesicht (von dem ich viel gehört und mit dem ich auch schon Briefe gewechselt hatte), einen sehr gut aussehenden schlauen Herrn, der einen sehr gebildeten Eindruck macht. Er stammt aus der »Kreidenschalen Jugendbewegung« und steht wohlwollend vom Gros der formlosen Menschen ab...»

Aus einem Glückwunschbrief zum 65. Geburtstag

... Und ich glaube, es ist auch nicht unbescheiden, wenn man bei einer solchen Gelegenheit wünscht, daß dem Jubilar noch zu seinen Lebzeiten die Anerkennung der Welt nicht versagt bleibe, wie man das leider oft bei großen Menschen erleben mußte. Wie oft haben wir uns im engen Kreis gefragt, was unter den Lebenden heute wohl den südlischen Wert hätte, um mit dem schönsten Preis, dem Friedensnobelpreis, ausgezeichnet zu werden. Und in den Kreis dieser wenigen Würdigen haben wir immer auch Sie, sehr geachteter Herr Hammer, gestellt. Müge diese große Freude Ihnen und durch Sie auch uns anderen beschieden werden.

Plum, im »Alex«, mit darinvegetierte, konnte man sich dort in der Gemeinschaftszelle 11/5, wenn man nicht gerade mit vereinigen Kräften der Wägen nach dem Leben trachtete, wieder einmal schmerzhaft versenken in Jaroslaw Haschke katharastischen »Braven Soldaten Schwejke«. Wie mag ausgerechnet dieses verhaßte und verbotene Buch herüber gekommen sein; wurde doch jeder »Zugang« bei seinem Eintreffen gründlich »gefilzt«. Hoffentlich haben sich noch recht viele der nachfolgenden politischen Verbrecher an diesem wahrhaft »gefundenen Fressen« erfreuen, trösten und stärken können.

Es ist immer eine persönliche Aufgabe, pro domo reden zu müssen, weshalb es verständlich ist, daß Walter Hammer lange zurückgehalten hat mit einem Brief von Dr. Kurt Hiller, der es gewiß nicht übelnehmen wird, daß hier ein paar unleitende Sätze aus einem Brief zitiert werden, den er am 8. August 1950 aus London an Walter Hammer nach Hamburg geschrieben hat: »... Immer wieder freut mich toll, daß Sie geirrt sind. Natürlich wußte ich, daß Sie anno Brandenburg geistig littten. Ich bewunderte Ihre Kraft der Selbstsicht — um eines guten Sonderziels willen. Unter meinen Freunden ist kein einziger, der nicht Ihre damalige Arbeit, obwohl sie unter sowjetischer Flagge geschah, als todtrauer anerkennt hätte. Es gibt überhaupt in ganz Deutschland, das Wohl eingedenk, niemanden, der ein geraderes Rückgrat hätte als Sie...«

»Ein zerlissenes Heer namens
Walter Hammer!

An des »Führers« letzten Geburtstag wurden noch am 20. April 1945 nicht weniger als 28 zum Tode verurteilte Politische in der Mordgarage des Zuchthaus Brandenburg hingerichtet. Eigentlich sollte auch der Kocharzt für Chirurgie Dr. Emil Mertens zu ihnen gehören. Dem vom Volksgericht ausgesandten Vollstreckungsleiter waren aber von jedem einzelnen Todeskandidaten die Akten unentbehrlich, die er sich unterwegs in Potsdam noch heransuchen lassen mußte. Zufällig war der dafür in Betracht kommende Justizbeamte ein alter Patient des Arztes Dr. Emil Mertens, dem er sich zu großem Dank verpflichtet fühlte. Erst am Tage zuvor hatte er das Aktenstück von Dr. Mertens entdeckt und es befehlungsgeleg, um es sich einmal gründ-

den. Und in den Kreis dieser wenigen Würdigen haben wir immer auch Sie, sehr geehrter Herr Hammer, gestellt. Möge diese große Freude Ihnen und durch Sie auch uns anderen beschieden werden...« Professor Dr. Ernst Mehr

Aus Belgien
wußte ein alter Leser der »Junge Menschen« zu berichten, daß er Walter Hammers Zeitschrift schon seit seinem vierzehnten Lebensjahre gelesen habe. Als Pfortenführer habe er sich wegen der »Junge Menschen« in einem sehr reaktionären Realgymnasium seinem ersten Prügel zugezogen...

Ernstich Nietzsche:

»Wie viel verdammliche Schwärze, Lahnheit, Fehfertigkeit, Söldnerock, wie viel Hier ist in der deutschen Intelligenz! Wie ist es eigentlich möglich, daß junge Männer, die den geistigen Völkern ihr Dasein weihen, nicht den ersten Instinkt der Geistesheit, den Selbstbehauptungsinstinkt des Geistes, in sich fühlen — und Bier trinken? ... Wo fände man sie nicht, die sanfte Entartung, die das Bier im Geiste hervorbringt?«
Hans Detmold im Sommer 1921:

Kommt nicht in unsern Schwestern, Ihr Jenseitigen!

Weistübende Romantik mag sich ausnähmen in Heilichen und von alten Kulturen gesättigten Landschaften Thüringens und Rheinlands, mag in Sehnsucht ersticken in aller Weltabgeschiedenheit der Alpengipfel, auf eisernen Inseln der Nordsee, gegenüber vom Schrei der ach so gemeinen Menschheit dahinter. Stab des Alltags abschütteln, das — ach so verrötete — Zeitalter bei heutigem Ringelreim, naiver Volkspoesie und allen sonstigen bazillen-, rauch- und rauchig-freien Nennungen vergessen, aus denen eine langweilige Volksgemeinschaft doreist zusammengesetzt werden soll! Sonntagswandervögel! Euch raten wir, bleibt draußen!

Seid uns geprüft, Ihr Deseitigen!

Heißt *weinstübende* Romantik Euch, ferns Faltenczile zu suchen? Heißt es Euch hävnis aus dem gewaltig empfundenen Stampfen des Kampfes in Euren Städten mit ihrer heulichen Unrast und Zerrissenheit in neue Welten der Disharmonie? Rüstet Euch, Ihr sollt Schlesien erleben! Mit hundertfach zerissener Seele wüßt sich Land und Volk Euch zu Füßen und zeigt Euch seine Wunden auf.

Schlesisches Land. Über Heide und See, heißen Strom und fruchtbaren Acker wider hochge-



ED-10619-55

türnte Gebirge lockende Zunge
der osteuropäischen Ebene. Vö-
kerbrücke — nicht Wall — zwi-
schen Osten und Westen. Einst
von künftigen Armeen des West-
volkes hineingeworfen in das
brandende Ostland. Brückenland
nun in alle schicksalsdunkere Zu-
kunft. Heimat und Walstatt zu-
gleich zweier Völker. In die Hölle
zertieft von noch blutigen Nar-
ben des Religionskrieges, über
und über bedeckt von den Schwä-
ren des Klassenkampfes, nun
durchschaut vom markversöh-
nenden Heber des Nationalitäten-
hasses. Land, das doch beiden Hei-
mat ist, dem »Tuugemechte« und
den »Weibern«.

Schlesisches Volk. Mischvolk
Groß und sentimental, revolutio-
när und demütig, tolpatschig und
pölig, spöttig und oft voller
Griß. Dein Gott heißt Rüh-
zahl, bewacht goldene Schätze,
hat ein Gesicht vorne, eine Linde
und einen Pfeideluß.

Aus dem »Gaublatt« der schle-
sischen Wanderzüge.
Sudelet

Hine Hertha Neubach, ein Otto,
Hans und ein Fritz Roth, wofür
beide natürlich in München resi-
dieren, haben ein Heft vom
Deutschwandervogel zusammen
... man weiß nicht recht, wie
man solch Geschimpf passend be-
zeichnen soll. Dieses Heft trägt
zur einem schmutzig-roten (oia,
für Reinblütigen!) Umschlag den
Titel: Die Nichtigkeit der Jugend-
bewegung

Die Bundesgeschäftsstelle des
Deutschwandervogels hat das Heft

leis Schrecken herrscht Tausende
von heldenhaften Männern und
Frauen leben, die unter völlig
hoffnungslosen Umständen bereit
waren, für Wahrheit, Freiheit und
Menschwürde ihr Leben in die
Schanze zu schlagen. Ihnen, den
Rettern der Ehre Deutschlands,
gebildet unsere tiefste Bewunde-
rung, ihre Geschichte im einzel-
nen muß noch geschrieben wer-
den, und daß sie eine der Stüt-
ten eines stolzen Martyriums
jetzt zu einer Gedenk- und Weihe-
stätte ausgestatten, ist eine gute
nationale Tat, die als solche von
allen Deutschen empfunden wer-
den möge

Ihr sehr ergebener
Thomas Mann

Nürnberger Preuß

Hjalmar Schacht als Zeuge am
30. April 1943:

»Trunksucht war ein Hauptbe-
standteil der nationalsozialistischen
Ideologie.«

Ein »Giftblatt«!

Aus Rheinfeld am Rhein eine
Karte an den Verlag »Junge
Menschen«:

»Es ist mir unverständlich, wie
Sie sich unterstehen können, nach
meiner letzten Karte Ihr Blatt mit
Ihren miserablen, unsauberen
Gesätsch noch in mein Haus zu
schicken. Ich verbitte mir Ihr Gift-
blatt, und wollen Sie keinesfalls
mit demselben mein Haus noch-
mal beschmutzen. Mein Sohn ist
minderjährig und untersteht mei-
ner Autorität ... «

»Junge Menschen«, 1922,

Heft 9/10.

Ein Nekrolog

Institut

Archiv

Die Hindeschäftsstelle des Deutschwandler-Vogel hat das Heft mit Anzeigen vorn und hinten auf mährischen-grünem Papier verpackt, verlegt, in Kassel.

Die drei Skribenten halten sich für Jugendbewegung. Und füllten sich deshalb verpflichtet, das »deutsche Gutstehe der Jugendbewegung« nicht länger stillschweigend anzusehen. »Denn die Jugendbewegung ist ein Verbrechen am deutschen Volke, wenn sie sich nicht bald gründlich ändert.«

Man könnte dieses Machwerk mit den Worten abtun: es ist nicht nur ein Verbrechen am deutschen Volke, sondern an der Menschheit.

Und dann versenke man es in den Okean, möglichst tief . . .

Was auf diesen vierzig Seiten an Schimpferei zusammengetragen ist, hat sicherlich mit Jugendbewegung gar nichts zu tun, wahrscheinlich ebensowenig wie seine Fabrikanten.

Soll man von solch Geschimpfe, völlig kritikloses, gedankenloses, auf den Fasizismus — denn das macht so ziemlich den Hauptinhalt dieser Sudelei aus — ernst nehmen?

Kann man das überhaupt?

Ich muß sagen diese völkische Tonart entspricht allem möglichen. Nur von Würde, von Demut, von Adel — von allem, was diese selbstischen Herrschaften für sich gepachtet haben und den anderen abstreifen, verspare ich keinen Ton darin.

Und wenn damit Unfug geschrieben wird auf »Junge Menschen« und »Junge Communisten«, auf Praetor, H. v. Corlach, Walter Hammer, Quidee, auf alle Fasizisten überhaupt, dann traue ich den Verfassern und ihrer Helferin schon zu, was sie anderen zutrauen: daß irgendwelche Geldmächte da mit im Spiele sind, die dazwischen zu drucken für gut und angebracht halten.

Mein über dieses Machwerk sagen, hieße zu viel gesagt.

Schütteln wir uns einmal ordentlich, daß solch Dreiß und Geschmeiß nicht länger bleibe an dem, was wir Jugendbewegung nennen.

Kurt Wilker

J. M. 1925, Heft 2.

Thomas Manns unbewusstes Brief vom 22. Oktober 1946 an Walter Hammer, demselben in Hamburg

Sehr geehrter Herr Hammer, haben Sie Dank für Ihre parkenden Mitteilungen! Die ganze Welt weiß heute, daß in Deutschland während Hitlers und Ham-

Heft 9/10.

Ein Nekrolog

Walter Hammer, der wiederholt Totgesagte, bekam 1945 nach seiner Befreiung aus dem Zucht- haus Brandenburg seinen eigenen Nekrolog aus der Feder von Dr. Kurt Hiller zu lesen, dem im September 1935 ein Sonderheft der »Junge Menschen« gewidmet war. Ihm war von mehreren Seiten die Nachricht von Walter Hammers Tod bestätigt worden. Und so schrieb er am 25. Januar 1945 in London an den Vorsitzenden der SPD im Exil, Hans Vogel, u. a.:

»Ihnen wie mir ist bekannt geworden, daß die Nazis 1943 in Kopenhagen den armen Walter Hammer geschloß haben und daß er in ein deutsches Konzentrationslager verschleppt wurde. Heute teilt mir Dr. Groß von mit, daß Walter Hammer im deutschen KZ gestorben sei. Für den Fall, daß diese traurige Nachricht Sie noch nicht erreicht hat, möchte ich sie Ihnen und Ihren Parteigenossen übermitteln. Walter Hammer gehörte jenem Typus Sozialdemokrat an, dem meine Freunde und ich immer Achtung und Sympathie entgegenbrachten, weil im Mittelpunkt seiner Aktivität der humanistische Gedanke stand, der überdies einen maßvollen Respekt vor geliebter Lesung besaß, und weil ihm Brücken beschreibbar erschienen, die von anderen — nicht einmal gesehen werden. Übrigens zeigen wir vor seiner unerbittlichen Begabung zum Redigieren den Haß des Redakteur-talent hat wunderliche Verwandtschaft mit dem Regisseur-talent — und ist so selten wie dieses. Ich habe in Walter Hammer einen Freund verloren; Ihre Partei und die deutsche Nation einen ihrer allerbesten Männer. Und obwohl wir, weiß der Teufel, an die Bestialitäten des in unsere Heimat vergerenden Gesindel gewohnt sind, packt einem bei solchen Fällen doch immer wieder die Wut . . .« — Hans Vogels Antwortbrief vom 1. Februar 1945 begann mit den Worten: »Für Ihre Mitteilung über den Tod von Walter Hammer sind wir Ihnen sehr dankbar. Wir teilen voll die Gefühle und die Anerkennung, die Sie selbst zum Ausdruck bringen . . .«

»Wir trafen in die Welt . . .«

Es war in den Jahren so um 1925 herum.

Meine »Fleckenliebste«, eine kleine überflüchtige Wandervogelgruppe in Hamburg, pflegten damals in gewissen Absin-

69 Archiv

ETD-106/4-56

den zur Kontaktförderung mit der älteren Generation und nicht zuletzt zwecks Sanierung der Feindkassen sogenannte Elternabende zu veranstalten. Da wurde gesungen und musiziert, man spielte auch Theater und bemühte sich in jeder Weise, anzugehen. Zu unserem unentbehrlichen Liedgut gehörten, wie könnte es anders sein, vor allem viele Soldaten- und Landsknechtslieder.

Walter Hammer, damals Herausgeber der von uns gern gelesenen »Junge Menschen«, besuchte als geschätzter Gast einmal einen dieser Elternabende. Wir gaben uns viel Mühe und hofften auf eine wohlwollende Besprechung in seiner Zeitschrift. Diese Besprechung erschien dann auch, aber statt des erwarteten Lobes stand da als Überschrift »Es ist schon wieder so weit!«, und dann zog Walter Hammer über die Instinkt- und Gedankenlosigkeit hin, noch im Schatten des kaum überstandenen Weltkrieges schon wieder zu singen:

»... ins Feindesland zu reiten,
hurra, Viktoria,
fürs Vaterland zu streiten.

hurra, Viktoria!
Wir waren natürlich über diese Kritik empört und machten uns über ihren Urheber lustig.

1933 — 1933 — 1945!

Wer und was blieb von uns übrig?

Hanns Bosse
»Arche Noah«

Im Februar 1945, noch mitten in jenem harten Winter, wurden im Berliner Westhafen ein paar hundert gefesselte Elendgestal-

zählt Schulze-Pflüger in seinem Buch dieses Titels, welches in Ostberlin erschien und in der Bundesrepublik leider noch so gut wie unbekannt ist. Auch die Holkschul der »Arche Noah«, Gespräche mit Dr. Constanze mit der Befreiung in Bayreuth findet man darin geschildert.

Das Meßner Gelübde

»Die Freideutsche Jugend will aus eigener Bestimmung, vor eigener Verantwortung, mit innerer Wahrhaftigkeit ihr Leben gestalten. Für diese innere Freiheit tritt sie unter allen Umständen geschlossen ein. Alle gemeinsamen Veranstaltungen der Freideutschen Jugend sind alkohol- und nikotinfrei.

Erster Gruß von einem alten

Leser

Kaum, daß 1945 wieder Post bestellt wurde, meldete sich ein alter Leser der »Junge Menschen« aus der Gegend von Burg. Er schrieb damals an Walter Hammer nach Brandenburg:

»... Ich konnte es zuerst kaum fassen! Das ist ja lebendigste Jugend, das ist ja das Land, von dem wir längst absteigen zur Faust in die Unterwelt —, und nun soll es wieder heraufsteigen aus dem Dunkel? »Kadettener-Verlag« und »Junge Menschen«! — In all diesen bösen Jahren seit 1933 geben mir die »Junge Menschen« Mut und Hoffnung. Wenn ich einen Blick in diese Hefte werfe — welch ein quellendes, kämpferisches junges Leben blickt aus daraus an! Wenn ich Ihnen als Dank für trostreiche Stunden im wildesten Hiltbertaurnel — als man

im Februar 1845, noch mitten in jenem harten Winter, wurden im Berliner Westhafen ein paar hundert gefesselte Elendsgestalten in den dunklen Schlund zweier ausgedienter Kohlenkähne versenkt, in den größeren die Männer, in den anderen die Frauen, ausschließlich politische und überwiegend prominente Gefangene, die von Preßler schon abgeurteilt waren oder denen man selbst jetzt noch irgendwo den Trost machen wollte. Sie wurden derart auf eine wahrhafte Höllefahrt geschickt. Die »Ardie Noah« — unverwundlicher Gabelträger der so schwer Gefesselten hatte sofort diesen Namen gefunden — fuhr deren Spree, Havel und Elbe anscheinend ins Blaue hinein. In Brandenburg hatte man gestiftet, hier wenigstens einen Teil der Gefangenen ausbooten zu können, doch wurde energisch abgewinkt. Kein Platz mehr im größten Zuchthaus Europas! Auch die Curziger Strafanstalt war überfüllt. So ging es auf der Schiene ohne Heizung weiter durch die sibirische Kälte nach Bayreuth bis dortige Zucht haus. Unterwegs gab es viele Tote, die aus dem Zug einfach hinausgeworfen wurden und auf den Bahndämmen liegenblieben. Als sich einige Wochen später die Luftfröhen verlaufen hatte, wurden die Häftlinge unserer »Ardie Noah« von den Amerikanern befreit, unter ihnen der Oberkonsulrat Dr. Eugen Gerstenmaier, der jetzige Bundestagspräsident, und der frühere Bundestags- und jetzige Landtagsabgeordnete Fürst Fugger von Glött. Beide hatten zum »Kreuzauer Kreis« gehört und waren vom »Rusenden Rausche« schon verurteilt worden.

Ebenfalls an dieser Fahrt beteiligt waren der inzwischen verstorbene Publizist Dr. Gerhard Schulze-Pflüger, Autor zahlreicher historischer Werke, der Biograph und Verfaßter Hindenburgs. Auch ihm wollten die Nazis aus Leben, aber mit großem Geschick hatte er im Gefängnis Tegel monatelang allerhand Sorten Verdrücktheit markiert und so ein Todesurteil gegen sich abwenden können. Zugleich rettete er das Leben seiner Frau, der geborenen Gräfin Marie von Kleist (die nach bitterem Leidensweg dem Leben erhalten geblieben ist), und auch das seines Freundes, des Baltendeutschen Nikolaus von Schultz (der es mit unerschütterlicher Gewalt bezwang und den man längst in den Weimern des Ostens spulend hat verschwinden lassen). Von seinem »Kampf um den Kopf« er-

behtes junges Leben blickt uns dann aus. Wenn ich Ihnen als Dank für trostreiche Stunden im wildsten Hüttlerstempel — als man keinen Menschen mehr um sich hatte, als sogar die Striksten sich hangen wollten —, wenn ich Ihnen als Dank einige überlebende Hefte Ihrer »Junge Menschen« schenken darf, so würde mir das eine Freude sein, um so mehr, wenn neue Saat keimen würde aus alter Erde.

Vielleicht kommt noch einmal die Zeit, daß auch wir Älteren wieder aufgehen können in den Reihen der Jungen — als ein Geschlecht, welches aus dem Dunkel zum Licht strahlt.

Mögen Ihnen noch viele Jahre freien und kühnen Schaffens beschieden sein als eine teilweise Entschädigung für Ihr »Wandern im Ernteren Tale«.

Ferdinand Avenarius

Avenarius, einer der vier Hauptredner am Maßbour Tag 1918. Herausgeber des »Kunstwart«, ließ es in seinem Schlußwort nicht an Humor fehlen:

»Jungen und Mädel: Wir lassen uns von euch viel gefallen, wir alten Krachen lassen uns von euch auch erziehen. Zwar opfern wir sehr gern die Milch des Geistes, den Wein, aber ihr raubt uns sogar den Zulp des alten Mannes, die Zigarre, das schmerzt und selbst über unsere durch ein langes Leben mit großen Kosten und ehrliden Mühen ungemästeter Blaudie macht ihr schlechte Witzel. Wir tragen's, aber alles machen wir doch nicht mit ...«

Avenarius schloß mit den Worten:

»Ihr könnt die Kernschar werden eines neuen Geschlechtes. Ihr könnt es werden, werdet es!«

Vollversammlung in Jena

(13. bis 17. April 1914)

Eugen Diederichs hieüber im Juni-Monat 1914 der von ihm herausgegebenen Zeitschrift »Die Tat«:

»Die acht tägige Tagung war ein Spiegelbild aller im deutschen Volke lebenden Strömungen, die einstuft miteinander ringen, ihre Gemeinschaft herstellen und doch von tiefem Gemeinschaftsgeist getragen waren. Man könnte fast sagen, die Jenaer Tagung war die eigentliche deutsche Nationalversammlung, wie sie hätte sein müssen ...«

Erster Aufzug zum Maßbour-Tag
(Urbauer wahrscheinlich Christian Schürchagen)

»Vaterländische Erinnerungsfeste werden 1918 in großer Zahl gefeiert, aber noch fehlt das Fest der Jugend, die, der Gegenwart zugewandt, im Gelübde der Tat die wahre Vaterlandsiebe be-

Institut

Archiv

Archiv



ED-106/9-57

kinder will . . . Ihr Selbst frei zu entwickeln, nur es dann dem Dienst der Allgemeinheit zu widmen. Ist die höchste vaterländische Aufgabe der Jugend. Allen gedraubten, gezwungenen Wesen stellen wir Natürlichkeit, Wahrhaftigkeit, Redlichkeit, Gerechtigkeit gegenüber aller Egoherzigkeit das Gefühl der Verantwortlichkeit. Statt des Stolzstums aufrichtige Überzeugungstreue! Statt der Blasiertheit Jugendfreude und Empfänglichkeit! Ausbildung des Körpers und strenge Selbstaucht statt der Vergewandung der Jugendkraft! Vor allen Dingen lassen wir den unfehlbaren Parakletismus, der nur in Worten und Gefühlen schwelgt, der sich oft auf Kosten der historischen Wahrheit — rückwärtsbegeistert und nicht daran denkt, sich neue Ziele zu stecken.

Ein zweiter Aufruf von Gustav Wyrzowa

»Die Jugend, bisher nur ein Anhängsel der alten Generation, aus dem öffentlichen Leben ausgeschaltet, angewiesen auf eine passive Rolle des Lernens, auf eine spielerisch-nüchternen Geselligkeit, beginnt sich auf sich selbst zu heben. Sie versucht sich selbst ihr Leben zu gestalten, unabhängig von den trüger Gewohnheiten der Alten und von den Geboten einer häßlichen Konvention. Sie strebt nach einer Le-

sicht als andere Männer. Er hat noch seine Pfeife in der Hand. Aber er sagt:

»Sie, der müssen Sie aber nicht machen! Sie müssen sich mit mir spielen! Sie müssen ein Ärgernis sein! Sie müssen ein Ärgernis sein! Daß er auf die Leute schief wird. Der es doch ein Polizeihund. Da muß er doch schwarz sein. Sonst hat sein Hund ja keinen Wert. Nicht mit spielen! Immer Ärgernis! Sein Hund, der muß erzogen werden!»

Hans Stensen

»Der Radkeltener«, Febr. 1925.
Die Kur

Jupp, der Maurer, wollte das Trinken probieren. Ein Schnaps, zwei Schnaps, drei Schnaps. Das tat ganz gut.

Gegen Abend ging er heim. Sonderbar, alles schwankte, Straßen und Häuser, sogar die Natur.

Thras, die Frau, löte ihn kommen. »Hup! da stand er bereits in der Küche. »Hup! da torkelte er schon zu seinem Stuhl.

Thras starb ihn an. Also jetzt hatte sie einen Sünder zum Mann.

»Teufel!«, sie spuckte aus, nahm einen Schwendappen und schlug ihn dem Jupp um die Ohren.

Jupp trank ein zweites Mal. Einen Schnaps, zwei Schnaps, drei Schnaps, vier Schnaps. Das

heiten der Alten und von den Geboten einer hübschen Konvention. Sie strebt nach einer Lebensführung, die jugendlichem Wesen entspricht, die es ihr aber zugleich ermöglicht, sich selbst und ihr Tun ernst zu nehmen und sich als einen besonderen Faktor in die allgemeine Kulturlandschaft einzufügen. . . . Uns alle schwebt als gemeinsames Ziel vor die Erarbeitung einer neuen, eilen deutschen Jugendkultur.»

Erzählung

Ich gehe durch eine vornehme Straße des Villenviertels. Unter den hochherrschaftlichen Häusern aus den achtziger Jahren gibt es im Keller ein paar Läden, eine Schusterwerkstatt, ein Blumengeschäft. Es ist Sonntagmorgen. Nur wenige Leute sind unterwegs. Es hat geregnet. Das Pflaster ist naß, und die Steine sind kalt vom Regen und vom Wind.

Vor dem einen Kellereingang sitzt in der Tür ein kleiner Hund. Er ist erst ein paar Wochen alt und hat ein dickes, wulstiges Fell und kleine, kleine Kinderpfoten. Mit ewig erstaunten, offenen Augen sieht er in der Welt rumher, in der es so viel zu sehen und zu lernen gibt. Seine kleinen Ohren stehen schon aufrecht und späts in die Höhe und horchen auf das, was man nicht sehen, aber hören kann.

Er zittert ein bißchen, weiß er nicht, was er sieht, und läuft an den Häusern entlang die Straße hinunter. Da steht er dann und zittert wieder und hört und sieht und riecht weiter und macht ein verwundertes Gesicht. Und dann kommt er zurück und setzt sich wieder vor sein Haus.

Ich bleibe stehen und sehe ihn an.

Er sieht mich nicht an. Er läuft an mir vorbei die Straße hinunter. Aber plötzlich läuft er mit seinen kleinen Beinen, die er niemals ganz so laufen, wie er will, sondern immer ein bißchen krumm und schief auf mich zu und reibt seinen Kopf an meinen Beinen. Und ich streiche ihn und kraule ihm das Fell. Und er kriecht an meinem Mantel in die Höhe und fällt um und legt sich auf den Rücken und arbeitet mit den Beinen in der Luft umher und schnuppt und schmeckt kleine Nahrung, die schon ganz scharf und spitzig sind, nach meiner Hand. Aber recht vorsichtig, um nur nicht weh zu tun. Wir spielen — und haben vergessen, wo wir sind.

Wir sind vor seinem Haus. Und die Tür des Hauses öffnet sich, und ein Mann kommt heraus, der gar nicht anders aus-

Jupp trank ein zweites Mal. Einen Schnaps, zwei Schnäpse, drei Schnäpse, vier Schnäpse. Das tat ganz gut.

Gegen Abend ging er heim. Sonderbar, heute schwannten die Häuser und Straßen noch mehr. Die Haustür war kleiner als ein Schlüsselloch. Die Küchentür war kleiner als ein Nadelohr. Er kam aber doch noch hinein.

Thres machte größere Augen. Also heute war der Säufer schon ein Schwein. Sie spuckte wieder aus, schlug ihm den Schenkelapparat nach Kruger um die Ohren und bearbeitete ihn außerdem mit dem Busen.

Jupp trank das dritte Mal. Einen Schnaps, zwei Schnäpse, drei Schnäpse, vier Schnäpse, fünf Schnäpse. Das tat ganz gut.

Diesmal mußten sie ihn führen. Wie einen Toten zerrten sie ihn ins Haus. Plumps, da lag er.

Thres machte keine Augen mehr, Thres spuckte auch nicht aus, Thres nahm auch nicht den Schenkelapparat, sie ging in ihre Kammer, riegelte sie ab, feilte einen Entschluß.

Am nächsten Abend stand Thres am Bau. »Guten Abend, Jupp!« »Guten Abend, Thres! Was willst du? Willst du mich abholen? Ich gehe erst tanken!« »Ich wollte dich nicht abholen. Jupp! Id., gehe mit!« Jupp rief das Maul auf. »Sus, sagte er,

70
Archiv

ED-10619-58

kunden will . . . Ihr Selbst frei zu entwickeln, um es dann dem Dienst der Allgemeinheit zu widmen, ist die höchste vaterländische Aufgabe der Jugend. Allen geschraubten, gezwungenen Wesen stellen wir Natürlichkeit, Wahrhaftigkeit, Edelmütigkeit, Geradsinnigkeit gegenüber; aller Klingherzigkeit das Gefühl der Verantwortlichkeit! Statt des Strebertums aufrichtige Überzeugungstrennung! Statt der Blasiertheit Jugendfreude und Empfänglichkeit! Ausbildung des Körpers und strenge Selbstdisziplin statt der Vergewöhnung der Jugendkraft! Vor allen Dingen lassen wir den unfruchtbaren Patriotismus, der nur in Worten und Gefühlen schwelgt, der sich — oft auf Kosten der historischen Wahrheit — rückwärtsbegeistert und nicht daran denkt, sich neue Ziele zu stecken!

Ein zweiter Auftritt von Gustav Weyden

„Die Jugend, bisher nur ein Anhängsel der alten Generation, aus dem öffentlichen Leben ausgeschaltet, angewiesen auf eine passive Rolle des Lernens, auf eine spielerische niedrige Geselligkeit, beginnt sich auf sich selbst zu besinnen. Sie versucht sich selbst ihr Leben zu gestalten, unabhängig von den träglichen Gewohnheiten der Alten und von den Geboten einer haßlichen Konvention. Ein starkes, noch nicht be-

sieht als andere Männer. Er hat noch seine Pfeife in der Hand. Aber er sagt:

„Sie, der müssen Sie aber sich machen! Sie müssen nicht mit em spielen! Sie müssen em äriern! Jehen Sie in man in irdencheim Triet! Daß er uf de Leute scharf wird. Der is doch in Polizei-hand. Da muß er doch schmut sein. Sonst hat sein Hund ja keinen Wert. Nich mit spielen! Immer äriern! Sein Hund, der muß erzogen werden!“

Hans Siencken
„Der Fackelreiter“, Febr. 1925.
Die Kur

Jupp, der Mann, wollte das Trinken probieren. Ein Schnaps, zwei Schnäpse, drei Schnäpse. Das tat ganz gut.

Gegen Abend ging er heim. Sonderbar, alles schwankte, Straßen und Häuser, sogar die Haus-tür.

Thres, die Frau, hörte ihn kommen. »Hup!« da stand er bereits in der Küche. »Hup!« da stolperte er schon zu seinem Stuhl.

Thres starrte ihn an. Also jetzt hatte sie einen Säufler zum Mann.
»Teufel!«, sie spuckte aus, nahm einen Schenkel und schlug ihn dem Jupp um die Ohren.

Jupp trank ein zweites Mal. Einem Schnaps, zwei Schnäpse, drei Schnäpse, vier Schnäpse. Das

Geboten einer üblichen Konvention. Sie streift nach einer Lebensführung, die jugendlichem Wesen entspricht, die es ihr aber zugleich ermöglicht, sich selbst und ihr Tun erst zu schauen und sich als einen besonderen Faktor in die allgemeine Kulturarbeit einzufügen. ... Uns alku schwebt als gemeinsames Ziel vor: Die Bearbeitung einer neuen, edlen deutschen Jugendliteratur.

Bestellung
Ich gehe durch eine vornehme Straße des Villenviertels. Unter den hochherrschaftlichen Häusern aus den achtziger Jahren gibt es im Keller ein paar Läden, eine Schneiderwerkstatt, ein Blaudruckgeschäft. Es ist Sonntagmorgen. Nur wenige Leute sind unterwegs. Es hat geregnet. Das Pflaster ist naß, und die Steine sind kalt vom Regen und vom Wind.

Vor dem einen Kellerladen sitzt in der Tür ein kleiner Hund. Er ist erst ein paar Wochen alt und hat ein dickes, wolliges Fell und dicke, kleine Kinderpfoten. Mit ewig erstaunten, offenen Augen sieht er in der Welt umher, in der es so viel zu sehen und zu lernen gibt. Seine kleinen Ohren stehen schon aufrecht und spitz in die Höhe und horchen auf das, was man nicht sehen, aber hören kann.

Er zuckt ein bißchen, weil es kalt ist, und läuft an den Häusern entlang die Straße hinterher. Da steht er dann und zittert wieder und hört und sieht und riecht umher und macht ein verwundertes Geräusch. Und dann kommt er zurück und setzt sich wieder vor sein Haus.

Ich bleibe stehen und sehe ihn zu.

Er sieht mich nicht an. Er läuft an mir vorbei die Straße hinterher. Aber plötzlich läuft er mit seinen dicken, kleinen Beinen, die niemals ganz so hinken, wie er will, sondern immer ein bißchen krumm und schief, auf mich zu und reißt seinen Kopf an meinen Beinen. Und ich streiche ihn und kratze ihm das Fell. Und er krabbelte an meinem Mantel in die Höhe und fällt um und legt sich auf den Rücken und arbeitet mit den Beinen in der Luft umher und schnappt mit seinen kleinen Zähnen, die schon ganz scharf und spitzig sind, nach meiner Hand. Aber recht vorsichtig, um mir nicht weh zu tun. Wir spielen — und haben vergessen, wo wir sind.

Wir sind vor seinem Haus. Und die Tür des Hauses öffnet sich, und ein Mann kommt heraus, der gar nicht anders aus-

Einen Schnaps, zwei Schnäpse, drei Schnäpse, vier Schnäpse. Das tat ganz gut.

Gegen Abend ging er heim. Sondern, heute schwankten die Hünser und Straßen noch mehr. Die Haustür war kleiner als ein Schlüsselloch. Die Kuchentür war kleiner als ein Nadelohr. Er kam aber doch noch hinein.

Thres machte prüfers Augen. Aber heute war der Käufer schon ein Schwätz. Sie spuckte wieder aus, schlug ihm den Schnurleppchen noch länger um die Ohren und bearbeitete ihn außerdem mit dem Bisen.

Jupp trank das dritte Mal. Einen Schnaps, zwei Schnäpse, drei Schnäpse, vier Schnäpse, fünf Schnäpse. Das tat ganz gut.

Diesmal mußten sie ihn führen. Wie einem Toten zerrten sie ihn ins Haus. Pflumps! da lag er.

Thres machte keine Augen mehr. Thres spuckte auch nicht aus. Thres nahm auch nicht den Schnurleppchen, sie ging in ihre Kammer, siegelte sie ab, taßte einen Entschluß.

Am nächsten Abend stand Thres am Bau. »Guten Abend, Jupp!« »Guten Abend, Thres! Was willst du? Willst du mich abholen? Ich gehe erst trinken!«

»Ich wollte dich nicht abholen. Jupp! Ich gehe mit!« Jupp riß das Maul auf. »So«, sagte er,

71

ED-10619-59

b

a

Frau, der Kiada, und Grisel
Sset, efer, auf dass ihr ernten
könn!

Kurt Heilbut

«Der Fackelreiter», Juni 1928.
Der wußbegierige Junge

«Vater, was sind das für Ge-
bäude?»

«Das ist eine Ziegelei, mein
Junge.»

«Wem gehört sie, Vater?»

«Mir, mein Kind.»

«Gehören alle die großen Häu-
fen dir, Vater?»

«Ja, jede Stein ist mein Eigen-
tum.»

«Ach, wird es lange gedauert
haben, bis man alle diese Steine
formte? Hast du sie allein ge-
macht?»

«Nein, die Männer, die dort
arbeiten, haben die Steine für
mich gemacht.»

«Gehören dir auch die Män-
ner?»

«Nein, Junge, das sind freie
Arbeiter! Niemand kann andere
Menschen zum Arbeiten haben,
es sei denn, daß es Sklaven wä-
ren.»

«Was ist denn ein Sklave, Va-
ter?»

«Ein Sklave, Junge, ist ein
Mann, der sein ganzes Leben
lang für einen andern arbeiten
muß und nur Nahrung und Klei-
dung dafür bekommt.»

«Warum arbeiten denn die
Männer so schwer? Macht es ih-
nen denn Vergnügen, so schwere
Karten zu schieben?»

«Ich glaube nicht, daß es ihnen
Vergnügen macht; wenn sie es
aber nicht tun, haben sie nichts
zu essen.»

«Sind die Männer reich, Va-
ter?»

«Nein, sie sind nicht reich.»

«Haben sie auch Pferde und
warme Kleider, und gehen sie
auch an die See, wenn's ihnen
zu warm wird?»

«Nein, denn sie müssen viel ar-

«Auch gut!»

«Einen Schnaps, Wirt!» sagte

Jupp. «Zwei Schnäpse!» sagte

«Hinen Schmans, Wirt!» sagte

Jupp. «Zwei Schnäpse!» krächte

Thres. Jupp staunte noch mehr.

«Einen Schnaps, Wirt!» sagte

Jupp. «Zwei Schnäpse!» krächte

Thres. Jupp staunte nicht mehr.

«Jetzt gehen wir!» sagte er.

Er schleppte sie wie einen Sack
heim, warf sie auf die Bank und
ließ sie dort liegen.

«Also eine Sänfterin habe ich
jetzt zur Frau!» sagte er noch.

«Pfiu Teufel!» Dann ging er in
die Kammer, schloß sich ein und
faßte sich einen Entschluß.

Am nächsten Abend stand
Thres wieder am Bau.

«Guten Abend, Jupp!»

«Guten Abend, Thres! Wo
willst du hin?»

«Trinken!»

«Trinken?» schrie Jupp sie an.

«Wir gehen heim!»

Thres riß den Mund auf. «So!»
sagte sie. «Auch gut!»

Am dritten Abend ging Thres
nicht wieder zum Bau. Jupp war
pünktlich. Es gab Kartoffeln, et-
was Fett, später etwas Mehliges.

«Und da ist auch Schnaps!»
sagte Thres und stellte eine
Flasche und zwei Gläser auf den
Tisch.

«Puh! makee Jupp.

Er schüttete ihn in den Kollen-
kasten. Kurt Klüber

Lehrprosa

Ich holte auf eine reiche Ernte
— sagte der Landmann und
stampfte mit schweren Schritten
hinter dem Pflug her.

Ich holte auf eine gute Ernte
— sagte der Landmann und
strecte mit schwingendem Arm
die Saaten über die Schollen des

warme Kleider, und gehen sie auch an die See, wenn's ihnen zu warm wird?»

«Nein, denn sie müssen viel arbeiten, um leben zu können.»

«Wie meinst du das: leben zu können?»

«Nun, sie müssen arbeiten, um Geld zu verdienen für Essen und Trinken, Kleidung und Wohnung.»

«Haben es die Menschen denn besser als Sklaven?»

«Sicher, Junge, es sind freie Menschen: sie nicht für mich zu arbeiten brauchen, wenn sie nicht wollen. Sie können davongehen, wenn es ihnen in den Sinn kommt.»

«Und wenn sie davongehen, brauchen sie dann nicht mehr zu arbeiten?»

«Ja, natürlich, dann müssen sie selber bei einem anderen arbeiten.»

«Und kriegen sie dann von dem andern mehr als nötig ist, um leben zu können?»

«Das glaube ich nicht.»

«Wieso haben es diese Menschen denn besser als Sklaven?»

«Weil sie frei sind und einen eigenen Willen haben.»

«Gibst du ihnen etwas, wenn einer von ihnen dich verläßt?»

«Nein das mindeste. Das einzige ist, daß ich einen andern an seinen Platz stellen muß, und den kann ich immer bekommen, wenn ich will.»

«Dann brauchst du auch nicht so vorsichtig mit ihnen umzugehen, wie wenn er dein Sklave wäre?»

«Nein, das ist auch so.»

«Erzähl mir etwas, Vater. Warum ist es besser für die Menschen, wenn sie frei sind?»

«Frage doch nicht so einfältig, Kind.»

«Woraus werden die Steine gemacht, Vater?»

«Aus Lehm, mein Kind.»

«Machst du den Lehm gemacht?»

«Nein, das hat Gott getan.»

«Hat Gott es für dich getan?»

«Nun, ich habe den Lehm gekauft.»

«Von Gott?»

«Nein, von einem Herrn.»

«Hat der Herr ihn von Gott gekauft?»

«Natürlich nicht; er wird ihn

Ich hoffe auf eine gute Ernte — sagte der Landmann und streute mit schweigendem Arm die Saaten über die Schollen des Akers.

Wir hoffen, daß es Frieden bleibt — sagen die Menschen und schauen träumend in den blauen Himmel.

Wir hoffen, daß es Frieden bleibt — sagen die Menschen und sitzen still und legen die Hände in den Schoß.

Toren ihr, die ihr ernten wollt, wo ihr nicht gesät habt! Gehet hin und schauet den Landmann, der da schafft im Schweiß seines Angesichts! Gehet hin und lernet, daß man nichts erreicht auf dieser Welt durch Hoffen und Schauen, sondern nur durch tüftlere, ehelichte Arbeit!

Auch für euch gilt die Rede, die ihr glaubt, den Frieden durch Gebete erhalten zu können. Nach einmal haben Gebete Kriege verhindert oder auch nur früher beendigt!

Ihr jammert und harnt, daß schon wieder die Furie des Krieges drohend ihr Haupt erhebt, wo noch nicht einmal die Wunden des letzten Krieges verheilt sind, wo noch Menschen und Vieh, Häuser, Wälder und Felder das Zeichen des Krieges an der Stirn tragen. Ich aber luge euch: Was habt ihr getan, um den Frieden zu erhalten?

«Niemand!»

Und was tut ihr, um ihn zu wahren?

«Wiederum nichts!»

Wahrlich, ich sage euch: Wenn alle träumend in den Himmel schauen und die Hände geduldig in den Schoß legen, dann wird — vielleicht rascher als wir es ahnen — wieder die Zeit kommen, die die Männer von ihren Frauen, die Söhne von ihren Vätern reißt und sie hinausführt auf die Schlachtfelder. Die Zeit, da wieder Krieg, Mord, Brand und Vernichtung ihre Feste halten auf den Gefilden Europas.

Wahrlich, ich sage euch, die ihr ernten wollt, ohne gesät zu haben: Gehet hin und lernet von dem Landmann, der den Boden pflügt und die Saaten sät! Arbeitet, erntet gegen den Krieg! Sät, sät die Saat des Friedens in die Herzen der Männer und

72

ED-106/9-60

auch von einem anderen gekauft haben, denke ich.»

«Hat der erste Mann, von dem Lehm gekauft wurde, ihn von Gott gekauft?»

«Nein, das glaube ich nicht.»

«Wie kam er aber in seinen Besitz?»

«Ich denke, er hat ihn sich angeeignet.»

«Und wenn nun die Arbeiter sich den Lehm aneignen, so würde er wohl ihr Eigentum werden?»

«Laß mich in Ruhe mit deinen einseitigen Fragen.» Otto Rühle «Junge Menschen», 1924, Heft 7, Erinnerung an Hans Pausche

Wir fuhren über den See, »seiner« See.

Stundenlang hatten wir zwischen Wasser und Sand am Ufer uns gestummelt, hatten wilde Kaimücken belauscht in ihrem schenen Narrenspiel, hatten Fische überm Wasser sprangen sehen, glänzend in der Nachmittags-sonne, hatten den Reihern nachgesehen, die er über alles liebte.

Wir trieben planlos auf dem Wasser hin und her — zuweilen nur ein Segelschlag ... planlos und ziellos ... Wir fürchteten nicht die Kühle des Abends, weil unsere Körper hart geworden waren durch dieses Vermähtsein mit der Natur, mit Sonne, Wasser, Erde ...

Das Boot trieb uferwärts ins Schilf. Reglos lag es. Gut so. Und wir gingen ans Ufer. Begegneten dem scheuen Rehbock so nahe, daß wir ihm die Hand auf den Rücken legen konnten. Sturften weiter. Hören das Schreien der Hirsche. Wir wußten, daß sie hier wechselten. Hatten ihnen oftmals aufgelauert. Stundenlang — und doch vergebens. Aber jetzt ... wir mußten sie treffen.

Lautlos war unser Gang auf

ED-10619-61

Alf. Koyers

Wenn man zwischen tausend-
juchzenden und singenden Lands-
leuten steht und nicht mitjauchet
und singt, wenn man unter Le-
bensgefahr zwischen den Stühlen
 sitzt — dann fragt man sich
 manchmal: »Bin ich nun verrückt,
 oder sind es die anderen?»

Vor allem, wenn man noch jung
 ist, keine politischen Erfahrungen
 hat und eigentlich von aus tief
 eingewurzelter Abscheu nicht mit-
 macht, wenn andere sich in Uni-
 form einschleichen und die Weis-
 erobern.

Aber dann waren da immer
 ein paar Böcher, Bilder oder
 Freunde, die einem sagten, wo
 die wirkliche Verrücktheit hanste.
 Und wenn man dann vor einer
 Reise nach Kopenhagen hörte,
 daß es dort einen Mann gäbe,
 der alle deutschen Schiffe erwar-
 te und seine tausenden Landsleute
 »verurteilte«, so klingt das zwar
 verrückt, aber eher herzlich ver-
 rückt. Und dann suchte man in
 Kopenhagen, bis man Walter
 Hammer gefunden hat.

Und dann kehrt man zurück,
 beladen mit verbotenen Schrif-
 ten und Büchern, und einer Hand-
 fessel politischen Witzes. Und
 da man siebzehn Jahre jung und
 beruflich unerfahren ist, wird man
 in Lübeck beinahe mit sämtlichen
 Büchern verhaftet.

Es ging noch einmal gut. Die
 ganze Gruppe kam durch. Nur
 einer nicht. Der wurde nach einer
 kurzen Inhaft in der Jugendber-
 berge von Flensburg verhaftet
 und blieb über zwei Jahre in
 »Schutzhaft« und ähnlichen Ein-
 richtungen.

Dort hätte er sich noch verfüh-
 ren vornehmen können. Die Zel-
 en waren sehr schön eingerichtet.

hervorzuleben und es sehr bald auf
 eine Auflage von 60000 Exem-
 plaren brachte. Im Laufe des
 Ersten Weltkrieges wurde Hans
 Paasche mehr und mehr zu einem
 Antimilitaristen strengster Obser-
 vanz. Pfingsten 1922 wurde er als
 einer der ersten »Auf der Flucht
 geschossen«. Ein Jahr darauf be-
 kam im Anschluß an die Paasche-
 Gedächtnisfeier der Jugendbewe-
 gung die Bergstadt der Jugend-
 berg Ludwigstein zu seinem Eh-
 ren den Namen »Hans-Paasche-
 Linden«.

„Schutzwehr“ und ähnlicher Einrichtungen.

Dort hätte er sich noch verrückter vorkommen können: Die Zeltingerossen von der kaiminellen Branche behaupteten es jedenfalls, und auch der Siegesmarsch der Blitz-Kriegs-Soldaten schien es zu bestärken.

Aber gerade hier gaben viele Begegnungen neuen Mut — und wuchs die innere Sicherheit, je mehr die äußere wackelte.

Hat der Klarfahradatsch des tausendjährigen Reiches uns eigentlich recht gegeben? Man möchte es bezweifeln, Hexenjagd und Sabotage sind wieder normal, Menschenliche und Friedenswillen scheinen wieder zu den Verführbaren zu gehören.

Macht nichts. Man hat durchgestanden, manchmal in den Knien, manchmal aufrecht. Größte Freude: Zu wissen, daß der Mann aus Kopenhagen, der Hammer der wie das Gewissen in unserer Brust schlägt, auch durchgestanden hat.

Kann er sich zu seinem 70. Geburtstag etwas Besseres wünschen, als daß sich fürderhin der Prozentsatz Verrückter erhalten bleibt und wie das »Salz der Erde« in der Suppe der Juchzenden und Singenden vermischt?

Alf Kayser, Rotterdam

Hans Passche,
Sohn des nationalliberalen Reichstagsabgeordneten, des Reichstagsvizepräsidenten Dr. Hermann Passche, hatte sich beim ostindonesischen Aufstand 1906 als Führer der Rufiji-Expedition einen Namen gemacht. Aber der Kapitanleutnant a. D. Hans Passche wich sehr bald mit heftigen und ständig sich steigendem Protest von den Bahnen seines Vaters ab. Im Jahre 1912 schloß er sich mit Dr. Hermann M. Popert zusammen zur Herausgabe des »Vortrappe«. Man nannte ihn bald den »Helden des Freiheitskampfes«, die aufblühende Jugendbewegung verdankt ihm eine ihrer klassischen Veröffentlichungen, jene neun fieglichten Negativbriefe, die unter dem Titel »Lukanga Mukoro« immer wieder Lade- und Begeisterungstürme

ED - 106/9-62

25000 Exemplaren erreicht und erlebte auch holländische, finnische, schwedische und dänisch-norwegische Ausgaben. In der deutschen Jugendbewegung sollte der «Hammer» eine ausschlaggebende Rolle spielen. Sie wäre bestimmt nicht so stark in die Breite gegangen, wenn Poperts Buch ihr nicht einen ersten, entscheidenden Antriebsimpuls gegeben hätte. In fast allen Ortsgruppen wanderten mehrere Bände dieses Buches rund, rasselten und beschwingten die Herzen der jungen Generation. 1912 gab Dr. Popert zusammen mit Hans Poesche eine Halbmonatsschrift unter dem Titel «Der Vortrupp» heraus, die bis 1921 erschienen ist, zumeist mit einer Beilage «Der Hahn Meißner», mit deren Redaktion Walter Hammer betraut worden war.

»Die weiße Rose«

Aus Ingo Schells Buch dieses Titels (Verlag der Franke-Verlag, Halle) sei folgendes zitiert:

»Aber daneben gab es noch etwas anderes für Hans und meinen jüngsten Bruder Werner, das in diesen Jahren zwischen vierzehn und achtzehn Jahren ihr Leben bestimmte und es mit einem unbeschreiblichen Elan erfüllte. Das war die «Jungenschaft», eine kleine Gruppe von Freunden. Die «Jungenschaft» gab es in verschiedenen Städten in Deutschland, vor allem dort, wo sich noch kulturelles Leben regte. Sie waren letzte Reste der ursprünglichen bündischen Jugend und eigentlich schon längst von der Gestapo verboten. Sie hatten ihren eigenen, sehr einflussreichen Stil, der aus dem Jungen selbst gewachsen war. Sie erkannten sich an der Art, wie sie sich kleideten, an den Liedern, an ihren Liedern, an ihrer Sprache. Ich weiß nicht, ob man eine solche Sache überhaupt beschreiben kann. Man muß sie erlebt haben. Für diese Jungen war das Leben ein großes, herrliches Abenteuer, eine Expedition in eine unbekante, verlockende Welt. Die Gruppe ging übers Wochenende auf Exkursionen, auch bei grimmiger Kälte, in einer Kabine zu wohnen, einem Zelt nach dem Muster der Lappen im hohen Norden. Wenn sie um das Feuer saßen, hielten sie sich aneinander, oder sie sangen und begleiteten ihren Chor mit der Klampfe, dem Banjo und der Balalaika. Sie sammelten die Lieder aller Völker und dichteten und komponierten ihre eigenen lehrbuchartigen Gesänge und lustigen Singspiele dazu. Sie malten und fotografirten, sie schrieben und dikteten, und daraus entstanden ihre herrlichen Fabrikbücher... Sie stiegen im Winter auf die abgelegenen Alpen und machten die verwegendsten Schiabfahrten, ... sie trugen Bücher mit sich herum, die ihnen wichtig waren, in denen sie eine neue Dimension der Welt und vielleicht in sich selbst entdeckten. Sie waren ernst und verschiegen, sie hatten ihren eigenen Humor und ganze Eimer voll Witz und Skepsis und Spott. Sie konnten wild und ausgelassen durch die Wälder jagen, sie warden sich an frühen Morgen in eiskalte Flüsse, sie konnten stundenlang auf dem Bauch liegen, um Wild oder Vögel zu beobachten. Sie saßen genauso still und mit angehaltenem Atem in Konzerten, um die Musik zu entdecken. Man sah sie im Kino, wenn einmal ein schöner Film auftauchte, oder im Theater, wenn ein Stück die Camerun bewegte. Sie gingen auf Zehenspitzen in den Museen umher, sie waren mit dem Mäntel und seinen verborgensten Schreibern so vertraut, wie wenige in die Stadt, weil sie es sich in unerschöpflicher Kühnheit erlaubten hatten. Sie ließen in besonderer Weise die roten und blauen Pferde von Franz Marc, die glühenden Kornfelder und Sonnen von van Gogh und die exotische Welt bei Gutt-

Institut für ... Archiv

Nur zur Übersicht!

(Annullstempel)

52

ED-106/9-64

Am 1. April 1939 trat ich, bis dahin Regierungsrat bei der Preussischen Regierung in Königsberg (Preußen), als Reserveoffizier der Kriegsmarine zur Abteilung Ausland im Amt. Ausl./Abw. des Oberkommandos der Wehrmacht kommandiert, am Lützowufer in Berlin ein. Ich war entschlossen, den Gewissenszwang, dem ich auch als Nicht-Mg. im preussischen Verwaltungsdienst nach und nach ausgesetzt war, von mir abzuschütteln und bei der Wehrmacht wieder ganz der zu sein, der ich war, sowie dem Bekenntnis der Jugendbewegung, aus eigener Verantwortung und mit innerer Wahrhaftigkeit meinen Weg zu gehen, unter keinen Umständen umrennen zu werden. Ich wurde aktiver Soldat, und schon ab 1. 4. 1940 gehörte ich als Korvettenkapitän MA. E. der Abteilung an.

In den drei Jahren im OKW und in den letzten anderthalb Jahren des Krieges in der Seekriegsleitung erlebte ich den Fußsclag der furchtbaren Zeit des wahrerfüllten Tyrannen aus nächster Nähe. Unser Amtschef im OKW war Admiral Canaris.

Es war erstaunlich, wie viele offene oder geheime Gegner des Systems sich unter den Offizieren befanden. Man konnte mit vielen ein offenes Wort sprechen, ohne befürchten zu müssen, in ein kriegsgerichtliches Verfahren wegen Zersetzung der Wehrmacht verwickelt zu werden. Naturgemäß gab es auch andere. Man konnte sie und verriet es, mit ihnen mehr als das rein Militärische oder Belanglosigkeiten zu besprechen. Es waren aber nur wenige, verhältnismäßig harmlose Leute. Dafür sorgte wohl schon Canaris, er selbst übrigens das Muster eines diskreten und verschwiegenen Offiziers, ein lautloser kleiner Herr mit gütigen und klugen blauen Augen und seinen buschigen Augenbrauen. Aber jedermann vor ihm wußte, wohin die Berichte und Bilder über die neuesten Untaten der Gestapo, des SD und der Totenkopf-SS-Angehörigen von den verschiedenen Kriegsschauplätzen aus den besetzten Ländern und aus den KZs zu ihm waren: zum Stabe des Admirals unter dem damaligen Obersten und späteren General Oster.

Mit Ausbruch des Krieges vergrößerte sich das Amt Ausland/Abwehr erheblich. Das Völkerrechtsreferat, in dem ich arbeitete, wurde zur Gruppe, und mit den völkerrechtlichen Wissenschaftlern, die zu uns stießen, teils als Reserveoffiziere, teils als Kriegsverwaltungsräte, kam auch Graf Helmut James v. Moltke zu uns, der auf Grund seiner juristischen Studien in England als barrister of law neben seinen völkerrechtlichen Kenntnissen besonders als Kenner des englischen Wirtschaftsrechts galt. Als bis dahin einziger völkerrechtlicher Mitarbeiter unseres Gruppenleiters führte ich Graf Moltke auch bei dem im OKW gebildeten Sonderstab für Handels- und Wirtschaftskriegführung (HWK) ein, dessen völker- und wirtschaftsrechtliche Beratung er ebenfalls übernahm.

Im Sommer 1940 besuchte ich zusammen mit v. Moltke und dem Grafen Bechtold Schenk von Stauffenberg, der inzwischen als seekriegsrechtlicher Sachbearbeiter dem Dezernat des damaligen Ministerialrats, späteren Admiralsrichters Dr. Eckhardt, in der Operationsabteilung der Seekriegsleitung beigegeben war, eine Sitzung des Präsenzgerichtshofes in Hamburg. Wir hielten uns zwei Tage in Hamburg auf und wohnten gemeinsam im Hotel »Vier Jahreszeiten«. So hatte ich schon von Anfang an Gelegenheit, die souveräne Art des juristischen und weltwirtschaftlichen Urteilsvermögens des Grafen Moltke wie vor allem der Menschen in ihm kennenzulernen. Das war freilich nicht ganz leicht, und ich fühlte mich eigentlich immer mit einer Art unglücklichen Liebe zu ihm hingezogen; denn er verband das, was mich gerade so anzog, die Integrität aus einem unbestechlichen Gewissen bestimmt, für jeden echten Einwand aufgeschlossene Art seines Wesens mit sozialer Weltklugheit und Zurückhaltung, daß es sehr schwer war, gerade das, was ihn schon damals ständig bewegte, die innere Auseinandersetzung mit dem System der nationalsozialistischen Diktatur in ihm so anzusprechen, daß er das Visier löstete. Das wurde freilich im Laufe der Kriegsjahre in seiner völkerrechtlichen Arbeit in dem Maße anders, als er durch sein unbestechliches Festhalten an den völkerrechtlichen Grundlagen der Kriegführung, besonders im Ostkrieg, während des zweiten Teiles des Krieges, in einen immer schärferen Gegensatz zum Wehrmachtssystem vertrat, der sich im Laufe der Zeit seine eigenen Völkerrechtsexperten zulegte, so daß Moltke mehr und mehr gezwungen war, seinen grundsätzlichen abweichenden Standpunkt in Vortragsnotizen oder Aktenvermerken der Abteilung Ausland niederzulegen.

Als ich einmal einer Einladung von Graf Moltke zum Mittagessen in seinem bescheidenen Berliner Zimmer über einer ausgebauten Garage im Tiergartenviertel folgte, fand ich über seinem Sofa das Schild, das man damals in allen Eisenbahnabteilen und an anderen öffentlichen Stellen lesen konnte: Achtung! Feind hört mit! — Noch ahnte ich damals nicht, in welchem Sinne das schon zu dieser Zeit für ihn persönlich höchster Ernst war. Auf meine Frage nach der Bedeutung lächelte er selbst: »Ein

Institut für ... Archiv

danten Krim/Ukraine und Kaukasus und als Artillerie-Kommandeur bei Anapa am Schwarzen Meer infolge einer erheblichen Verletzung durch Sturz mit dem Pferd nach Berlin zurückgekehrt war und in der 3. Abteilung der Wehrmacht Dienst tat, erfuhr ich von meinem Freunde Adolf Reichwein, von dem ich wusste, daß er öfter in Kreisau war, die wahren Gründe der mich in sich gekohrten Haltung des Grafen Moltke: Der Kreisauer Kreis und alles, was sich in ihm vorbereitete und sich in der geistigen Arbeit des Kreises niederschlug! Aber als ich damals, 1940 oder 1941, mit v. Moltke in seinem einfachen Wohn- und Schlafraum Mittag aß, hatte ich noch etwas entdeckt, was mir das Innerste seines Wesens erschloß und mich heimlich mit ihm verband: das Neue Testament — oder war es die ganze Heilige Schrift? — auf dem Nachtschreiben neben seiner eisernen Rüstung! Gewiß war die christliche Grundlage seines Wirkens evident; etwas, zu dessen Erkenntnis er sich erst im Laufe der Kriegsjahre durchrang. Aber ist nicht die Bibel — vielleicht dasselbe Büchlein, das ich damals sah — in den schweren Zeiten seiner Haft, des grausamen Todesurteils des Volksgerichtshofes und seines letzten Ganges in Plötzensee sein Ein und Alles geworden? —

Es ist uns allen auch ein Trost gewesen, daß Graf Moltke in den letzten Wochen seines Lebens im Strafgefängnis Tegel in dem mir auch noch aus seiner Studenzeit her bekannten und verbundenen Harald Pöhlman seinen Seelsorger fand. Dieser war es auch, der durch seine tapfere Haltung dafür sorgte, daß seine letzten Briefe zu seiner Familie und durch die Veröffentlichung in die Hand des deutschen Volkes gelangten.

Es ist eine seltsame Verknüpfung der Schicksalsfäden, daß Graf Moltke gerade dadurch, daß er einen anderen besonders hervorragenden Vertreter der Abteilung und späteren Amtsgruppe Ausland des OKW rechtzeitig vor den Schächern der Gestapo zu warnen suchte, davor bewahrt wurde, am Attentat des 20. Juli — das er nicht billigte? — in irgendeiner Weise beteiligt zu sein! Denn die Gestapo griff zu und setzte ihn deshalb in Haft, ohne von den Zusammenhängen zu wissen, die ihr erst nach dem 20. 7. 1944 bekannt wurden.

Derjenige, den Moltke gewarnt hatte, war der Major d. Res. Otto Kiep, der Diplomat und frühere Ministerialdirektor und Reichspressereferent, damals der politische Generalreferent der Amtsgruppe Ausland. Kiep war ein kluger und überaus liebenswerter Mann, darin das Gegenteil von Moltke, daß er aus seinem Abscheu gegen Hitler und sein System jedenfalls jedem Kameraden gegenüber, den er für einen Gesinnungsgenossen hielt, kein Hehl machte. Er war so erfüllt davon und von der Urube, ob denn wirklich unter dem hohen militärischen Führen sich niemand finden würde, der die Wende herbeiführte, daß er bei unseren häufigen gemeinsamen Mittagessen und vor allem dem anschließenden Mokkustündchen in den schönen Räumen des sogenannten Carlde-Kavallerie-Clubs in der Bunderstraße leidenschaftlich seinem übervollen Herzen freien Lauf ließ. »Was das Herz voll ist, läuft der Mund über.« Aber die Gestapo beobachtete ihn, und so kam es, daß Otto Kiep, wenn auch erheblich später, in einer Teegesellschaft bei Elisabeth von Thadden, in der er sich unter huter Gesinnungsfreunden währte, das Opfer ihrer Demagogie wurde.

Unvergessen ist mir auch ein Besuch mit dem damaligen Ministerialdirektor Dr. Brandenburg aus dem Reichsvorkchranministerium zusammen in dem kultur-erfüllten Kiepschen Haus im Grunewald, wo wir auch seine Gattin und seine beiden Söhne kennenlernten, diese so harmonische Familie, auf die sich wenige Jahre später durch die grausame Verfolgung des Tyrannen und die Hinrichtung Otto Kieps so schweres Leid senkte.

Wenn ich an die drei Jahre in der damaligen Abteilung Ausland im OKW zurückdenke, so möchte ich noch eines Menschen gedenken, der erst später zu uns kam, und den ich nur kurz kennenlernte, der mir aber als Mann von wirklich europäischem Adel der Gesinnung einen unauflöshlichen Eindruck gemacht hat. Das war der österreichische Aristokrat Frhr. von Guttenberg, der in unseren Gesprächen oft mit tiefem Schmerz von Hitler als der Verkörperung des Bösen, dem Zerstörer Europas sprach.

In Guttenberg lebte noch — und darin fanden wir uns vom ersten Tage an — das katholische deutsche Erbe des Heiligen Reiches Deutscher Nation, und in den von ihm herausgegebenen »Weißen Blättern«, in denen auch Reinhold Schneider, mit dem ihn jahrelange Freundschaft verband, öfter zu Worte kam, hat er dem Bilde Europas von daher, das lebendig in ihm lebte, bis zum nationalsozialistischen Verbot dieser Zeitschrift mannigfachen Ausdruck gegeben. Reinhold Schneider war es auch, der mir Anfang August 1946 auf meine Anfrage als Erster von seinem wahrscheinlichen — später ja auch leider bestätigten — gewaltsamen Tode in den Ruinen nicht weit von dem Gefängnis in der Lichten StraÙe in Berlin schrieb, in dem er vom August 1944 bis in die Apriltage 1945 als in die Vorgänge vom 20. Juli 1944 verwickelt in Haft gehalten wurde. Guttenberg gehörte zu den achtzehn, wenige Tage vor der Auflösung des Gefängnisses in die Ruinen um den Leichter Bandhof Verschleppten, die dort von dem SS-Bewachungskom-

Institut für ... - Archiv

ED-10619-66

mande mangelnd erschossen wurden. Reinhold Schneider schrieb mir auch von dem Bericht eines Fremden, der bis Ostern 1945 mit ihm (Guttenberg) zusammen im Gefängnis gesessen hat. Dort hat er sich wunderbar gehalten. Er hatte sich an den Aufräumungsarbeiten gemeldet, und etwas Straßendes ist ihm eigen gewesen. Reinhold Schneider schließt seinen Brief mit den Sätzen:

»Vielles habe ich nur für ihn geschrieben, nur in seiner Zeitschrift könnten gewisse Aufsätze noch gedruckt werden, d. h. er hätte eben den Mut, sie zu drucken, und aus dieser Arbeit ist dann mein Buch »Macht und Gnade« entstanden, das ich also für ihn geschrieben habe. Baron Guttenberg war ein von Grund aus ritterlicher Mensch, und ich fürchte sagen zu müssen: von einer Art, dergleichen schwerlich wiederkehrt.«

Ich weiß nicht, inwieweit Moltke, Knap und Guttenberg in ihrem Leben von der Jugendbewegung unmittelbar berührt worden sind. Ihrem Herkommen, ihren Verhältnissen und ihrem Beruf nach müßen sie in den Jünglingsjahren, in denen uns die Jugendbewegung das entscheidende Erlebnis wurde, ihr fragestanden haben; aber als durch diese Bewegung gegangener Mensch fühlte man sich unmittelbar zu diesen Männern hingezogen; denn in ihnen lebte die allein ihrem christlich erleuchteten Gewissen verantwortliche Art und die Verbindung von Geist und Formung durch diesen, wie sie aus von der Heidenischen Jugend tiefste Verpflichtung wurde in dem alligen Gesetz von Herrschaft und Dienst aus eigener Verantwortung und mit innerer Wahrhaftigkeit.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß Graf Moltke durch den Kreisauer Kreis auch in starke unmittelbare Berührung mit Menschen der Jugendbewegung gekommen ist und die Dokumente dieses Kreises, soweit sie erhalten sind, daher auch von dem Geiste der Jugendbewegung mitbestimmt worden sind.

Wie weit die Wurzeln dieses Kreises auf den Löwenberger Arbeitskreis um Hans Dohmel, Hans Raupach, Karl Dietrich v. Trotha u. a. im Biberhaus zurückgehen, wüßte ich nicht mit Bestimmtheit zu sagen. Daß aber starke Querverbindungen zwischen diesen beiden geistigen Zentren in Schloßen für ein neues Deutschland bestanden — dem schon Jahre vor dem Krieg besonders im Wandervogel wohlbekanntes und zu ihr gehörigen Biberhaus-Kreis und dem aus der Not der nationsozialistischen Unterjochung und Geschichtsverfälschung im 1942 entstandenen Kreisauer Kreis — folgt schon daraus, daß ein so echter, aktiver und sozusagen universaler Mensch der Jugendbewegung wie Adolf Reichwein zu den führenden Männern des Kreisauer Kreises gehörte.

Reichwein ist der mir unter den Opfern des 20. Juli 1944 persönlich am nächsten stehende Freund. Wir kannten uns schon aus den Marburger Studentenvereinstem 1920/1921, in denen ich als Folge des umstürzenden Kriegs und Nachkriegserlebnisses von 1918 noch einmal spät auf die Universität zu theologischen und philosophischen Studien geführt wurde, nachdem ich bereits im August 1914 als junger Kriegsfreiwilliger mein juristisches Referendarcumula gemacht hatte. Soviel ich mich erinnere, hielt Adolf Reichwein als Mensch der Jugendbewegung ebensoviel von Stefan George wie ich selbst. Wir sahen ihn mindestens auch in Marburg, wenn er Prof. Friedrich Wollers, der zum engsten Kreise Stefan Georges gehörte, besuchte. Aber die Versuche von Prof. Wollers, in dessen Seminar Reichwein war, ihn in den Kreis der Stefan-George-Jünger zu ziehen, die damals schon äußerlich an der Art, den Schicksal zu tragen, erkenntlich waren, schlugen fehl.

Adolf Reichwein war ein Freideutscher und gehörte, wenn ich mich recht erinnere, der Akademischen Vereinigung in Marburg an, in der ich auch öfter und gern zu Gaste war.

Wir haben uns seit jenen glücklichen Jahren immer wieder einmal gesehen oder voneinander gehört, obwohl unser Leben uns sehr verschiedenen Wege führte und Reichwein in den nächsten zehn Jahren in seiner energiegeladenen, lebensspühenden Entdeckerart mehrere Weltreisen machte, sich als Pionier in der Volkserziehung auch tieferisch betätigte, die Volkshochschule in Thüringen aufbaute und an der Seite des Preußischen Kultusministers Becker am Aufbau der Pädagogischen Akademie in Preußen mitarbeitete. Zwischendurch fand er immer wieder Zeit, alles gesammelte Material wissenschaftlich und literarisch auszuwerten, bis er 1930 selbst eine Professur an der Pädagogischen Hochschule in Halle übernahm und es nach 1933 vorzog, als Volksschullehrer auf dem Lande seine Freiheit nach Möglichkeit zu wahren und neue Erfahrungen sozusagen in der pädagogischen Front zu sammeln, die auch ihren Niederschlag in seinem letzten pädagogischen Werk fanden.

Erst im Kriege, also zu einer Zeit, in der Adolf Reichwein schon seine feste politische Fixation bezogen hatte und im Kreisauer Kreis und von ihm aus in weitreichenden, von ihm sorgfältig gespannten Verknüpfungen in der Widerstandsbewegung stand, sahen wir uns wieder und trafen uns nun häufiger, fast regelmäßig in seiner beliebigen, hübschgeputzten und doch so übersichtlichen und hellen Sünderer Wohnung oder auch bei mir zu Haus oder bei v. Trothas in unserem Liechfeldstr.

Institut für ... - Archiv

nen oder auch anderswo. Auch nach meiner Rückkehr aus Südaufbruch und längerer Zehlendorfer und Garnischer Lazarettzeit sahen wir uns noch öfter.

Im September 1943 hatte ich meinen Dienst in der Seekriegsleitung angestreten. Ende November wurde das Dienstgebäude am Lützowufer durch den schweren Hegerangriff auf den Berliner Westen völlig zerstört. Noch erinnere ich mich deutlich des Morgens des 24. November 1943, als wir uns das letzte Mal sahen. Wir gingen zusammen vom Bahnhof Schöneberg, wo wir uns im Menschengewühl trafen, durch das von dem schweren Nachtangriff noch schwelende Berlin die in gelbem Schwefeldampf und Ruß gefüllte Potsdamer Straße entlang bis zum Lützowufer. Dort trennten wir uns. Adolf Reichwein war von Gefahr unwillig. Wir wußten voneinander. Wir sprachen über die Unmöglichkeit, den Krieg noch zu gewinnen, über die furchtbare innere und äußere Lage Deutschlands, über die Unfreiheit und Lüge, die mit uns allen lastete.

Über sein persönliches Wirken sprach Reichwein wenig. Ich fragte nicht; denn ich wußte, daß er schweigen mußte. Er hätte nie etwas gesagt von dem, worüber er zu schweigen verpflichtet war und was vielleicht Freunde hätte gefährden können. Aber er blieb sich immer dazu treu, auch in jener düsteren Stunde, daß seine Seele dem Freunde offen lag, auch ohne Worte. Er war fest, ruhig, voll gespannter Talkraft, aber gelassen, ernst und dabei von innerster Zartheit. So habe ich ihn in der Erinnerung behalten und seiner in Freundschaft und Trauer gedacht in der furchtbaren Nacht nach dem 20. Juli 1944, als es klar wurde, daß der Aufstand mißglückt war.

Die Seekriegsleitung wurde nach jenem zerstörenden Luftangriff vom 23./24. November 1943 nach Eberswalde verlegt und später in einen Wald nördlich von Bernau. Ich habe Reichwein nicht wiedergesehen; aber in jener Nacht bildete der Oberbefehlshaber eine Offizierskompanie zum Schutz des Stabsquartiers der Seekriegsleitung gegen die etwa zurückkehrenden »Anführer«. Mit Stahlhelmen, Handgranaten und Alarmanvrüstung wachte ich in jener Nacht — und wartete auf meine Freunde. . . Es war die schwerste Nacht meines Lebens. — Gott entschied anders. Sie kamen nicht. Aber Generaloberst Beck und Graf Stauffenberg fielen in jener Nacht von der Hand der Verblenden.

In den nächsten Tagen schlug die Tatze der Gestapo auch im Stabsquartier zu und holte — allen militärischen Regeln und Rechten zum Trotz — den Oberstabsrichter Berthold Schenk Graf v. Stauffenberg und den Korvettenkapitän Kranzfelder von der 1. Abteilung der Seekriegsleitung, den Korvettenkapitän d. Res. Dr. Jessen von unserer 3. Abteilung in die Keller der Prinz-Albrecht-Straße ab. Stauffenberg und Kranzfelder erlitten bald darauf am Galgen; von Dr. Jessen habe ich die mit Bestimmtheit erfahren, ob er mit dem Leben davorkam; aber ich fürchte, daß er mit dem hingerichteten Dr. Jessen identisch ist.

Zum Schluß möchte ich noch zweier Männer in Erinnerung denken, die auch kurz vor dem 20. Juli in meinem eigenen Leben eine entscheidende Rolle gespielt haben würden, wenn nicht der Lauf der Ereignisse schneller gewesen wäre. Sie waren beide vom Geist der Jugendbewegung, obwohl sie wohl nicht in ihrer Jugend aktiv in ihr gestanden haben.

Graf Fritz-Diedel v. d. Schulenburg habe ich als junger Regierungsrat im Oberpräsidium in Königsberg kennengelernt, als ich im August 1934 von der Regierung Kassel an die Regierung Königsberg in die Wüste geschickt wurde. Wir lernten uns näher kennen und schätzen. Er gehörte zwar damals noch dem Gregor-Strasser-Flügel der NSDAP an; aber er war ein Mann von Charakter, eigenem Urteil und Adel der Geburt wie der Gesinnung. Bald wurde er unser Landrat im Kreise Sauerland; denn ich wohnte mit Frau und Kindern fast fünf Jahre in Cranz am Meer. Mein Freund Alfred Zastrow aus der Deutschen Freischar, damals auch in Königsberg, stand seit jener Zeit ihm und seiner Familie bis zu seinem Tode nahe und war oft in seinem schönen Landratshaus in Fischhausen. Dann trat Graf Schulenburg, als Polizeipräsident nach Berlin berufen, aus meinem Gesichtskreis.

Im Jahre 1944 sahen Graf v. d. Schulenburg und ich uns wieder. An den seltenen Sonntagen, an denen ich aus unserem Marine-Waldquartier nach Berlin kam, hatte ich eine Bleibe bei Freunden am Ithweg in Zehlendorf. Fast schräg gegenüber wohnte die Familie des Pastors Berndt von der Zehlendorfer Ernst-Muritz-Armdt-Kirche, der selbst als Divisionsplaner im Felde stand. In diesem Hause fand ich Fritz Schulenburg wieder! Er war in dieser Zeit militärisch als Oberleutnant d. Res., ich glaube, bei irgendeinem Ersatzbataillon oder Stab in Potsdam, aber offenbar weitgehend freigestellt und führend in dem militärischen Kreise von Widerstandskämpfern um den Grafen Claus Schenk von Stauffenberg mit weiteren Verbindungen auch zu dem Gurdeler- und Kreisauer Kreis.

An die Begegnung mit Graf Schulenburg im Hause Berndt danke ich mit Bewegung zurück.

Es war im Frühling oder Frühsommer 1944. Die Ent-

55

ED-10619-67

Institut für ... - Archiv

wicklung der gesamten Lage drängte auf die Katastrophe zu. Militärisch konnte sich niemand, der in den höchsten Wehrmachtsstäben arbeitete, der geringsten Illusion hingeben. Wer trotzdem auf das »große Wunder« der V-Waffen oder des Zerwürfnisses zwischen den Alliierten hoffte, dem war nicht zu helfen. Um so widerlicher wirkte die nationalsozialistische Propaganda, die jeder Wahrheit ins Gesicht schlug. In weiten Kreisen des Widerstandes war man sich bewußt, daß bald gehandelt werden mußte, wenn die schnell fortschreitende Verschlechterung der militärischen Lage den — nicht gewollten — völligen militärischen Zusammenbruch nicht unabweisbar machen sollte. Der innere Terror und die Bespitzelung der Gestapo ließen jeden Schritt der Verständigung untereinander und einer planmäßigen Vorbereitung mit höchster Gefahr für den einzelnen wie für die ganze Bewegung verbunden sein. Jeder Angehörige des militärischen Widerstandskreises war sich bewußt, daß alles gewagt und das eigene Leben aufs Spiel gesetzt und notfalls geopfert werden mußte.

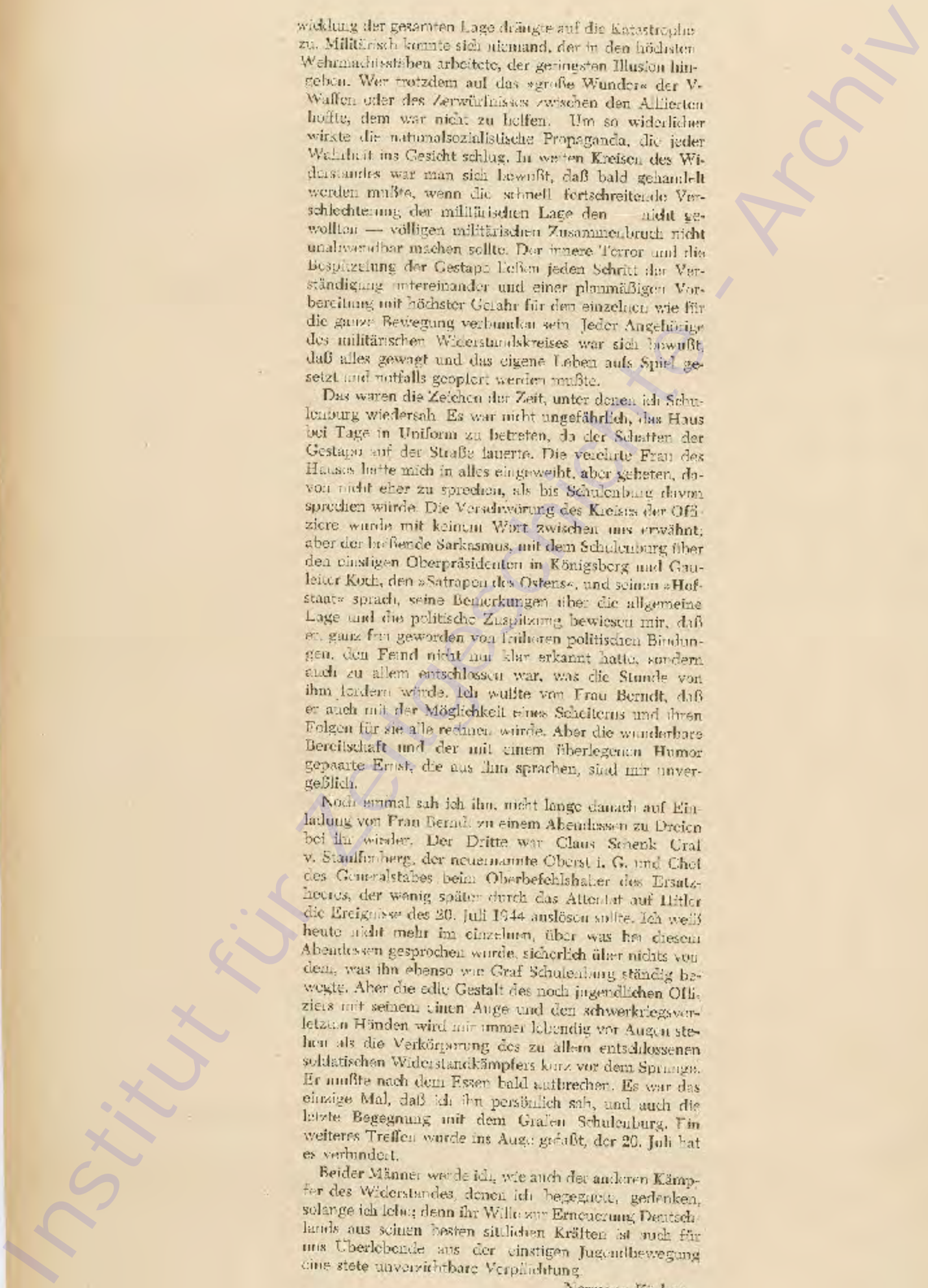
Das waren die Zeichen der Zeit, unter denen ich Schulenburg wieder sah. Es war nicht ungefährlich, das Haus bei Tage in Uniform zu betreten, da der Schatten der Gestapo auf der Straße lauerte. Die verheiratete Frau des Hauses hatte mich in alles eingeweiht, aber gehsten, davon nicht eher zu sprechen, als bis Schulenburg davon sprechen würde. Die Verschwörung des Kreises der Offiziere wurde mit keinem Wort zwischen uns erwähnt, aber der breßende Sarkasmus, mit dem Schulenburg über den einstigen Oberpräsidenten in Königsberg und Gauleiter Koch, den »Satrapen des Ostens«, und seinen »Hofstaat« sprach, seine Bemerkungen über die allgemeine Lage und die politische Zuspitzung bewiesen mir, daß er ganz frei geworden von früheren politischen Bindungen, den Feind nicht nur klar erkannt hatte, sondern auch zu allem entschlossen war, was die Stunde von ihm fordern würde. Ich wußte von Frau Berndt, daß er auch mit der Möglichkeit eines Scheiterns und ihren Folgen für sie alle rechnen würde. Aber die wunderbare Bereitschaft und der mit einem überlegenen Humor gepaarte Ernst, die aus ihm sprachen, sind mir unvergeßlich.

Noch einmal sah ich ihn, nicht lange danach auf Einladung von Frau Berndt zu einem Abendessen zu Dreien bei ihr wieder. Der Dritte war Claus Schenk Graf v. Stauffenberg, der neuernannte Oberst i. G. und Chef des Generalstabes beim Oberbefehlshaber des Ersatzheeres, der wenig später durch das Attentat auf Hitler die Ereignisse des 20. Juli 1944 auslösen sollte. Ich weiß heute nicht mehr im einzelnen, über was bei diesem Abendessen gesprochen wurde, sicherlich über nichts von dem, was ihn ebenso wie Graf Schulenburg ständig bewegte. Aber die edle Gestalt des noch jugendlichen Offiziers mit seinem einen Auge und den schwerkriegsverletzten Händen wird mir immer lebendig vor Augen stehen als die Verkörperung des zu allem entschlossenen soldatischen Widerstandskämpfers kurz vor dem Sprung. Er mußte nach dem Essen bald aufbrechen. Es war das einzige Mal, daß ich ihn persönlich sah, und auch die letzte Begegnung mit dem Grafen Schulenburg. Ein weiteres Treffen wurde ins Auge gefaßt, der 20. Juli hat es verhindert.

Beider Männer werde ich, wie auch der anderen Kämpfer des Widerstandes, denen ich begegnete, gedenken, solange ich lebe; denn ihr Wille zur Erneuerung Deutschlands aus seinen besten sittlichen Kräften ist auch für uns Überlebende aus der einstigen Jugendbewegung eine stete unverzichtbare Verpflichtung.

Normann Kürber

¹ Adolf Reichwein sagte mir, es sei Müllers Auffassung, daß Haler lebendig vor ein Volksgericht gestellt werden und sich vor dem ganzen Volk und der Welt für seine Unatut verantworten solle.



56

ED-106/9 - 69

DIE NÄHMASCHINE

Eine arme Näherin, also eine Näherin schlechthin, geriet in dieser Welt, wo sich das Leben bisweilen als eine auf Abzahlung geregelte und in Raten zu quittierende Ware von minderer Qualität präsentiert — (Umtausch ausgeschlossen) — in Zahlungsschwierigkeiten. Nun mußte man, um der Sache den richtigen Anstrich zu geben, noch sagen, daß ein Mann, ein Bösewicht, wie er im Märchenbuch steht, unter Hintanlassung eines Kindes — Bub oder Mädel, wer mag es wissen — die arme Näherin nicht nur verlassen, sondern auch unter Mitnahme ihrer sämtlichen Ersparnisse finanziell so sehr geschädigt hatte, daß es der traurigen Witwe am folgenden Monatsersten zur Unmöglichkeit wurde, die dem Konfektionshaus »Aurora« schuldenreife Rate für den zu Beginn des Winters gekauften Mantel zu bezahlen.

»Aurora« klagte.

Sie tat das mit Hilfe von vorgedruckten Formularen und eines im Dienst ihrer Firma ergaunten Rechtsbeistandes ... schickte der säumigen Kundin einen Zahlungsbefehl nach dem anderen und endlich, da solches nichts fruchtete, den Zwangsvollstrecker.

Obgleich diesem gegenüber die auf ihren Nichtsbesitz pothende Näherin — wir nennen sie Josephine — das allerbeste Gewissen hatte, beschlagnahmte der Schreckliche nichts Geringeres als das Arbeitsgerät, die Nähmaschine, Josephines Brot.

Josephine, irregeleitet durch die Erklärungen eines in Rechtssachen mangelhaft unterrichteten Kautzkehrers, berief sich nicht ohne Erregung auf ihren Beruf und dessen Zubehör, welche Berufung der Beamte jedoch paralyalisierte mit dem Hinweis auf das Recht, das einzig und allein mit ihm geboren ... worauf er seine Marke an das Gerät klebte und das beklagenswerte Mädchen allein ließ.

Vierzehn Tage und Nächte lang arbeitete die Ärmste nun wie eine vom Teufel zu ewiger Nüchternheit verdammte Seele auf ihrer gepfändeten Maschine und konnte es doch nicht verhindern, daß rüstige Männer am fünfzehnten Tage der Weinenden einzigen Gut aus der Stube schleppten, über die Treppe hinab und in ein

konnte es doch nicht verhindern, daß nüstige Männer am fünfzehnten Tage der Weinlese ein einziges Gut aus der Stube schleppten, über die Treppe hinab und in ein Lastfahrzeug, dem — als es mit helferndem Motor sich in Bewegung setzte — der Fluch eines im Namen des Rechts vergewaltigten Frauenzimmers wirkungslos folgte.

Wie alles, was in diesem dunklen Leben als eine Realität des Alltags und im Lokalanzeiger unter »Neues vom Tage« oder »Kleine (ganz kleine) Mitteilungen« sich manifestiert und vergebens an die Herzkapsel der öffentlichen Menschheit klopft... so auch die Meldung, daß sich eine Näherin in ihrer Wohnung an der Frühlingsstraße aus unbekanntem Motiven... durch Einatmen von Leuchtgas... usw. Vier Tage nach dem Abtransport der Maschine. Doch die Hausfrau — und das verschwand der Lokalanzeiger — die als erste in das gasgefüllte Zimmer trat, fand — auf der Suche nach dem obligaten Abschiedsbrief — in der stark verkrampften Hand der Toten einen Prospekt des Kauf- und Konfektionshauses »Aurora«, durch den man in Kenntnis gesetzt wurde, daß: »Nähmaschinen zu den günstigsten Zahlungsbedingungen — ohne Anzahlung — bei Monatsraten von...«

Aber da kam schon die Polizei und der eruiierende Schmock von der Sonntagspost.

Arnold Weiß Rühel

DER FACKELBREITER 2/4, April 1929

AUS MEINEM KADETTEN-TAGEBUCH

Es wird »Achtung« und »Beien« kommandiert. Wir schieben alle die Blossen zusammen, und der »Unteroffizier vom Dienste« betet. Er brüllt immer, daß der Saal wackelt. Der liebe Gott muß es bestimmt hören. Ein Kadett hat heute ein Stück zähes Fleisch an die Wand geschneilt. Es traf gerade auf das Bild Seiner Majestät des Königs August von Sachsen, mitten ins Gesicht, und blieb dort kleben. Es hat aber niemand weiter bemerkt.

Kadett Harald hatte heute nacht Magenverstimmung und konnte in der großen Eile, die er hatte, den Toiletenschlüssel nicht mehr finden. Er räumte raus auf den Flur, und schon an der Türe kam ihm die Natur. Der Hauptmann fragte vom Mittagessen, wer das gewesen wäre. Harald trat gleich vor und war noch sehr blaß. Er hat drei Stunden Arrest bekommen, und seine Magenverstimmung ist schlimmer geworden.

Mein Stubenältester hat heute ein Stück Speck an einen Bindfaden gebunden. Ich mußte es runterschlucken, und er zog es immer wieder rauf. Wir haben alle sehr gelacht. Mir kamen sogar die Tränen. In der Nacht habe ich gefroren, weil meine Falle direkt am offenen Fenster steht. Ich konnte gar nicht schlafen. Mein Stubenältester hat mir zwei Backpfeilen gegeben, weil mein Kopfkissen naß war. Ein Kadett darf nicht weinen, sagte er.

Heute abend 8.10 Uhr ist nun mein Kloßpeitschendienst. Meine Stube ist beleidigt worden, und auf mich fiel das Los. Meine Peitsche ist neulich beim Waffenrock-

57

ED-10619-70

ausklopfen kaputtgegangen. Mein Freund Werner bringt mir seine Da sind noch alle Lederriemen dran. Ich hatte heute vormittag etwas Angst. Mir war so schwer. Ich ging auf die Toilette. Und da schien die Sonne so schön, und ich war so alleine. Und da habe ich ganz laut »Scheiß« geschrien. Mir war eben so. Zu meinem Unglück hat es der Leutnant vom Dienst gehört. Ich habe einen Frühreport bekommen. Im Strafbuch steht: »Kadett Kowa Frühreport, weil er auf dem Flur sang.«

Ich habe fünf Tage im Lazarett gelegen wegen meiner Wunde an der Stirn, die ich beim Duell mir zugezogen hatte. Meine Stube ist stolz auf mich, daß ich ihre Ehre gerettet habe. Am zweiten Tage wurde mein Freund Werner auch ins Lazarett eingeliefert. Er war in der Freizeit auf der Stube eingeschlafen. Sein Kopf lag auf dem Tisch. Die von der anderen Stube hatten das gesehen und ihm heimlich einen Haarbüschel mit Siegelack am Tisch festgesiegelt. Dann schrien sie: »Achtung!«, und wie Werner hochspringt, bleibt ihm der Haarbüschel am Tisch kleben. Er hat geweint und noch zwei Backpfeifen bekommen. Der Stabsarzt sagt, daß auf der Stelle am Kopf keine Haare mehr wachsen. Mir tut Werner so leid.

Heute nacht konnte ich vor Kälte wieder nicht schlafen. Ich habe aber nicht geweint, und es hat niemand gemerkt. Alle schliefen fest. Der Stubenälteste wälzte sich im Schlaf. Plötzlich merkte ich, wie mein Freund Werner sich in seiner Falle aufrichtet, aufsteht und zu mir kommt. Ich tat, als ob ich schläfe. Er neigte sich über mich, küßte mich auf die Stirn, wo ich die Narbe habe, und legte sich wieder hin. Mir war ganz merkwürdig. Ich mag Werner ja sehr leiden, er ist mein Freund.

Der Stabsarzt sagte, es ginge nicht, daß ich sonntags zum guten Wallenrock eine Brille trage. Ich müsse mir für sonntags einen Klemmer kaufen. Mein Vater sagt zwar, es sei albern, wenn ein zwölfjähriger Junge mit Klemmer ginge, aber was ich auch will.

tigen. Ich freue mich sehr, ich werde sehr gut aussehen. Werner sagt auch, meine Ohren würden nur von der Brille so abstecken. Werner und ich haben die schönsten Lackstiefelchen von der Division. Wenn ich bloß meinen Klemmer schön hätte. Jetzt gefällt es mir manchmal sehr hier. Wenn ich Backpfeifen bekommen, muß ich ihn vorher immer abnehmen.

Das Stück Fleisch auf dem Bild Seiner Majestät König Augusts von Sachsen klebt immer noch und hat einen zutrigen weißen Faden nach unten gezogen. Werner meinte, der Herr hätte sächsischen Schnupfen. Kadett Haralds Magenverstimmung ist auch nicht besser. Der Stabsarzt meinte, es sei ein Leiden. Harald litte an Bohnen. Harald ist aber sonst ein guter Kadett. Er hat mir ein Poesie-Album geschenkt und als erster reingeschrieben: »Sing' bei' und geh auf Cottes Wegen! Verricht das Deine nur getreu! Zur bleibenden Erinnerung an Deinen treuen Kadett Harald!«

Viktor de Kowa

DER FACKELREITER 2/1, Januar 1929

JUNGE MENSCHEN

(Für Walter Hammer)

Junge Menschen sind auf Fahrt gegangen,
suchten draußen ihre eigene Welt,
junge Menschen wanderten und sangen,
und sie schliefen unter Busch und Zelt.
Aus Fabriken, Schulen und Kontoren
kamen sie und reichten sich die Hand,
denn ein neues Leben war geboren:
Jugend hat zur Jugend sich bekannt.
In den Wäldern fanden sich die Scharen,
ihre Fähnlein flatterten im Wind,
und sie blieben, was sie endlich waren:
junge Menschen, die verschworen sind.
Wenn sie um die Sonnenwendfeuer saßen,
und die Nacht um sie war groß und weit,
wußten sie, was sie nicht mehr vergaßen:
Jugend ist ein Wort der Ewigkeit.

Carl Werckshagen

Hans Maeder

An einem Sonntagabend im August 1937 holte ich Walter Hammer in der Odensegade von Kopenhagen ab, wo er damals notdürftig untergekommen war. Er wollte wieder einmal eines der Touristenschiffe, die im Hafen von Kopenhagen einliefen, aufsuchen, um dort die Passagiere in Empfang zu nehmen und zu verarzten. Dieses war zu jener Zeit seine tägliche Aufgabe. Bewaffnet mit Büchern und illegalen Schriften mannigfacher Art, ging Walter Hammer mit seinem unverwundlichen Humor an die Touristen heran und verhalf ihnen zu einem besseren Verständnis des »Dritten Reiches«.

Auf dem Wege zum Hafen erörterten wir meine recht prekäre eigene Lage; war ich doch von der Kopenhagener Polizei benachrichtigt worden, daß ich innerhalb weniger Tage Dänemark verlassen müßte, da ich mich wegen illegaler Betätigung unbequem und unbeliebt gemacht hätte. Natürlich wußte ich nicht wohin. Nur Walter Ham-

58

ED-106/9 - 71

mers Rat und Optimismus brachten mich über meine Verlegenheit glücklich hinweg.

«Überall gibt es jetzt für uns viel zu tun», sagte er. «es kommt gar nicht darauf an, wo du bist. Als bewährte Veteranen der Jugendbewegung warten allerorten dankbare Aufgaben auf uns, die gelöst werden wollen. Ob das nun hier in Kopenhagen ist, in Zürich oder Honolulu — wir müssen uns und unseren Idealen treu bleiben und danach handeln. Als sozusagen gehobener Pädagoge stehe dir die Welt offen. Für mich als Publizist ist es schon schwieriger, aber auch ich werde es schon schaffen!»

Das war vor über zwanzig Jahren, und wenig wußten wir an jenem Tage darüber, was uns und der Welt noch blühen sollte. Als ich dann am 1. Januar 1938 aus Genoa nach Afrika abfuhr, schrieb ich Walter Hammer noch einen Brief, worin ich ihm versprach, daß auch ich unserer gemeinsamen Sache treu bleiben würde.

In Kenya begann ich auf der Kaffeeplantage, auf der ich arbeitete, schon bald eine kleine Schule für die Kinder unserer Neger aufzubauen; aber mein Master sah das nicht gerne, es war für ihn «zu menschlich», weshalb er mich nach drei Monaten schon wieder entließ. Nun galt es, sich anderweitig im Lande Lukanga Mukaras durchs Leben zu schlagen, was keineswegs leicht war. Eine Zeitlang fuhr ich mit einem Auto Leute in den Urwald, die dort wilde Tiere fotografieren wollten (aber Jäger nahm ich niemals mit). Bald wurde mir diese Arbeit leid. Mit Hilfe von Fremden machte ich mich auf die Reise nach dem Fernen Osten. In der vierten Klasse, ganz unten im Schiffsraum der MS. «Boissevaine», fuhr ich über Sumatra und Singapore nach Hongkong und von dort auf einem kleinen dänischen Schiff durch einen Typhoon nach den Philippinen.

Es dauerte nicht lange, daß ich in der Hauptstadt Manila an einer Schule und auch an einer Universität zu unterrichten begann. Außerdem redigierte ich ein chinesisches Blatt. Für eine amerikanische Zeitung schrieb ich wöchentlich politische Analysen über die Lage in Europa. Der Krieg hatte gerade begonnen. Zwischendurch hatte

unterrichten begann. Außerdem redigierte ich ein chinesisches Blatt. Für eine amerikanische Zeitung schrieb ich wöchentlich politische Analysen über die Lage in Europa. Der Krieg hatte gerade begonnen. Zwischendurch hatte mir die Nazi-Diktatur meine Staatsbürgerschaft aberkannt, weshalb ich im Fernen Osten als ein ziemlich feiner Vogel galt. Schon bald waren die Philippinen für mich nicht mehr sicher genug.

Die Universität von Hawaii auf Honolulu lud mich im Dezember 1940 ein, dort ein Jahr zu lehren. Als ehemaligem deutschen Staatsbürger war es für mich so einfach nicht, an Hongkong und Shanghai vorbeizukommen, wo mir Internierung drohte. So mußte ich mich schließlich auf einem kleinen Schiff, einem Griechen, nach Los Angeles einschiffen, um von dort wieder nach Honolulu zurückzudampfen. Mein Visum hatte einzig Berechtigung für Honolulu, diese Perle des Stillen Ozeans.

Das wurde aber ein unruhiges Jahr in Honolulu. Durch die Bombardierung der Japaner war die Insel in einen Trümmerhaufen verwandelt worden. Selbstverständlich internierten die Amerikaner bald nach dem Überfall auf Pearl Harbour alle Ausländer, so auch mich. Nachdem ich oft und lang kreuz und quer, hin- und hertransportiert worden war, wurde ich erst nach 17 Monaten, im Februar 1945, in New York von der amerikanischen Regierung entlassen.

Unverzüglich ergriff ich wieder meinen Beruf als Pädagoge und arbeitete eine Zeitlang mit der YMCA (CYM) zusammen. Dann, es war inzwischen Herbst 1945 geworden, ging ich als Lehrer an die fortschrittliche Walden-Schule in New York. Da ich als früherer Schüler der rühmlich bekannten Lichtwerk-Schule in Hamburg mit den Prinzipien der freien Pädagogik vertraut war, fand ich mich schnell in der Walden-Schule zurecht.

Indessen ließ mir der Gedanke, der mich schon lange bewegte, nämlich ein fortschrittliches Landschulheim von internationalem Charakter aufzubauen, keine Ruhe. New York und seine Umgebung boten ein dankbares Arsenal für ein derartiges Internat, zumal mittlerweile auch die UNO sich dort etabliert hatte. Viele Menschen aus aller Welt kamen hier zusammen und brachten ihre Kinder mit, die in eine Schule gehen mußten.

Mein Plan, das Schulheim im Frühjahr 1947 zu eröffnen, scheiterte. Die Walden-Schule brauchte nämlich einen neuen Direktor, und zu dem wurde ich zunächst einmal gewählt. Ich übernahm diesen Posten aber nur unter der Bedingung, daß ich die Leitung einem anderen übergeben dürfte, sobald mein Landschulheim Wirklichkeit zu werden versprach. Inzwischen hatte ich geheiratet; auch meine Frau teilte meinen auf eine eigene Schule gerichteten Wunsch.

Ohne Geld und mit großen Schwierigkeiten öffneten wir im Herbst 1949 die Türen der »Stockbridge School« für zunächst nur 16 Jungen und Mädchen. Jetzt, acht Jahre später, haben wir einen Schülerkreis von 95 jungen Menschen im Alter von 18 bis 17 Jahren, dazu ein Kollegium von 15 Lehrern. Sie kommen aus allen Ländern, von Iran und Jemen, aus Österreich, Dänemark, England, Deutschland, Nord- und Südamerika. Menschen vieler Hautfarben und verschiedener Religionen hausen nun bei uns unter einem Dach. Mit der UNO stehen wir in engem Kontakt. Eine »Welt-Schule« im wahren Sinne des Wortes ist hier bei Interslaken im Staate Massachusetts

59

ED-10619-72

setts entstanden.

Die Ideale dieser Schule? Ihre Erziehungsmethoden? Einer Generation, die unter dem Zeichen der Wasserstoffbombe aufwächst, könnten die Ideale und der Lebensstil unserer alten deutschen Jugendbewegung vielleicht etwas romantisch vorkommen. Ich aber glaube, daß auch die Jugend unserer Tage noch im Sinne des Gelübnisses vom Hohen Meißner die Möglichkeit haben sollte, ihr Leben zu gestalten »aus eigener Bestimmung, vor eigener Verantwortung und mit innerer Wahrhaftigkeit«.

Eine derartige Erziehung wird Menschen bilden, die wie Walter Hammer und andere bewährte Bahnbrecher und Führer der Jugendbewegung als starke, ähnliche und selbstbewußte Weltbürger ihren Weg gehen können. Und deshalb sind die Ideale der deutschen Jugendbewegung im großen ganzen auch diejenigen unserer »Stockbridge School«.

Heinrich Schuckenböhmer

Lieber Walter Hammer! Wie bedeutungsvoll es für die Scharen des Wandervogels und für die anderen Gruppen der Jugendbewegung war, in dem Fragensturm der zwanziger Jahre eine Orientierungshilfe zu haben, läßt sich kaum ermessen. Von allem Schrifttum, dem Du als Autor und auch als Verleger den Weg bahntest, wollen mir immer die Hefte der »Junge Menschen« an erster Stelle stehen. Wie sehr diese Zeitschrift ein Sprachrohr der jungen Generation war, zeigte ihre weite Verbreitung bei der Freideutschen Jugend und auch bei der Arbeiterjugend, deren Weimarer sie geistig vorbereiten half. Am eindruckvollsten war vielleicht ihre Wirkung in den ch-

der jungen Generation war, zeigte ihre weite Verbreitung bei der Freideutschen Jugend und auch bei der Arbeiterjugend, deren Weimar sie geistig vorbereiten half. Am eindruckvollsten war vielleicht ihre Wirkung in den oberen Klassen der höheren Schulen und in den Berufsschulen. Ich sehe es noch, wie jedes Heft dieser großformatigen Zeitschrift, die «ohne pädagogische Abwärtlichkeit» der deutschen Jugend zu dienen bestrebt war, in unserem Lehrerseminar in Herford immer stärkere Wellen schlug. Es war allemals ein dickes Zeitschriftenpaket, das in den Unterrichtspausen zur Verteilung gelangte. Jede neue Monatsausgabe brachte erregende Berichte dieser schicksalhaften Zeit vom Jugend und Volk, wurde auch in der Erwachsenenwelt als Sprechsaal für Wesensäußerung und Willenskundgebung der heranreifenden Jugend erkannt und verhalf dem jungen Menschen, wie es kaum sonst geschah, sein Einzelleben in einem großen Zusammenhang zu sehen.

Wie sehr Dein Versuch glückte, lieber Walter Hammer, über die Zeitschrift «Junge Menschen» Jugendliche zusammenzuführen mit älteren Menschen, die der Jugend zugewandt geblieben waren, bewies die Pfingsttagung auf dem Ludwigstein, zu der Du 1921 eingeladen hattest.

Vom Ludwigstein und dem jenseits der Werra Liegenden Hanstein aus war 1913 der Aufbruch zum Hohen Meißner ausgegangen. Die durch den Weltkrieg geprüften und erfahrenen Männer zog es immer wieder in den Bezirk des Ursprungs der nun nach einem Jahrzehnt zu einem breiten Strom gewordenen Jugendbewegung.

Am hellen Pfingstmorgen sammelte sich eine große Schar im Burghof des Ludwigsteins, vereint um Fimo Narten, der dem Wandervogel den Ludwigstein erhalten hatte, und den Burgwart Hans Lorf.

Der Torflügel öffnete sich, und schweigend bewegte sich der Zug, die schwarzrotgoldene Fahne voran, den Burgweg hinab. Vor dem mächtigen Stamm der Burglinde schloß sich die Schar zum Kreis, um hier die Gedenkrede zu hören, die Otto Wanderer (Dr. Buchinger) unserem kurz vorher ermordeten Freunde Hans Paasche hielt. Auch Dr. John Ulrich Schroeder, Paasches Gesinnungskamerad im Kreise der Marineoffiziere, berichtete von diesem «Hütten des Freideutschtums».

Die Feiorgemeinde in der Frühe des Pfingsttages war ein Gleichnis der aktiven verantwortungsbereiten Kräfte der jungen deutschen Republik: Junge Männer und Frauen, viel Jugend, aber auch ältere Freunde der Jugendbewegung, von denen mancher Hans Paasche und seinem Vortrupp 1913 auf dem Hohen Meißner begegnet war.

Hier unter der alten Burglinde — von diesem Tage an hieß sie «Paasche-Linde» — wurde ein Vermächtnis weitergegeben, das ein Jahrzehnt später dann nur noch heimlich gehütet werden konnte. Zunächst aber blieb der Boden unter der «Paasche-Linde» des Ludwigsteins Weiheplatz und Ort der Sammlung. Alfons Paquet hat dort einmal im Schatten der weitstrebenden Lindenzweige zu uns über den Weg in die Weite und zum Nächsten, zum Mitmenschen gesprochen. Und wie uns — zuletzt wohl in diesem Kreis am zweiten Meißnertag 1923 — wurde der Hang unter der Paasche-Linde vielen Gruppen festlicher Raum.

An Deinem 70. Geburtstag möchte ich Dir, lieber Walter Hammer, für diese Pfingsten auf dem Ludwigstein und für die aufhellende Tat, die die «Junge Menschen» als großes Ganzes darstellten, herzlich danken!

Heinrich Schuckenböhmer

60
ED-10619-73

Parole

Zum Meißner-Tag 1913

Gradeaus den Blick,
Kühneren Schrittes ins weite offene Leben hinein;
Dich grüß ich, junges deutsches Geschlecht,
Garde der Zukunft,
Schimmernd im goldroten Frühlingschein,
Du bist die kämpfende Truppe
Des neuen Volkes im Land,
Mutige Liebe zur Wahrheit
Das Schwert in deiner Hand,
Treu zum eigenen Wesen
Die Fahne, die du führst,
Wille zur edlen Freiheit
Die Trommel, die du rührst.

Karl Henckell

(Aus der Festschrift zum Ersten
Freideutschen Jugendtag)

Erich Mohr

Von den ersten Anfängen des Wandervogels, vom 1. Freideutschen Jugendtag auf dem Meißner 1913, von den Wandervogel-Soldatensammeln 1914 bis 1918, vom 2. Freideutschen Jugendtag 1923, dem Bündischen Treffen auf dem Fichtelberg und der Entstehung des Boltenhauses bis zur Gründung des Freideutschen Konvents in Altenberg und dem Neuaufstehen der freien Jugendbünde nach 1945 zieht sich ein dem historischen Forschen deutlich erkennbarer Strom lebendiger Kräfte durch das deutsche Geistesleben.

Berlin hat daran als deutsche Hauptstadt einen schicksalhaften Anteil gehabt. Nicht nur die Gründung des Wandervogels erfolgte in dem damaligen Vorort Steglitz, sondern Berlin entsandte auch führende Köpfe zum Meißner 1913. Der Anteil der Berliner Wandervogel und Freideutschen, die im Ersten Weltkrieg geblieben sind, darf als besonders hoch geschätzt werden. Auch an der Bündischen Bewegung hat Berlin einen hervorragenden Anteil gehabt. Eine so markante Persönlichkeit wie Martin Völkel, Pfarrer in Berlin-Karlshorst, hat neben Vagenreiter und Habel das Gesicht des Neupfadfinderbundes und später der Deutschen Freistatler geprägt.

Das 2. Meißner-Treffen wurde von Ferdinand Goebel hauptsächlich in Berlin vorbereitet, die Weiterführung und Vertiefung des 1924 auf dem Ludwigstein gegründeten Freideutschen Werkbundes ging von Berlin aus. In Berlin schätzte man...

ten Freideutschen Werkbundes ging von Berlin aus. In Berlin arbeitete der von Walter Hammer gegründete und geleitete Fackelreiter Verlag bis zu seiner Vernichtung durch den nationalsozialistischen Terror. In Berlin gründete Hans-Joachim Schoeps, damals noch Schüler, die Freideutschen Jungscharen, und schließlich fanden in Berlin freideutsche Männer des Widerstandes wie Adolf Reichwein und Claus Graf Schenk von Stauffenberg ihren Tod durch die nationalsozialistischen Henker.

Weihnachten 1946 ließ der Unterzeichnete von Berlin aus einen ersten Aufruf zur Sammlung des Freideutchtums ergoien, in dem es hieß: »Über alle Bekenntnisse, Parteien, nationale und soziale Schranken hinweg wollen wir Übriggebliebenen uns wieder zusammenfinden. Bitte, laßt davon von Euren Ergehen und Eurer Arbeit hören! Helft mit zur inneren und äußeren Sammlung ... ohne Organisation!«

So entstand die Freideutsche Landsgemeinde. 1953 ließ es in einem Appell:

»Das Jahr 1953 wird die Gedanken vieler zurücklenken auf den ersten Freideutschen Jugendtag auf dem Hohen Meißner 1913. Wenn wir uns auch ganz entschieden dagegen wehren, in schönen Erinnerungen stecken zu bleiben, so dürfen wir doch dankbar bekennen:

Geblichen ist das Opfer der Zehntausende von uns, die in zwei Weltkriegen und drei Revolutionen gefallen sind. Es wird in der Stille fortwirken und seinen Samen tragen.

Geblichen sind Wille und Weg der Jugendbewegung zu einem eigenen Lebensraum im Bereich unseres Volkes und Staates, heute aufgenommen von den neuen und den wiederverstandenen Jugendbünden.

Geblichen ist aber auch, mehr oder weniger stark spürbar, der Zusammenhalt der Älteren, die sich besonders in den Freideutschen Kreisen und Landsgemeinden Westdeutschlands und Berlins zusammengeschlossen haben. Jeder von ihnen steht im beruflichen oder auch im öffentlichen Leben bis in die höchsten Stellen seinem Mann. Ihre Freundschaft ist ein festes Band des Vertrauens auf die Erhaltung der in der Jugendzeit gewonnenen und ererbten Werte und des festen Willens, diese in die werdende Ordnung mit einzubauen.«

Erich Mohr

Hans Paasche

Der Freunde harz' ich, Tag und Nacht
bereit.

Wo bleibst Ihr, Freunde? Kommt!
's ist Zeit! 's ist Zeit!

Nietzsche

Wenn es möglich wäre, einen Verein der Suchenden, Unbestechlichen, Wahrhaften und Ausständigen zu schaffen, jetzt hätte er entstehen müssen. Aber er entsteht nicht und kann nie entstehen; denn sein Inhalt wäre der Geist, und der flieht alle Formen, in denen Menschen bisher Gemeinsames gewollt haben. Die Versuche, Ziele hinzustellen und Anhänger auf bestimmte Gesinnung

61

ED-106/9-74

festzulegen, muten uns heute an wie Zeichen des Todes und nicht des Lebens.

Wie könnten die ewig sich Wandlenden, die wirklich Verwandten einen Verein bilden! Die ohne Leiden in ihrer Einsamkeit in solch schrecklicher Zeit. Nur eins kann sie trösten: Das Bewußtsein, daß gleiche seelische Not und gleicher Wille zum Letzten in anderen lebt, und daß irgendeine Entscheidungsstunde ein Weiterleben hängen muß. Unsichtbar steigert sich Spannung überall und muß sich einmal entladen, mitten hinein in diesen grauen Himmel des Alltags mit all dem Trüben und Verstoßen. Solche Hoffnung macht uns beinahe das Unerträgliche erträglich: Das Leben in einer Gegenwart von Lüge, Schmutz, Robeit in Indolenz. Wenn der Mangel an allem, was uns Leben bedeutet, uns täglich aus unzähligen Geistern anrinst, hört beinahe jede Hoffnung auf für dieses Leben, das nur gelebt wird wie eine Wartezeit auf eine bessere Zukunft.

Wo ist in unserem Volke Geist? Es ist alles geschehen, ihn zu töten und sogar das Bewußtsein zu unterdrücken, daß Geist Leben ist. Die Masse lebt emherzig in Furcht vor dem Leben, das verschüttet ist. Bevor das Leben selbst wieder erkannt wird, müssen alle Cötzen und ihre Tempel zertrümmert werden. Umwertung aller Werte! Was überhaupt als Ideal hingestellt wurde, ist Tod und nur dazu berufen, am Leben vorbeizutauschen.

Weshalb denn nur das Unerträgliche lieben, das Tote? Weshalb Widerliches? Der Neid der gütig Armen auf alles Lebendige, Revolutionäre ist groß, und die Masse der Schlechtweggekommenen ist eine ungeheure Macht der Finsternis. Was schadet es! Was können Tote den Lebenden! Die Träger des Geistes sind unverwundbar, und sie allein fürchten den Tod nicht.

Es ist kein geistiges Leben bei uns, weil sich im Volke der unergründlich tiefen Denker etwas als Geist ausgehen hat, was nicht Geist ist. Alle Geistigen müssen in diesem Lande unglücklich werden. Was irgend an Toren, an Reaktion oder Mitteln zur Unterdrückung der Freiheit des Lebens aufzutreiben ist, ob aus dem Alten Testament oder von den Sioux stammend, hier findet es eine Stätte. Das deutsche Volk will nicht revolutionär sein, will nicht

oder von den Sioux stammt, hier endet es eine Stufe. Das deutsche Volk will nicht revolutionär sein, will nicht leben, will am Leben vorbei leben. Aber das hält kein Volk aus, und das Gesetz, daß alles in Bewegung sein muß, bricht aus dem Scheintoten noch als schreckliche Krankheit hervor. Das Volk schreit sich danach, diese Welt zu zertrümmern, es findet eine Zeit groß, in der zerstört, niedergebrannt, zertreten wird.

Ihr Revolutionäre Deutschlands, Ihr Geistigen, Ihr Wenigen, Ihr Nicht-Professoren und Nicht-Priester, laßt uns voneinander wissen; einen wollen wir uns nicht, denn unsere Einsamkeit ist das große Band, das uns verbindet.

Aus unserem Schmerz, aus der Scham, mit der wir das ungestüme Wesen des Ewig Gestrigen sehen, werde das große Lachen geboren, das unser Volk erlösen soll. Es glüht das Feuer. Es flackert. Es ist da. Seid Ihr's, Fremde! Ihr leht. Es lebt in Euch, Ihr Feuertöpfe, Ihr glühenden Herzen. Denn — sie töten den Geist nicht, Ihr Brüder!

Hans Paasche (1919)

«Junge Menschen» II/18 Seite 194/95

Otto Lehmann-Russbildt

Als ich nach 1918 aus dem ersten Weltkrieg als Sanitätsunteroffizier heimkehrte, nahm ich schon vor Friedensschluß meine Arbeit gegen Krieg und soziale Ungerechtigkeit wieder auf.

In dem Werk von Professor Hans Wehberg (Gauß) «Die internationale Beschränkung der Rüstungen» (Stuttgart 1919, 464 S.) fand ich einige Andeutungen, die mich sehr fesselten.

Wenn ich 1922 bei der «Nie-wieder-Krieg»-Bewegung zu vielen Kameraden gegen den Krieg sprach, so fühlten sie sich gelangweilt. Sie brachten dem Pazifismus im ganzen kein leidenschaftliches Interesse entgegen, wenn auch durchaus nicht aus Liebe für den Krieg. Zu meiner Überraschung horchten sie aber hoch auf, ehemalige Offiziere und einfache Frontsoldaten, wenn ich fragte: «Habt Ihr Euch schon einmal überlegt, daß die Maschinengewehre und Geschütze, die Euch bedroht, verwundet und Eure Kameraden zerrissen haben, von Euch selbst als Ingenieure und Arbeiter in deutschen Fabriken hergestellt und sogar an feindliche Mächte verkauft worden waren?»

Ich begann mit Unterstützung der «Deutschen Liga für Menschenrechte» das Material darüber zusammenzusuchen. Der Paderborner Verlag Walter Hamners hatte damals u. a. ein Buch herausgebracht: «Westfront 18. Vier von der Infanterie», das sofort freudigen Anklang bei den alten Soldaten fand und mich veranlaßte, Hamner mein Manuskript vorzulegen. Er nahm an. 1929 erschien das 1.—5. Tausend als 1. Auflage. Ende 1932 lag die 5. Auflage mit dem 81.—10. Tausend vor.

Es ist allein der Initiative Walter Hamners zu danken, daß von Anfang an auf Übersetzungen hingearbeitet wurde, die bis 1933 die Zahl von zehn erreichten. Aber weitere waren schon vorbereitet. Der große Aufschwung erfolgte, als ich 1930 nachweisen konnte, daß die Firmen Krupp und Thyssen während des ersten Weltkrieges ohne Wissen der Reichsregierung den feindlichen Mächten mit dem Vorsatz, diesen Vorschub zu leisten, mittelbar oder unmittelbar Voräte von Kriegsbedürfnissen ge-

62

ED-10619 / 75

liefert haben».

Der Oberreichsanwalt des Reichsgerichts in Leipzig eröffnete daraufhin ein Ermittlungsverfahren wegen «Kriegsverrats gegen Krupp und Thyssen. Das Verfahren wurde niedergeschlagen, da die genannten Firmen nachweisen konnten, daß die deutschen Behörden sogar alle Einzelheiten der Preisberechnung verbindlich hatten. Es handelte sich besonders um Infanterie-Schutzschilde für die Schützengräben, die über Holland den Engländern billiger geliefert wurden als der Reichsmagerung! Ferner gingen ganze Güterzüge von Stahlprodukten für den Krieg über die Schweiz an Frankreich.

Bei der Eröffnung der Abrüstungskonferenz schrieb mir deren Präsident, der frühere englische Außenminister Arthur Henderson einen Brief und gestattete mir dessen Veröffentlichung, worin er versicherte, die Konferenz würde die Frage der Waffenfabrikation, «diese wichtige Angelegenheit», nicht übersehen, zuletzt hoffte er, «daß ich der Konferenz meine tatkräftige Unterstützung zuteil werden lassen möge.»

Es ist mir eine angenehme Pflicht, zu sagen, daß der «Internationale Gewerkschaftsbund» und die Friedensgesellschaften aller Völker zum Erfolg des Buches wesentlich beitragen.

Die «Internationale Frauenliga für Frieden und Freiheit» (Sitz Gené) lud mich während der Eröffnung der Abrüstungskonferenz nach Grenoble (Pfingsten 1932) zu einem Vortrag ein. Ich führte in Kürze aus: Meine Damen — lassen Sie alle Emotionen darüber, daß der Krieg schlecht und der Friede gut sei, beiseite, aber insistieren Sie darauf, daß die Verhältnisse der Rüstungsindustrie, ihre Profite, ihre internationale Verflechtung untersucht werden.»

Die Präsidentin Jane Addams, Nobelfriedenspreisträgerin, setzte sich dafür ein. Der amerikanische Senat beauftragte einen Untersuchungsausschuß, der seine Arbeit in zwölf Bänden vorlegte. In England und Schweden wurden «Königliche Kommissionen» zum gleichen Zweck eingesetzt.

Und — wie viel hat sich an diesem Zustand bis heute

Institut für Völkergeschichte Archiv

rief einen Untersuchungsausschuß, der seine Arbeit in zwölf Bänden vorlegte. In England und Schweden wurden »Königliche Kommissionen« zum gleichen Zweck eingesetzt.

Und — wie viel hat sich an diesem Zustand bis heute geändert?

Wenn es aber wenigstens zu dem Final durch mein Buch kam, die Aufmerksamkeit der Völker auf diesen Punkt deutlich zu lenken, so ist es allein der Regsamkeit Walter Hammers zu danken.

Otto Lehmann-Rusthöft

Lied der Illegalen

Hunderttausend Fäße gehen in der Nacht,
Hunderttausend Hände graben an einem Schacht,
Tief ist der Schacht, ihr hört uns nicht,
Wir haben keine Stimme, wir haben kein Gesicht,
Der Mond ist eine Fackel, die Wolke löscht sie aus,
Die Nacht ist unsere Heimat, die Nacht ist unser Haus,
Wir ziehen stumm auf unsere Schicht,
Wir haben keine Stimme, wir haben kein Gesicht,
Wir tragen nicht: Wie lange? und nicht:
Wann wird es sein?
Wir graben immer weiter uns durch den dunklen Stein:
Undahn auch viele Tausend nicht mehr das Tageslicht,
Grad diese Tausend sitzen einst droben zu Gericht.

Friedrich Wolf (1938)

Hermann Hesse:

Dem Freund der Jugend
und dem tapferen Feind des Nationalsozialismus

Walter Hammer

sendet zu seinem 70. Geburtstag
einen herzlichen Gruß und Glückwunsch

Hermann Hesse

Fritz von Unruh

Erster August! — Datum unseligen Erinnerns! Jahr für Jahr schließt sich um Dich ein neuer Kreis . . . In den vierzehnten wählst Du nun schon hinein — Bist Du der undurchdringbare Ring neuer Gemeinschaft geworden? Oder an unserem Atem ein knöchernes würgende Klammer?

In seinem »Unbekannten Soldaten« läßt der Franzose Baynal den Frontkämpfer, ehe er aus dem Urlaub wieder zurückkehrt in den Todesgraben, zu Vater und Brant sagen: »Seid glücklich . . .« In fast allen deutschen Städten wurde dieses ergreifende Werk angehört unter schluchzender Erschütterung. »Seid glücklich« — sollte das wirklich der Toten Vermächtnis an uns Lebendige sein?

Walter Hammer und ich waren vor wenigen Tagen auf den Schlachtfeldern von Verdun. Wir fanden dort noch Menschengebein auf dem Acker. Unbeerdigt, von Wetter und Regen zersetzt, in niedrigen Uniformstetzen, erbarmungslos preisgegeben namenloser Verwesung. — Zwei Mütter, in Kropp gehüllt, wie eine finstere Wolke, wandten zwischen den Soldatengräbern herum und suchten vergebens unter den Hunderttausenden schwarzen Holzkreuzen den geliebten Namen ihres Kindes.

»Seid glücklich?« — Macht Euch auf, Ihr Mütter! Ihr Frauen und Bräutel! Fikant hen zu der blutgetränkten Erde — dorthin, wo jeder Weg noch bedeckt ist mit dem braunmetigen scharfen Gesplinter internationaler Graus-

63
ED-106/9 - 76

ten, die hüben wie drüben in das blühende Fleisch Eurer Männer, Söhne und Brüder das Verderben gerissen ...! Kommt! Und Eure Hände und Stirnen werden wund werden am Stachelkraut, der noch heute jeden Schritt Eurer Wallfahrt hemmt.

— Bleibt stehen in der baumkahlen, öden Einsamkeit all der Todesschluchten von Verdun, wo jeder Zoll Erde Euren Lieben ein Golgatha war! Wer dann angesichts dieser hingemordeten Jugend »glücklich« sein kann — wem ihr »Nichtmehrsein« die Seele nicht ängstigt — der sei immerhin »glücklich!« Uns aber deucht solches Glück leichter als der Staub auf dem Wege — Der erste Sturm legt es hierhin und dorthin.

Um unseren Schritt hören wir immer den Gang schmerzgetroffener Bataillone — Schon bei Tag und Nacht ihr wachsbleiches, erstauntes Gesicht zwischen den Margueriten und dem blutroten Feldmohn — und Jahnke, weit bis zum Horizont, das furchtbare: Warum?

»Seid glücklich« — — aber nicht ohne die Brücke gebaut ist zwischen den Massengräbern der Front und dem Alltag der Heimat! Wir behielten zu weh die klagende Melancholie des Windes im Ohr — vom Pfeifenrücken und vom Toten Mann, von der Fausseschlucht und dem Caureswald. Wir vernahmen, hingebückt an das unfurchtbare Gelände des Krieges, ein anderes Wort — grell riefen es uns die Toten herauf: »Verwandelt Euch!«

»Seid glücklich ...«, das ist kein Pfeiler, der dem ewig nagenden Strom zum »Zurück« widersteht — Verwandelt Euch! das heißt: entwickelt jenes Gefühl der Liebe zum anderen, das uns dort draußen alle verband. Damals war jeder Ehrgeiz von uns abgefallen, und keine blecherne Phrase rührte ans Herz. Nur wenn einer von »Liebe« sprach, wurden wir still und borchten in uns hinab auf die Stimme der Seele. Der Keim ist da, in uns allen — das Samenkorn einer heiligen Verbundenheit! Haucht es an, einer dem anderen, damit es aufblühen kann und die Grabsteine der Jahrhunderte sprengen, ebenso herrlich, wie jenes Samenkorn den Sarkophag barst auf dem Friedhof von Hildesheim ... Denn — »innenwendig« kommt das Reich ...»

Bisher hatte nur eine Gemeinschaft Ewigkeitsdauer: die Gemeinschaft der Toten. Nur in ihr hörten die Par-

kann und die Grabsteine der Jahrhunderte sprengen, ebenso herrlich, wie jenes Samenkorn den Sarkophag barst auf dem Friedhof von Hildesheim. . . . Denn — innenwendig kommt das Reich. . . .»

Bisher hatte nur eine Gemeinschaft Ewigkeitsdauer: die Gemeinschaft der Toten. Nur in ihr hörten die Facetten auf — Nur in ihr war — Frieden. Rings um Verdun ruhen sechshunderttausend Deutsche neben vierhunderttausend Franzosen in solch einer schrecklichen Todesharmonie und beherrschen die Zeit! Wann werden wir Lebendigen, Franzosen wie Deutsche, in ebensolcher Harmonie nebeneinander — leben, glücklich, ohne das Glück erkauft zu haben mit dem Tod unserer Brüder?

Ehedem hieß es: si vis pacem para bellum. Wenn Du den Frieden willst, rüste den Krieg. — Wir sagen: Wann Du den Frieden willst, rüste den Frieden!

Tico Gläss

Lieber Walter Hammer! Ich finde, es ist noch gar nicht so lange her, daß wir jung waren, und ich erinnere mich genau, wie gespannt ich auf jede Nummer der »Junge Menschen« gewartet habe. Da kam zum Ausdruck, was uns alle bewegte. Vor uns stand eine neue Welt, eine Welt des Friedens, getragen vom brüderlichen Geist. Die Ideale, die uns damals trugen, zünden auch heute noch, aber sehr klein ist heute der Kreis von Menschen, der Verständnis hat für unseren Kampf gegen Alkohol und Nikotin.

Wir kommen beide aus der Jugendbewegung, und in der Jugendbewegung hatte sich ein eigener Lebensstil entwickelt, der ausging vom Wandern, zurückstrebte zum Natürlichen, in dem für Qualm und Rauch auf der einen Seite, und Schnaps, Wein und Bier auf der anderen Seite kein Raum war.

Aber war nicht gerade uns dieser Lebensstil nur ein Anfang, ein Ausgangspunkt?

Aus meinen Erlebnissen heraus darf ich jedenfalls sagen, daß für mich der Kampf gegen den Alkohol und Tabak sehr bald nicht mehr nur eine Frage des Lebensstils, sondern einer inneren Haltung wurde. Einerseits erlebte ich, daß es in unserem Volk und in der Welt eine gewaltige Alkoholnot gab. Ich versuchte zu helfen und erlebte Familie über Familie, die in innerer und in überaus schwerer äußerer Not geraten war, weil der Vater oder auch der Bruder und Sohn dem Trunk erlegen waren. Die Statistik zeigte mir, daß es sich im ganzen deutschen Reich um Hunderttausende von Menschen handelte und daß der Alkoholismus Legionen von Opfern forderte. Ich fühlte mich mitverantwortlich für diese Not und in meiner Ablehnung aller alkoholischen Getränke bestärkt. Ich wollte zeigen, daß man auf diese Pseudogenüsse verzichten kann und dadurch nur freier wird, reicher an Arbeitskraft und Lebensfreude.

Sehr bald wurden mir Alkohol und Tabak zu Symbolen für die kapitalistische Wirtschaft und deren Denken. Aus liberalem Denken heraus argumentierten die Produzenten: »Wir zwingen ja niemanden, den Alkohol zu trinken, den wir fabrizieren, jedermann kann so viel oder so wenig trinken, wie er mag. An Not und Elend sind die Menschen schuld, die nicht Maß halten können. Man soll aber uns, die den Schnaps herstellen, in Frieden lassen.«

Das widersprach meinen innersten Grundsätzen. Ich meinte, daß jeder Mensch für jede seiner Handlungen verantwortlich ist und daß jeder handeln muß aus Ver-

64

ED-10619-77

antwortung für den Nächsten.

Die praktische Erfahrung in Trinkerfamilien und die Erkenntnis, die der Arbeiter-Abstinenter-Bund in den Worten zusammenfaßte: »Der trinkende Arbeiter denkt nicht — der denkende Arbeiter trinkt nicht« haben mich ein Leben lang an der Enthaltensaukeit von Alkohol und Tabak festhalten lassen.

Was ist aber alles geschehen, seitdem wir als junge Menschen einmal in diese Arbeit eintraten! Der erste Weltkrieg ist vergangen, die Weimarer Republik wurde durch die Zeit der Schande abgelöst, der zweite Weltkrieg brachte einen Zusammenbruch und eine Zerstörung des Deutschen Reiches, wie sie niemand für möglich gehalten hätte.

Vielleicht hast Du, lieber Walter Hammer, Dich auch einmal gefragt, ob neben den gewaltigen Aufgaben und den ungeheuren Problemen der Gegenwart die Alkoholfrage und Tabakfrage überhaupt noch Bedeutung haben?

Laß mich Dir nur einiges dazu sagen, und Du wirst erkennen, daß unsere Bestrebungen und unser Kampf noch höchst aktuell sind.

Das Bundesverkehrsministerium hat für den Monat Februar dieses Jahres 1958 den Kampf gegen die Verkehrsgefahren unter das Stichwort »Der Alkohol im Verkehr« gestellt. Der Gerichtsmediziner der Bonner Universität, Professor Ebel, hat auf einer großen Kundgebung in Bonn als Wissenschaftler dargelegt, daß fast 10 % aller Menschen, die im Verkehr zu Tode kommen, Opfer des Alkoholgenusses sind — sei es ihr eigenes Verschulden oder das des Verkehrsüblers. Wenn er recht hätte, wären das im Jahre 1957 4800 Tote gewesen!

Nun sind wir in der Hitlerzeit und im Krieg daran gewöhnt worden, daß der Tod Opfer über Opfer, unschuldige Opfer zumeist!, dahinflutet. Aber die Zahl bedeutet doch, daß in unserem klein gewordenen Bundes-Deutschland täglich 18 Menschen sterben, weil der Alkohol regiert.

regiert.

Wir weiß aber heute von solchen Zahlen, und wer denkt darüber nach!

Wir haben zur Zeit im Bundesgebiet den stärksten Branntweinverbrauch — auf den Kopf der Bevölkerung gerechnet — seit 40 Jahren! Bier- und Weinverbrauch sind ständig im Steigen. Hinzu kommt, daß der Zigarettenverbrauch so groß ist wie noch nie.

Das ist die Kehrseite des Wohlstandes, der sich über Westdeutschland ergossen hat, und wir beide wissen ganz genau, daß man den ganzen Umlauf der Schäden darstellen müßte. Über 8 Millionen DM werden vertrunken und über 5 Millionen DM verrauchet.

Ich war dabei, wie der Vertreter des Bundesverkehrsministeriums gefragt wurde, wie groß wohl der Sachschaden sei, der bei den Verkehrsunfällen entsteht. Er nannte mit allem Vorbehalt eine Summe von 1,8 Milliarden DM. Und davon kommt der Anteil von 40 % auf das Konto des Alkohols.

Unser Volk liegt nun einmal an der Nahtlinie der beiden großen Weltmächte. Seine Lage ist überaus schwierig, und wir hätten allen Anlaß, unsere ganze Kraft zusammenzuhalten, anstatt sie zu zerstören.

Du wirst verstehen, daß ich angesichts dieser Tatsache das auch noch für richtig halte, was in der Jugend unsere Haltung war, und daß ich neben meiner Berufsarbeit auch heute noch in der Arbeit stehe, die ich vor dem ersten Weltkrieg einmal begonnen habe.

Der Wohlstand, der uns über Nacht fast überfallen hat, hat Schattenseiten genug. Trinken und Rauchen mit ihren Folgen gehören zur Kehrseite dieses Wohlstandes.

Wie sehr wünschte ich, daß die Jugend sich dieser Aufgabe annimmt! Gerade sie sollte dafür kämpfen, daß unser Volk über seinen angeblichen Reichtum nicht den Menschen vergißt!

Mit Dir weiß ich mich darin einig.

Mich freut, daß Du trotz des schweren Schicksals, das Du erlebt hast, Dir treu geblieben bist. Meine guten Wünsche gehen zu Dir. Sei herzlich gegrüßt.

Dem Theo Gläsel

Ferdinand Geibel

Während des ersten Weltkrieges war Hans Kampffmeyer auf den Gedanken gekommen, anstatt der Denkmäler Volks- und Jugendhäuser als Erinnerungsmerkmal an die Gefallenen zu errichten.

Das Volkshaus war als Mittelpunkt einer edlen Geselligkeit und eines intensiveren geistigen Lebens gedacht. Selbstverständlich war die zweite Forderung des Meißner-Bekenntnisses: Alle Veranstaltungen der freideutschen Jugend sind alkohol- und nikotinfrei. Richtlinie für diese neuen Heime. Walter Hammer, der diese Idee tatkräftig förderte, wies gern auf diesen zweiten Satz, der leider oft weggelassen wird, immer wieder hin. Dabei war Walter Hammer nicht etwa ein sogenannter »Reformer«, wie man Menschen nennt, die das Mittel mit dem Ziel verwechseln. Für ihn war die Freiheit von Alkohol und Tabak einfach die selbstverständliche Voraussetzung zu einem aktiven Leben im Dienste der Volksgemeinschaft.

Damals waren wir alle überzeugt davon, daß eine neue Geselligkeit — unsere freideutsche — sich durch-

66

ED-10619 - 78

setzen würde.

Viele führende Männer in aller Welt waren Gegner der Trinksitten, und ihr Beispiel half uns im Kampf für die gute Sache. 1913 hatte ich zum ersten Kongreß für alkoholfreie Jugendzweckung aufgeufen. 1923 konnte auf dem zweiten Kongreß berichtet werden, daß über 40 Jugendverbände ihre Veranstaltungen nach der Meißnerformel gestalteten.

Walter Hammer war ein geborener Kämpfer — kein Taktiker — sein Weg war gradlinig. Er sprach aus, was er für richtig hielt. So hatte er zwar viele Freunde, aber auch viele Feinde. Wir beide haben seit dem ersten Weltkrieg oft am gleichen Strang gezogen. Gemeinsame Bestrebungen und manches Erlebnis verbinden uns. So war er auch ein Mann der Verständigung — mit den Völkern Europas, ja der Welt. Auch das machte ihn damals bei Nationalisten und Faschisten verhaßt. Heute hat man vergessen, daß man uns damals — weist Du es noch, Walter Hammer — »internationale Gesindels« nannte. Aber die Zeiten wandeln sich!

Ferdinand Goebel

Marie v. Kleist

Es sei erlaubt, dieser Betrachtung ein Erlebnis aus jüngster Zeit voranzustellen.

In der Nacht des 30. Januar 1958. Auf dem Bildschirm ein Dokumentarbericht: »Heute vor fünfundsiebenzig Jahren — der 30. Januar 1833.« Es ist immer gut, und in diesem besonderen Falle notwendig, daß uns von Zeit zu Zeit gerade diese urgen Vorgänge unserer jüngsten Geschichte ins Gedächtnis zurückgerufen werden. Wir vergessen so schnell und so gern...

Trägheit des Herzens?

Dies und manches andere kam mir in den Sinn, während der Dokumentarbericht »Heute vor fünfundsiebenzig Jahren — der 30. Januar 1833« über den Bildschirm lief.

Da, plötzlich, steht das Bild Walter Hammers, dieses guten Gewissens unser aller, vor meinem geistigen Auge. Walter Hammer, der gelehrte Liekehart der Geschichtsschreibung des Widerstandes gegen Hitler.

In der Adventszeit des vergangenen Jahres hatte ich Walter Hammer ein Alpenveilchen zugedacht und bei ihm angefragt, wann ich es ihm bringen dürfte. Er hat mir sehr herzlich für die gute Absicht gedankt, gleichzeitig aber gebeten, das Alpenveilchen, das ich ihm genau beschreiben mußte nach Farbe, Zahl und Art der Blüten und kleinen Knospen, für ihn in Pflege zu behalten, da aus irgendwelchen unerfindlichen Gründen gerade Alpenveilchen sich bei ihm nicht halten. Natürlich hat es seither kein Gespräch zwischen Walter Hammer und mir gegeben, in dem er nicht gefragt hätte: »Und was machen meine Blumenkinder – wie geht es ihnen?«

Das ist so einer der kleinen lebenswerten Züge des Menschen Walter Hammer, die auch nicht vergessen werden dürfen ...

Sein Lebenswerk ist weit bekannt und liegt für uns alle erreichbar zutage. Weit weniger bekannt aber dürfte angesichts der großen Bescheidenheit Walter Hammers die Geschichte des Zustandekommens seines Lebenswerkes sein.

Man muß wissen, wie er unmittelbar nach seiner Befreiung noch im Zuchthaus Brandenburg mit schwer angeschlagener Gesundheit zur Erforschung der geschichtlichen Wahrheit des Widerstandes gegen das Hitlerregime daran gegangen ist, ein Archiv der deutschen Widerstandsbewegung anzufahren, eine Bibliothek und ein Museum.

Man muß auch wissen, wie er zur Errichtung dieses Archivs weder Zeit noch Mühe, noch Kosten gescheut hat.

Man muß wissen, wie er unzählige Briefe an Tausende von Menschen geschrieben hat um nur ja niemanden und nichts aus dem deutschen Widerstand in Vergessenheit geraten zu lassen.

Ich selbst verdanke meine persönliche Beziehung zu Walter Hammer mehreren seiner Briefe aus Brandenburg an Gerhard Schulze-Pfäelzer, mit dem ich damals verheiratet war.

In Brandenburg hatte Walter Hammer ein großes dokumentarisches Werk erarbeitet, 5 Jahre lang, bis er, im Februar 1950 zur Flucht in die Bundesrepublik gezwungen, alles zurücklassen mußte, zurückgelassen hat, um schon bald darauf hier in Hamburg neu zu beginnen: von vorne anzufangen, krank und bis Herbst 1953 in einem winzig kleinen Zimmer als Untermieter ...

In seinem Buch »Hohes Haus in Henkers Hand« hat Walter Hammer auch der »Arche Noah« ein Kapitel gewidmet. Bei der »Arche Noah« handelte es sich um einen Transport von Gefangenen des »Volksgerichtes« von Ber-

Institut für

Archiv

ED-10619-79

66

lin nach Bayreuth im Februar 1915.

Kurz vorher besuchte mich in der »Barnimstraße« der rühmlichst bekannte katholische Pfarrer Buchholz. Er hatte die Güte gehabt, mich als Evangelische in seine Besuchliste mit aufzunehmen, nachdem er innerhalb weniger Tage wiederholt statt des von ihm gesuchten Beichtkindes mich in der betreffenden Zelle angeklopfelt hatte. Dies letzte Mal kam er fast atemlos, um mir in großer Hast zu sagen: »Gott sei Dank, daß ich Sie vorfinde — ich fürchtete schon, Sie seien in eine andere Zelle verlegt. Ich wollte Ihnen nämlich nur schnell sagen, daß sie nicht mehr lange hier bleiben werden. Sie kommen noch woanders hin, sehr bald sogar, schon in ein oder zwei Tagen.«

»Was, jetzt noch, sechs Wochen vor Schluß? Paßt mir gar nicht in die Landschaft! Wohin soll's denn gehen?«

»Weiß ich nicht — wahrscheinlich Mitteldeutschland, nördliches Bayern. Ich wollte es Ihnen nur sagen, damit Sie sich innerlich so'n bißchen drauf einstellen können.

Aber...!«

Und mit bedächtigem Blick den Zeigefinger auf die Lippen gelegt, reichte er mir die Hand und elte weiter.

Er hatte mich kaum verlassen, da rasselte schon wieder der Schlüssel in der Zellentür: »Raus mit allen Sachen!«

Und es begann die »Höllenfahrt zu Wasser und zu Lande«. Zehn Tage lang! »Arche Noah« — Du lieber Gott, »wer zählt die Völker, nennt die Namen!«

Neben unserem langjährigen Freunde und »Tatgenossen« Klaus v. Schultze, dem gebürtigen Deutschhessen, der bei dem Versuch, mit mir und einigen anderen im Herbst 1945 »schwarz-weiß«, das heißt ohne Paß, aber mit Erlaubnis nach Berlin zu reisen, in der Zone des Schweizens verschollen ist, haben auch der heutige Präsidium des Deutschen Bundestages, Dr. Eugen Gerstenmaier, und sein Freund, der Fürst Fugger, sowie ein lothringischer Arzt, Dr. Kühn, um nur einige von »unseren Männern« zu nennen, an dieser Schreckensreise teilgenommen.

»Unsere Männer« machten uns Frauen »die Damen des Volksgerichts«. Unter ihnen die »Afrikanerin« Helene Hirsekorn, Kusine Manfred Hausmanns; die Schriftstellerin Clara Waldmann-Nomungast; General Diemantstein in unablässiger Angst um ihren Mann, den bekannten Berliner Maler, von dem sie nicht wußte, daß er schon längst von der Gestapo ermordet und sein Werk vernichtet war. Außer den Genannten waren mit uns noch viele, viele andere aus der Schweiz, aus Luxemburg, Frankreich, Belgien, Holland und den skandinavischen Ländern, paarweise aneinander gefesselt, von der »Barminstraße« durch das zertrümmerte Berlin zum Westhafen getrieben worden. Alle verbunden in fester Kameradschaft und in manchen Fällen auch handfester Freundschaft.

Es war ein lebendiges Europa.

In allen Berliner Gefängnissen hatte ich es erlebt. Da waren Angehörige des polnischen und italienischen Hochadels, Mütter kleiner Kinder, wie »Manens«, die gläubige Rumänin mit der unvergeßlich schönen Kulturstimme, Frauen deutscher Offiziere, Lehrerinnen, Angehörige des diplomatischen Corps — alle waren sie da. Da, wo sie hingehörten. Denn nach dem Philosophenwort: »In die Hölle des Daseins kommt nur der hohe Adel der Menschheit. Die anderen bleiben davor und wärmen sich.«

Wer zählt die Völker, nennt die Namen?

Wer — außer Walter Hammer?

Marie v. Klaut

67

ED-10619-80

Ein Dichtersdäksel

Der in Deutschland aufgewachsene Dänemäßer Oedon von Horvath, ausgezeichnet mit dem Kleistpreis, war auch der Autor zweier vorzüglicher Romane, die in fast alle Kultursprachen übersetzt worden sind und die Walter Hammer 1930 beim Verleger Paul Brauer, Kopenhagen, in einer dänischen Version untergebracht hatte («Ein Kind unserer Zeit» und «Jugend ohne Gott»). Der Dichter war vor der Hitler-Barbarei nach Wien ausgewichen und mußte, als Hitler Österreich überfiel, weiterfliehen nach Amsterdam (wo der Verleger Alfred de Lange seine auf den Scheiterhaufen Hitlers verbrannten Werke von neuem deutsch herausgebracht hatte). Er ließ sich später in Paris nieder. An einem drückend heißen Sommerabend — es war am 1. Juni 1938 — lag er im Herzen von Paris die Champs Elysées hinunter; ein Gewittersturm brach los, warf eine morsche Akazie um, die den vielverheißenen Dichter und Dramatiker Oedon von Horvath erschlug.

Rückkehr auf den «Alex»

Von den vielen Notizen, die Walter Hammer nach seiner Befreiung in der Tagespresse veröffentlicht hatte, ist auch diese erhalten geblieben:

So unglücklich das auch klingen mag, ist es doch wahr: Als ich 1949 etliche Wochen in einem Bunker des total verlassenen und verwanzten Berliner Polizeipräsidentiums, im «Alex», mit dahinvegetierende, konnte man sich dort in der Gemeinschaftszelle 1125, wenn man nicht gerade mit verdorrten Kräften den Wänden nach dem Leben trachtete, wieder einmal schmerzvoll versenken in Jaros-

lich anzusehen. Als nun der Vollstreckungsleiter danach fragte, was es einfach nicht zu finden. So also blieb Dr. Mertens vor der Hinrichtung bewahrt. Am 27. April 1945 wurde er aus dem Zuchthaus mit befreit, und als zur Feier des ersten Jahrestages dieser Befreiung durch Rundfunk und Presse in den Ostsektor von Berlin eingeladen wurde, fehlte auch er nicht. Er freute sich, eine Reihe alter Bekannter wieder begrüßen zu können, worüber er im Buch seiner Erinnerungen mancherlei festgehalten hat. So auch dieses: «Endlich sah ich auch Walter Hammer vom Angesicht zu Angesicht (von dem ich viel gehört und mit dem ich auch schon Briefe gewechselt hatte), einen sehr gut aussehenden, seriösen Herrn, der einen sehr gefühlten Eindruck macht. Er stammt aus der «Freideutschen Jugendbewegung» und staut wohlwollend vom Coos der formlosen Menschen ab...»

Aus einem (Stückentwurf) zum 65. Geburtstag

... Und ich glaube, es ist auch nicht unbescheiden, wenn man bei einer solchen Gelegenheit wünscht, daß dem Jubilatanoch zu seinen Lebzeiten die Anerkennung der Welt nicht versagt bleibt, wie man das leider oft bei großen Menschen erleben mußte. Wie oft haben wir uns im engen Kreis gefragt, wer unter den Lebenden heute wohl den höchsten Wert hätte, um mit dem schönsten Preis, dem Friedensnobelpreis, ausgezeichnet zu werden. Und in den Kreis dieser wenigen Würdigen haben wir immer auch Sie, sehr geehrter Herr Hammer, gestellt. Möge diese große Freude Ihnen und durch Sie auch uns anderen beschieden werden.

... Professor Dr. Ernst Mahler

Institut für Geschichte

»Braven Soldaten Schweitz«. Wie mag ausgerechnet dieses verhaßte und verbotene Buch hierher gekommen sein, wurde doch jeder »Zugang« bei seinem Eintreffen gründlich »gefiltert«? Hoffentlich haben sich noch recht viele der nachfolgenden politischen Verurteilten an diesem wahrhaft »gefundenen« Bressen erfreuen, trösten und stärken können.

Es ist immer eine politische Aufgabe, pro domo reden zu müssen, weshalb es verständlich ist, daß Walter Hammer lange zurückgehalten hat mit einem Brief von Dr. Kurt Hiller, der es gewiß nicht übernehmen wird, daß hier ein paar einförmige Sätze aus einem Brief zitiert werden, den er am 5. August 1950 aus London an Walter Hammer nach Hamburg geschrieben hat: »... Immer wieder freut mich toll, daß Sie gestirbt sind. Natürlich wußte ich, daß Sie aus Brandenburg geistig leben. Ich bewunderte Ihre Kraft, der Selbsterziehung — um eines guten Sonderziels willen. Unter meinen Freunden ist kein einziger, der nicht Ihre damalige Arbeit, obwohl sie unter sowjetischer Flugsperre geschah, als todsauber anerkannt hätte. Es gibt überhaupt in ganz Deutschland, das Exil eingerechnet, niemanden, der ein gerades Rückgrat hätte als Sie...«

»Ein veredelter Herr namens
Walter Hammer!«

An des »Führers« letztem Geburtstag wurden noch am 31 April 1955 mit weniger als 28 zum Tode verurteilte Politische in der Mordgarage des Zuchthaus Brandenburg hingerichtet. Eigentlich sollte auch der Facharzt für Chirurgie Dr. Emil Mertens zu ihnen gehören. Dem vom Volksgericht ausgesandten Vollstreckungsleiter wozon aber von jedem einzelnen Todeskandidaten die Akten unentbehrlich, die er sich unterwegs in Potsdam noch herausuchen lassen mußte. Zufällig war der dafür in Betracht kommende Justizbeamte ein alter Patient des Arztes Dr. Emil Mertens, dem er sich zu großem Dank verpflichtet fühlte. Erst am Tage zuvor hatte er das Aktenstück von Dr. Mertens entdeckt und es beiseitegelegt um es sich einmal gründ-

lich zu beliegen.

wußte ein alter Leser der »Junge Menschen« zu berichten, daß er Walter Hammers Zeitschrift schon seit seinem »arzneilichen Lebensjahr« gelesen habe. Als Fünfzehnjähriger habe er sich wegen der »Junge Menschen« in einem sehr reaktionären Realgymnasium seine ersten Flügel zugezogen...

Friedrich Nietzsche:

»Wie viel verdrößliche Schwere, Lahnheit, Faulheit, Schlafrock, wie viel Bier ist in der deutschen Intelligenz! Wie ist es eigentlich möglich, daß junge Männer, die den geistigen Zielen ihr Dasein weihen, nicht den ersten Instinkt der Geistigkeit, den Selbsterhaltungsinstinkt des Geistes, in sich fühlen — und Bier trinken! ... Wo fände man sie nicht, die sanfts Entartung, die das Bier im Geiste hervorruft?«
Hans Dohren in Sommer 1921:

Kommt nicht in unser Schlesien, ihr Jenseitigen!

Welthilfende Romantik mag sich aufhalten in Heide und von alten Kulturen gesättigten Landschaften Thüringens und Rheinlands, mag in Sehnsucht ersterben in aller Weltgeschiedenheit der Alpengipfel, auf einsamen Inseln der Nordsee, unerreicht vom Schrei der ach so gemeinen Menschheit abhüten, Staub des Alltags abschürfen, das — ach so verrätene — Zeitalter bei buntem Ringelreim, nativer Volkspoesie und allen sonstiger bazillen, runde und rauschig-freien Elementen vergessen, aus denen Eure langweilige Volksgemeinschaft derohalbe zusammengebastelt werden soll! Sonntagswandervogel: Euch raten wir, bleibt draußen!

Sind uns gegrüßt, ihr Diesseitigen!

Heißt *welterlebende* Romantik Euch, ferno Fahrtenziele zu suchen? Reißt es Euch hinaus aus dem gewaltig empfindenen Staupfen des Komplexes in Euren Städten mit ihrer herrlichen Unrast und Zerrissenheit in neue Welten der Disharmonie? Küßt Euch, ihr sollt Schlesiens erleben! Mit hundertfach zerrissener Seele wirft sich Land und Volk Euch zu: Föhnen und zigt Euch seine Wunden auf.

Schlesisches Land: Über Heide und Meer, heißen Strom und leuchtenden Acker wider hochge-

Institut für Geschichte

68

ED-10619-81

tinnte Gehirge lodende Zunge der europäischen Ebene. Völkerbrücke — nicht Wall — zwischen Osten und Westen. First von kräftigen Armen des Westvolkes hingeworfen in das brandende Ostland. Brückenland nun in alle schicksalsschwere Zukunft. Heimat und Walstatt zugleich zweier Völker. In die Breite zerfleischt von noch blutigen Narben des Religionskrieges, über und über bedeckt von den Schwärzen des Klassenkampfes, nun durchschauert vom markverzehrenden Fieber des Nationalitätens Hasses. Land, das doch beiden Heimat ist, dem »Taugenichts« und dem »Weber«.

Schlesisches Volk: Mischvolk, Grob und sentimental, revolutionär und demütig, tolpatschig und püfzig, spießig und oft voller Größe. Dein Gott heißt Rubezahl, bewacht goldenen Schätze, hat ein Gesicht vorne, eins hinten und einen Pferdefuß.

Aus dem »Gaulblatt« der schlesischen Wandervogel.
Sudolei

Eine Hedda Neubach, ein Otto Rau und ein Fritz Roth, welche beide natürlich in München residieren, haben ein Heft vom Deutschwandervogel zusammen ... man weiß nicht recht, was man solche Gedrumpf passend bezeichnen soll. Dieses Heft trägt auf einem schmutzig-roten (oh, ihr Reinblütigen!) Umschlag den Titel: Die Niedrigkeit der Jugendbewegung.

Die Bundesgeschäftsstelle des

lers Schrecken Herrschaft Tausende von heldenhaften Männern und Frauen lebten, die unter völlig hoffnungslosen Umständen bereit waren, für Weibheit, Freiheit und Menschenwürde ihr Leben in die Schanze zu schlagen. Ihnen, den Rettern der Ehre Deutschlands, gebührt unsere tiefste Bewunderung, ihre Geschichte im einzelnen muß noch geschrieben werden; und daß Sie eine der Stätten ihres stimmungsvollen Martyriums jetzt zu einer Gedenk- und Weibstätte ausgestaltet, ist eine gute nationale Tat, die als solche von allen Deutschen empfunden werden möge.

Ihr sehr ergebener
Thomas Mann

Nürnberg, 1. April 1945

Hjalmar Schacht als Zeuge am 30. April 1945:

»Trunksucht war ein Hauptbestandteil der nationalsozialistischen Ideologie.«

Ein »Gaulblatt«!

Aus Rhöndorf am Rhein eine Karte an den Verlag »Junge Menschen«:

»Es ist mir unverständlich, wie Sie sich unterstehen können, mich meine letzten Karte Ihr Blatt mit Ihrem miserablen, unansehnlichen Gewäsch noch in mein Haus zu schicken. Ich verbitte mir Ihr Gaulblatt, und wollen Sie keinsfalls mit demselben mein Haus noch mal beschmutzen. Mein Sohn ist minderjährig und untersteht meiner Autorität ...«

»Junge Menschen«, 1922, Heft 9/10.

Titel: Die Nichtigkeit der Jugendbewegung.

Die Bundesgeschäftsstelle des Deutschwandler-Vogels hat das Heft mit Anzeigen vorn und hinten auf weißlich-grünem Papier wieder verlegt, in Kassel.

Die drei Kolben des Lattens sind für Jugendbewegung. Und füllten sich deshalb verpöndelt, das »Jückerliche Gehirn der Jugendbewegung« nicht länger stillschweigend anzusehen. »Denn die Jugendbewegung ist ein Verbrechen am deutschen Volke, wenn sie sich nicht bald gründlich ändert.«

Man könnte dieses Machwerk mit den Worten abtun: es ist nicht nur ein Verbrechen am deutschen Volke, sondern an der Menschheit.

Und dann versenke man es in den Orlus, möglichst tief . . .

Was auf diesen vierzig Seiten an Schimpferei zusammengetragen ist, hat sichlich mit Jugendbewegung gar nichts zu tun, wahrscheinlich ebensowenig wie seine Fabrikanten.

Soll man nun solche Geschimpfe, völlig kritiklos, gedankenlos, auf dem Pazifismus — denn das macht, so ziemlich den Hauptinhalt dieser Südele aus — ernst nehmen?

Kann man das überhaupt?

Ich muß sagen, diese völkische Tonart entspricht allem Möglichen. Nur von Würde, von Demut, von Adel — von allem, was diese selbstischen Herrschaffen für sich gepachtet haben und den anderen abstrahieren, verspiere ich keinen Ton darin.

Und wenn demut Unflut geschmissen wird auf »Junge Menschen« und »Junge Gemeindef«, auf Forster, H. v. Goltz, Walter Hammer, Quide, auf alle Pazifisten überhaupt, dann traue ich den Verfassern und ihrer Helferin schon zu, was sie anderen zutruenen: daß irgendwelche Goldmädle da mit im Spiele sind, die dabei zu spielen für gut und angebracht halten.

Mehr über dieses Machwerk sagen, lieber zu viel gesagt.

Schütteln wir nur einmal ordentlich, daß sich Druck und Geschmeiß nicht lungen bleibe an dem, was wir Jugendbewegung nennen.

Karl Wilker

J. M. 1925, Heft 3
Thomas Manns nebenstehender Brief vom 22. Oktober 1918 an Walter Hammer, denselben in Brandenburg

Sehr geehrter Herr Hammer, haben Sie Dank für Ihre geackerten Mitteilungen! Die ganze Welt weiß heute, daß in Deutschland während 1918 und 1919

mer Autorität . . .
»Junge Menschen«, 1925,
Heft 3/10.

Ein Nekrolog

Walter Hammer, der wiederholt Totgesagte, bekam 1945 nach seiner Befreiung aus dem Zuchthaus Brandenburg seinen eigenen Nekrolog aus der Feder von Dr. Kurt Hiller zu lesen (dem im September 1925 ein Sonderheft der »Junge Menschen« gewidmet war). Ihm war von mehreren Seiten die Nachricht von Walter Hammers Tod bestätigt worden. Und so schrieb er am 25. Januar 1945 in London an den Vorsitzenden der SPD im Exil, Hans Vogel, u. a.:

»Inwiefern wie mir ist bekanntgeworden, daß die Nazis (1940 in Kopenhagen den armen Walter Hammer geschnappt haben und daß er in ein deutsches Konzentrationslager verschleppt wurde. Heute teilt mir Dr. Groß nun mit, daß Walter Hammer im deutschen KZ gestorben sei. Für den Fall, daß diese traurige Nachricht Sie noch nicht erreicht hat, möchte ich sie Ihnen und Ihren Parteigenossen übermitteln. Walter Hammer gehörte jenem Typus Sozialdemokrat an, dem meine Freunde und ich immer Achtung und Sympathie entgegenbrachten, weil im Mittelpunkt seiner Aktivität der humanistische Gedanke stand, der überdies einen unerhörten Respekt vor geistiger Leistung besaß, und weil ihm Dämonen beschreibbar erschienen, die von anderen — nicht einmal gesehen werden. Obzwar ich gegen die von seiner unerhörten Hingabe zum Redigieren des Hinc, das Redaktionsrat hat mancherlei Vorwandschaft mit dem Corps-talent — und ist so selten wie dieses, ich habe in Walter Hammer einen Freund verloren, Ihre Partei mit die deutsche Nation einen ihrer allerbesten Männer. Und obwohl wir, weiß der Teufel, an die Bastarden des in unserer Heimat regierenden Gemeindef gewohnt sind, packen einem bei solchen Fällen doch immer wieder die Wut . . .« — Hans Vogels Antwortbrief vom 1. Februar 1945 begann mit den Worten: »Für Ihre Mitteilung über den Tod von Walter Hammer sind wir Ihnen sehr dankbar. Wir teilen voll die Gefühle und die Anerkennung, die Sie selbst zum Ausdruck bringen . . .«

»Wir haben in die Welt . . .«

Es war in den Jahren zu um 1925 herum.

Manns »Flottenkater«, eine kleine, aber rührige Wandlervogelgruppe in Hamburg, pflanzten damals in gewissen Abständen

69

ED 106/9-82

den zur Kontaktförderung mit der älteren Generation und nicht zuletzt zwecks Sanierung der Fahrtenkasse sogenannte Elternabende zu veranstalten. Da wurde gesungen und musiziert, man spielte auch Theater und bemühte sich in jeder Weise, auszugehen. Zu unseren unangenehmsten Liedgut gehörten, wie könnte es anders sein, vor allem viele Soldaten- und Landkriecherlieder.

Walter Hammer, damals Herausgeber der von uns gern gelesenen »Junge Menschen«, benutzte als geschätzter Gast einmal einen dieser Elternabende. Wir gaben uns viel Mühe und hofften auf eine wohlwollende Besprechung in seiner Zeitschrift. Diese Besprechung erschien dann auch, aber statt des erwarteten Lobes stand da als Überschrift: »Es ist wieder so weillo«, und dann zog Walter Hammer über die Intelligenz- und Gedankelosigkeit her, noch im Schatten des kaum überstandenen Weltkrieges schon wieder zu singen:

... ins Föderland zu reiten,
burra, Viktoria!
fürs Vaterland zu streiten,
burra, Viktoria!

Wir waren natürlich über diese Kritik empört und machten uns über ihren Urheber lustig.

1933 — 1938 — 1945!
Wer und was blieb von uns übrig?
Hanns Bosse

»Arche Noah«
Im Februar 1945, noch mitten im Januar hatten Winter, wurden im Berliner Westhafen ein paar hundert gefesselte Elendsgestalten in den kassierten Schlund zweier ausgebeuteter Kohlenkähne

zählt Schultze-Pfäzler in seinem Buch dieses Titels, welches in Ostberlin erschien und in der Bundesrepublik leider noch so gut wie unbekannt ist. Auch die Hefenfahrt der »Arche Noah«, Gespräche mit Dr. Gerstenmaier und die Befreiung in Bayreuth findet man darin geschildert.
Das Meißner Gelübde

»Die Freideutsche Jugend will aus eigener Bestimmung, von eigener Verantwortung, mit innerer Wahrhaftigkeit ihr Leben gestalten. Für diese innere Freiheit tritt sie unter allen Umständen geschlossen ein. Alle gemeinsamen Veranstaltungen der Freideutschen Jugend sind alkohol- und nikotinfrei.

Einmal Gruß von einem alten Leser

Kaum, daß 1945 wieder Post bestellt wurde, meldete sich ein alter Leser der »Junge Menschen« aus der Gegend von Burg. Er schrieb damals an Walter Hammer nach Brandenburg:

... Ich konnte es zuerst kaum fassen! Das ist ja lebendigste Jugend, das ist ja das Land, von dem wir längst absteifer zur Fahrt in die Unterwelt —, und nun soll es wieder heraufsteigen aus dem Dunkel? »Fackelträger-Vulgate« und »Junge Menschen«! — In all diesen bösen Jahren seit 1933 gaben mir die »Junge Menschen« Mut und Hoffnung. Wenn ich einen Blick in diese Hefte werfe —, welche eine quellendes, kämpferisches junges Leben hlickt uns daraus an! Wenn ich ihnen als Dank für trostreiche Stunden im wildesten Hildertaumel — als man keinen Menschen mehr um sich hatte, als sogar die Stärksten sich

hundert gefesselte Hengstgestalten in den finsternen Schlund zweier ausgeleerter Kohlenkähne versetzt, in den größeren die Männer, in den anderen die Frauen, ausschließlich polnische und überwiegend prominente Gefangene, die von Fischer schon abgeurteilt waren oder denen man selbst jetzt noch irgendwas den Prozeß machen wollte. Sie wurden dort auf eine wahrhafte Höllenfahrt geschickt. Die »Arche Noche« — unverwundlicher Galgenhumor der so schwer Geprüften hatte sofort diesen Namen gefunden — fuhr durch Spree, Havel und Elbe ansehnlich ins Meer hinein. In Brandenburg hatte man gehofft, hier wenigstens einen Teil der Gefangenen anhören zu können, doch wurde energisch abgewinkt: Kein Platz mehr im größten Zuchthaus Europas! Auch die曹wiger Strafanstalt war überfüllt. So ging es auf der Seilbahn über Heizung weiter durch die sibirische Kälte nach Byzdul aus dortige Zuchthaus. Unterwegs gab es viele Tote, die aus dem Zug einfach hinausgeworfen wurden und auf den Bahndämmen liegenblieben. Als sich einige Wochen später die Straße verlaufen hatte, wurden die Bewohner unserer »Arche Noche« von den Amerikanern befreit, unter ihnen der Oberkonsistorialrat Dr. Eugen Gerstenmaier, der jetzige Bundestagspräsident, und der frühere Bundestags- und jetzige Landtagsabgeordnete Ernst Engel von Glött. Beide hatten zum »Kreisauer Kreis« gehört und waren von »Hasenden Roland« schon verurteilt worden.

Ebenfalls an dieser Fahrt beteiligt waren der inzwischen verstorbene Publizist Dr. Gerhard Schulze-Milten, Autor zahlreicher historischer Werke, der Biograph und Verleger Hindenburg. Auch ihm wollte die Nazis aus Leben, aber mit großem Geschick hatte er im Gefängnis Tegel monatelang allerhand Sorten Verurteilung markiert und so ein Todesurteil gegen sich abzuwehren können. Zugleich rettete er das Leben seiner Frau, der geliebten Gräfin Marie von Kleist (die nach bitterem Leidensweg dem Leben erhalten geblieben ist), und auch das seines Freundes, des Baltendeutschen Nikolaus von Schultz (da es mit widerstandsfähiger Gewalt beimzuging und man längst in den Weiten des Ostens spurlos hat verschwinden lassen). Von seinem zarten »Kopfe mit dem Kopfe er-

wildesten Hiltensammel — als man keinen Menschen mehr um sich hatte, als sogar die Stärksten sich beugen wollten —, wenn ich Ihnen als Dank einige überlebende Heften Ihrer »junge Menschen« schieben darf, so würde mir das eine Freude sein, um so mehr, wenn mein Saft kochen würde aus alter Erde.

Vielleicht kommt noch einmal die Zeit, daß auch wir Älteren wieder mitgehen können in den Reihen der Jungen — als ein Geschlecht, welches aus dem Dunkel zum Licht strebt.

Mögen Ihnen noch viele Jahre festen und klaren Schaffens beschieden sein als eine teilweise Entschädigung für Ihr »Wandern im finsternen Tale«.

Ferdinand Avenarius

Avenarius, einer der vier Hauptredner am Meißner Tag 1919, Herausgeber des »Kunstwart«, ließ es in seinem Schlußwort nicht an Humor fehlen:

»Jungen und Mädchen: Wir lassen uns vor euch viel gefallen, wir alten Knaben lassen uns vor euch auch erzielen. Zwar opfern wir sehr gern die Milch des Greises, den Wein, aber ihr ruht uns sogar den Zulp des alten Mannes, die Zigarre, die schmeckt uns selbst über unsere durch ein langes Leben mit großen Kisten und ehrlichen Mäulen angemästeten Bündel macht ihr schlechte Witze! Wir tragen's, aber alles machen wir doch nicht mit ...»

Avenarius schloß mit den Worten:

»Ihr könnt die Kernschar werden eines neuen Geschlechts. Ihr könnt es werden, wendet es!«

Mitteilung in Jena

(12. bis 17. April 1919)

Eugen Diederichs hieß bei im Juni-Heft 1919 der von ihm herausgegebenen Zeitschrift »Die Tat«:

»Die achtstägige Tagung war ein Spiegelbild aller im deutschen Volke lebenden Strömungen, die einheitlich miteinander rangen, ihre Gemeinschaft bestritten und doch von diesem Gemeinschaftsgeist getragen waren. Man könnte fast sagen, die Jenaer Tagung war die eigentliche deutsche Nationalversammlung, wie sie hätte sein müssen ...»

Eister Aufruf zum Meißner Tag (Urheber wahrscheinlich Christian Schmechgen)

»Vaterländische Erinnerungsfeste werden 1919 in großer Zahl gefeiert, aber noch fehlt das Fest der Jugend, die der Gegenwart zugewandt, im Gedächtnis der Tat die wahre Vaterländische be-

71

ED-10619-83

be

a

Frauen, der Kinder und Grand
Sstet, sieht, auf daß ihr einten
künt! Kurt Heilbut
»Der Endsehens«, Juni 1928.
Der wüßbegierige Junge

»Vater, was sind das für Ge-
bäude?»

»Das ist eine Ziegelei, mein
Junge.«

»Wenn gehört sie, Vater?»

»Mir, mein Kind.«

»Gehören alle die großen Hän-
ten dir, Vater?»

»Ja, jeder Stein ist mein Eigen-
tum.«

»Ach, wird es lange gedauert
haben, bis man alle diese Steine
formte? Hast du sie allein ge-
macht?»

»Nein, die Männer, die dort
arbeiten, haben die Steine für
mich gemacht.«

»Gehören dir auch die Män-
ner?»

»Nein, Junge, das sind freie
Arbeiter! Niemand kann andere
Menschen zum Eigentum haben,
es sei denn, daß es Sklaven wä-
ren.«

»Was ist denn ein Sklave, Va-
ter?»

»Ein Sklave, Junge, ist ein
Mann, der sein ganzes Leben
lang für einen anderen arbeiten
muß und nur Nahrung und Klei-
dung dafür bekommt.«

»Warum arbeiten denn die
Männer so schwer? Macht es ih-
nen denn Vergnügen, so schwere
Kutten zu schieben?»

»Ich glaube nicht, daß es ihnen
Vergnügen macht; wenn sie es
aber nicht tun, haben sie nichts
zu essen.«

»Sind die Männer reich, Va-
ter?»

»Nein, sie sind nicht reich.«

»Haben sie auch Pferde und
warme Kleider, und gehen sie
auch an die See, wenn's ihnen
zu warm wird?»

»Auch gut!»

»Einen Schnaps, Wirt!» sagte
Jupp. »Zwei Schnäpse!» sagte

»Einen Sünners, Wirt!» sagte
Jupp. »Zwei Schnäpse!» lächelte

Thres. Jupp staunte noch mehr.

»Einen Schnaps, Wirt!» sagte
Jupp. »Zwei Schnäpse!» lächelte

Thres. Jupp staunte nicht mehr.

»Jetzt gehen wir!» sagte er.

»Jetzt gehen wir!» sagte er.

Er schleppte sie wie einen Sack
hin, warf sie auf die Bank und
ließ sie dort liegen.

»Also eine Sünderin habe ich
jetzt zur Grund!» sagte er noch.

»Plus Teufel!« Dann ging er zu
die Kauten, schloß sich ein und
faßte auch einen Entschluß.

Am nächsten Abend stand
Thres wieder am Bau.

»Guten Abend, Jupp!»

»Guten Abend, Thres! Wo
wilst du hin?»

»Trinken!»

»Trinken?« sagte Jupp sie an.

»Wir gehen heute.«

Thres riß den Mund auf. »Sof-
sagte sie. »Auch gut!»

Am dritten Abend ging Thres
nicht wieder zum Bau. Jupp war
pünktlich. Es gab Kartoffeln, et-
was Fett, später etwas Molligen.

»Und da ist auch Schnaps.«
sagte Thres und stellte eine
Flasche und zwei Gläser auf den
Tisch.

»Puht!« machte Jupp.

Er schüttelte ihn in den Kollen-
kasten. Kurt Klüber

»Puht!« machte Jupp.

Er schüttelte ihn in den Kollen-
kasten. Kurt Klüber

»Puht!« machte Jupp.

Er schüttelte ihn in den Kollen-
kasten. Kurt Klüber

»Puht!« machte Jupp.

Er schüttelte ihn in den Kollen-
kasten. Kurt Klüber

»Puht!« machte Jupp.

Er schüttelte ihn in den Kollen-
kasten. Kurt Klüber

»Puht!« machte Jupp.

Er schüttelte ihn in den Kollen-
kasten. Kurt Klüber

»Puht!« machte Jupp.

Er schüttelte ihn in den Kollen-
kasten. Kurt Klüber

»Puht!« machte Jupp.

Er schüttelte ihn in den Kollen-
kasten. Kurt Klüber

Institut für Zeitgeschichte

»Nein, denn sie müssen viel arbeiten, um leben zu können.«

»Wie müsst du das Leben zu können?«

»Nun, sie müssen arbeiten, um Geld zu verdienen für Essen und Trinken, Kleidung und Wohnung.«

»Haben es die Menschen denn besser als Sklaven?«

»Sicher, Junge, es sind freie Menschen, die nicht für mich zu arbeiten brauchen, wenn sie nicht wollen. Sie können davongehen, wenn es ihnen in den Sinn kommt.«

»Und wenn sie davongehen, brauchen sie dann nicht mehr zu arbeiten?«

»Ja, natürlich, dann müssen sie wieder bei einem anderen anheften.«

»Und kriegen sie dann von dem anderen mehr als nötig ist, um leben zu können?«

»Das glaube ich nicht.«

»Wieso haben es diese Menschen denn besser als Sklaven?«

»Weil sie frei sind und einen eigenen Willen haben.«

»Gibst du ihnen etwas, wenn einer von ihnen dich verläßt?«

»Nicht das mindeste. Das einzige ist, daß ich einen anderen an seinen Platz stellen muß, und den kann ich immer bekommen, wenn ich will.«

»Dann brauchst du auch nicht so vorsichtig mit ihnen umzugehen, wie wenn es dem Sklaven wäre?«

»Nein, das ist auch so.«

»Erzähl mir etwas, Vater. Warum ist es besser für die Menschen, wenn sie frei sind?«

»Frage doch nicht so ewigfältig, Kind.«

»Woraus werden die Steine gemacht, Vater?«

»Aus Lehm, mein Kind.«

»Hast du den Lehm gemacht?«

»Nein, das hat Gott getan.«

»Hat Gott es für dich getan?«

»Nein, ich habe den Lehm gekauft.«

»Von Gott?«

»Nein, von einem Heerde.«

»Hat der Herr ihn von Gott gekauft?«

»Natürlich nicht; er wird ihn

die Saaten über die Schollen des Ackers.

Wir hoffen, daß es Frieden bleibt — sagen die Menschen und schauen trübselig in den blauen Himmel.

Wir hoffen, daß es Frieden bleibt — sagen die Menschen und sitzen still und legen die Hände in den Schoß.

Toren ihr, die ihr ernten wollt, wo ihr nicht gesät habt! Gehet hin und schauet den Landmann, der da schauet im Schweiß seines Angesichts! Gehet hin und leut, daß man nichts erntet auf dieser Welt durch Hoffen und Sehnen, sondern nur durch tapferen, ehelichen Arbeit!

Auch für euch gilt die Rede, die ihr glaubt, den Frieden durch Gebete erhalten zu können. Noch niemals haben Gebete Kriege verhindert oder auch nur länger geleudet!

Ihr jubelt und harmt, daß schon wieder die Furchen des Krieges drohen? Ihr Haupt erhebt, wo noch nicht einmal die Wunden des letzten Krieges verheilt sind, wo noch Menschen und Vieh, Häuser, Wälder und Felder das Zeichen des Krieges auf der Stirn tragen. Ich aber frage euch: Was habt ihr getan, um den Frieden zu erhalten?

Nichts!

Und was tut ihr, um ihr zu wahren?

— Wiederum nichts!

Wahrlich, ich sage euch: Wenn alle trübselig in den Himmel schauen und die Hände geduldig in den Schoß legen, dann wird — vielleicht rascher als wir es ahnen — wieder die Zeit kommen, die die Männer von ihren Frauen, die Söhne von ihren Eltern reißt und sie hinausführt auf die Schlachtfelder. Die Zeit, da wieder Krieg, Mord, Brand und Vernichtung ihre Kreise halten auf der Gefilde Europas.

Wahrlich, ich sage euch, die ihr ernten wollt, ohne gesät zu haben: Gehet hin und lernet von dem Landmann, der den Boden pflügt und die Saaten streut! Arbeitet, arbeitet gegen den Krieg! Sät, sät die Saat des Friedens in die Herzen der Männer und

Institut für Völkergeschichte

72

ED-10019-84

auch von einem anderen gekauft haben. denke ich.»

»Hat der erste Mann, von dem Lehm gekauft wurde, ihn von Gott gekauft?«

«Nein, das glaube ich nicht.»

»Wie kam er aber in seinen Besitz?«

«Ich denke, er hat ihn sich ergeeignet.»

»Und wenn nun die Arbeiter sich den Lehm aneignen, so würde er wohl ihr Eigentum werden?«

»Laß mich in Ruhe mit deinen pinächtigen Fragen.« Otto Bühle
»Junge Menschen«, 1924, Heft 7.
Erinnerung an Hans Paasche

Wir fahren über den See, »seinen« See.

Stundenlang hatten wir zusehen: Wasser und Sand am Ufer uns getummelt, hatten wilde Kaninchen belauscht in ihrem scheuen Namenspiel, hatten Mische überm Wasser springen sehen, glänzend in der Nachmittagssonne, hatten den Röhren nachgeschaut, die er über alles lechte.

Wir trieben planlos auf dem Wasser hin und her — zumeilen nur ein Segelschlag ... planlos und zeitlos ... Wir fürchteten nicht die Kühe des Abends, weil unsere Körper hart geworden waren durch dieses Vernachlässigen mit der Natur, mit Sonne, Wasser, Erde ...

Das Boot trieb uferwärts ins Schilf. Reglos lag es. Gut so. Und wir gingen ans Ufer. Begegneten dem scheuen Rehbock so nahe, daß wir ihm die Hand auf den Rücken legen konnten. Streiften weiter. Hörten das Schreien der Mische. Wir wußten, daß sie hier wechselten. Hielten ihnen oftmals augeklaut. Stundenlang — und doch vergebens. Aber jetzt ... wir mußten sie zellen.

Lautlos war unser Gang auf dem dicken Fichtennadelpolster. Mücken auschwärmten uns. Bei jedem Halt saugten sie uns Tröpfchen Bluts aus. Wir sahen ihnen

73

ED-10619-85

zu, ohne eine Regung — nichts erzittern machen, nichts laut werden lassen, den Hirschen nahe kommen, ganz nahe. Aste trockener Fichten ritzen unsere Rücken. Was tut's!

Das kumulierte vermorschte Fichtengestrüpp war ein kleiner gasiger Fleck und auf ihm drei stattliche Hiern, groß, ruhig, vertrauensvoll.

Wir lagen lange — reglos — uns schauend, schauend, schauend ... Bis ein Schrei durch die späte Dämmerung erscholl, ein Zittern, das braunen Leiber durchdrub, ihre Köpfe in die Höhe riß ... Knistern, Knacken, Brechen von Ästen ... Dröhnen der Erde ...

Und wir lagen allein, nachlassend der Flucht.

«Wie kann man die töten?»

— das war alles, was auf dem Heimweg zum Boot gesprochen wurde.

Karl Wilker
Jung Menschen, 1936, Heft 7.
Das Paradies

... jetzt sitze ich vor dem Zelt, schreibe beim Schein einer Küchenlaterne und warte, daß es hell werde.

Eben brüllt ein Löwe. Von dem «Kouzart», von dem andere erzählen, habe ich eigentlich noch nie etwas gehört; auch was ich jetzt höre, klingt nur wie ein gefährliches, mißmutiges und lautes Hineinknurren in eine leere Tonne. Hier am Bafyl scheinen Löwen und Elefanten eingeschrieben zu haben, daß sie gegen die Stimme des Kiboko nicht antworten können, auch das Trompeten des Elefanten, das «markenschnit-jendee», habe ich noch nicht ge-

sieht mit den umhüft wirbelnden Haken zu ähnlich tiefem Sinnbild verbunden wie Kreuz und Ross, das Hakenkreuz, das die Spanier schon bei den alten Inkas fanden und das ich selbst in China und in Korea an Kuostgeräten und in alten Tempeln fand, dies Hakenkreuz ist verpöbelt worden.

Seitdem ein englischer, unchristlicher Antisemitismus, seitdem ein beschränkter Nationalismus, seitdem eine akademische, buchbrennende Unzulänglichkeit dies alte, schöne Zeichen in die Knopflöcher, auf die Krawatten, an die Stahlhelme (!), auf Briefe und Briefumschläge, auf Häuser-, Bahnsteig- und Abortwände brachte, seit dieser Zeit ist die heidnische, alte Swastika entweiht worden.

An der Stille esoterischer Wallpilgerkapellen in den politischen Lärm bergestauer Versammlungen, auf die Straße und ins Pissoir ging der Weg dieses heiligen Symbols.

So geht es aber mit allem Heiligen, wenn die Masse und besonders wenn sie schlimmste Form der Masse, der wertlose Bildungspöbel, sich einer Sache annimmt.

In einer kleinen russischen Universitätsstadt fand ich unlängst auf einem etwas einsamen öffentlichen Orte wieder einmal die alte, liebe Swastika an der einen Wand angeheilt. Darunter stand mit festem Zügen geschriebener «Dem Genus Locis»

In meine Tonne über die andauernde Verpöbelung des lieben Zeichens mischte sich nun doch

des Defianten, das amarkenschilderndes, habe ich noch nicht gehört.

Elefant, Löwe und Büffel! Gibt es noch ein Kewier auf dieser Erde, das wertvolleres Wild beherbergt?

Gibt es eine noch größere Wildnis als die, die auch hier mit wundervollem Zauber umgibt?

Der größte der lebenden Tierhäuten: die starke und gewandte Katze; der wilde Stier; wo dies Kleckblatt noch zu finden ist, da sind paradiesische Zustände.

Ich weiß das, weiß, daß ich ein Glück genieße, wie es mir im Leben nicht öfter wieder begegnen wird.

Fern von den Menschen; fern von Neid, Haß und Habgier, von den Schmerzen und der Laugeweile, die uns tagein und tagaus verfolgen und peinigern.

Alles, was in Städten und Dörfern köbt, was gegen Not und Elend kämpft und mit ungeschulter, unverständener Schussacht rings liegt hinter den blauen Bergen dort unten.

Ich bin herabgekommen in ein Paradies und will es im Innern festhalten und dem Götter danken, das mir so hohes Glück besichert hat!

Ich will mir hier einen Schatz fürs Leben sammeln und nie vergessen, daß ich in dieser Zeit frei von allem Leiden war; jung und stark und gesund in einer Welt, die meinen Neigungen Nahrung gab.

An jedem Morgen empfinde ich das von neuem.

Wenn die Sonne aufgeht, kommt auch meine Freude wieder. Die Nacht ist ein Wartens; Andacht ist die Morgenstunde. Erfüllung ist der Tag.

Und der Abend ist ein rechter Abend, mit Müdigkeit und Frieden, mit stillen Zurückzuden und ganz zarter Hoffnung auf eine neue Lebenswelt, die der neue Tag bringt.

Das nenne ich ein Leben!

Aus dem Tagebuch von Hans Paasche, 18. Dezember 1905. *Junge Menschen*, 1926, Heft 7. *Hakenkreuz-Schicksal*

Es ist gar kein Zweifel: Die Swastika, dies erhabene kosmische Symbol der Ewigkeit, in der das weißweil bereidete stumme Kreuz

in meine Hände über mich andruende Verpöbelung des hohen Zeichens mischte sich nun doch ein klein wenig Freude an der feinen Ironie des zweiten Wandbeklebers. Hans Paasches Schatten tauchte auf. Ich höre sein Lachen wieder und höre etwas vom »Ort der Ehre«, auf dem Kauschkoumeise zu finden pflagen.

O. Wanderer
Junge Menschen, 1922, Heft 11/12
Ein Brief Rathenau

... Ich stimme bei, daß die Jugend ihre eigene Verantwortung übernehmen muß und daß sie versuchen soll, ohne Voreingenommenheit und Vorurteil ihre Bestimmung aus sich selbst heraus zu entwickeln. Unter Jugend verstehe ich aber nicht nur die Menschen um 20 herum, sondern alle diejenigen, deren Tätigkeit in die Zukunft weist.

Junge Menschen, III, Leipzig, Heft 13/14.

Gedenktafel

Karl Liebknecht — ermordet!
Kurt Eisner — ermordet!
Gustav Landauer — ermordet!
Hans Paasche — ermordet!
Erzberger — ermordet!
Gareis — ermordet!
Rathenau — ermordet!
Schwarz-Weiß-Rot — blut

besudelt!

Karl Wilker — abgestift!
Wyneken — unerschüffelt und

entlarvt!

Kunst Toller — eingekerkert!
Louis Häusser — recet!
Hamburger Warte — wäter-

Werdich!

Gegen die »Junge Menschen« —
Spreng- und Brandbombe!

Pfarrer Gotthard Eberlein —

Disziplinarverfahren!

Pfarrer Bleier — Redenbot!

Maximilian Harden — nieder-

geschlagen!

Professor Nicolai — Argentinien!

Helmuth von Goltz —

»Verräter!

Mannheimer Volkshaus —

Bombenanschlag!

General Ludendorff — »Onkel

Ludwig!

Friedr. Wilh. Foerster —

»Schuft!

Heinrich Vogeler — keine

Lehrberchtigung!

Deutschland — »Republik!

Dollar — 532!

(Wird ergänzt.)

Junge Menschen, III, Heft 16/17.

Frau Geheimrat Mathilde Rathenau, die Mutter des ermorde-

74

ED-206/9 - 86

ten Ministers, am 8. Juli an Frau Tschow, die Mutter des Hauptangeklagten:

«In nameulosem Schmerz reichte ich Ihnen, ärmste aller Frauen, die Hand. Sagen Sie Ihrem Sohn, daß ich im Nahe und im Geiste des Barmherzigen ihm verzeihe, wie Gott ihm verzeihen mag, wenn er vor der irdischen Gerechtigkeit ein colles, offenes Geständnis ablegt und vor der göttlichen bereit. Hätte er meinen Sohn gekannt, den edelsten Menschen, den die Erde trug, er hätte eher die Machtwort auf sich selbst gemüht, als auf ihn. Mögen diese Worte Ihrer Seele Frieden geben.»

«Junge Menschen», 1925, Heft 19/20, Heinrich Lersch

Das Tischgebet

An einem schönen Sommersonntagnachmittag setzten wir uns zum Essen zu Tisch.

«Sollen wir heute einmal katholisch beten oder evangelisch? frag Mann.»

Die Mutter erlaubte ihm, so zu beten, wie er es bei der evangelischen, großen Oma gehört hatte.

«Kunze, Herr Jesus Christ, sei unser Gast und segne, was du uns beschaert hast! Amende bereite Manni und begab sich an die Suppe.»

Da schellte es, und Manni öffnete die Haustür, stürzte ins Zimmer und schrie: «Herr! Herr! ist er schon, Herr Jesus ist da! Und er führte einen weißbärtigen, überaus, schmutzigen Bettelmann herein.»

Kaum, daß er sich in der Küche geoschoben hatte und am Tisch saß, da kuppelte ihn Manni am Arm: «Birn, Herr, ...»

gund, die mitarbeiten wollen im Staate und im aufbauenden Sinne tätig sind, umschlingt.

Auf meinen Fahrten durch Nord und Süd habe ich überall dieses Blatt gefunden, in Klagenfurt beim Sturmvolk, in der internationalen Jugendhochschule in Heiligenbrunn bei den Wandervögeln im Hallertal und bei den hunderttausenden Fladfindern. Dieses Blatt ist in schönstem Sinne Brücke zwischen links und rechts und hat gerade im sammelnden, versühnenden Sinne eine gewaltige Arbeit geleistet ...»
«Junge Menschen», 1925, Heft 5, Erläuterung

Der Wiltauer Professor Arno Breker schuf es kurz vor oder nach dem Ersten Weltkrieg für seinen Landsmann Walter Hammer, dessen Elberfelder Jungwandrangel-Ortsgruppe er damals angehörte. Obwohl zur Hitlerzeit ihre Wege politisch offensichtlich weit auseinandergingen, verständigten es die beiden alten Bundeskämmerer nach glücklicher Reinigung der Atmosphäre ausnewegs, jetzt an ihren Geburtstagen Glückwunschktelegramme zu wechseln — getrennt der guten, alten Jugendbewegungsart, Folgerung zu bewahren und Freundschaft nicht durch wenn auch noch so entscheidende Sachgegenstände beeinträchtigen zu lassen.
Ernst Lehmann

Bundesminister für Gesamtdeutsche Fragen, wurde am 7. Dezember 1924 im Alter von 26 Jahren als Führer der Jungdemokraten in den Reichstag gewählt, dem er bis 1928 angehörte. Unser Bild erschien im Dezember

Institut für

eschichte - Archiv

Kam, daß er sich in der Küche gewaschen hatte und am Tisch saß, da riefte der Mann am Arm: »Hüte, Herr Jesus, nun segne auch, was du uns bescheret hast!«

Manni schaute erwartungslos den Alten an. Doch der wußte sich nicht viel aus der Einladung zu machen, sah sich hilflos um, sah nicht an, da schloß es wieder. Manni lief hinaus und kam mit noch heftigerem Gesicht zurück.

»Hurr! Zwei Herz Jesussel Wenn der aber auch nur von Segen versteht, dann schneiß ich sie alle beide wieder heraus!«

Heinrich Lersch

»Junge Menschen«, 1927, Heft 5.
P. 200

Im letzten Bundesblatt der »Wanderscharen« wurden drei »Junge Menschen« erfreuliche Worte der Anerkennung gewidmet, deren wir – entgegen unserem sonstigen Cynismus – einige hieher setzen wollen:

»Herr, gibt es mehr denn je alle die Kräfte zu sammeln, die laute und reiche von uns, Leute noch in getrennten Lagern, morgen vielleicht mit uns gemeinsam des Weges ziehen, dem gemeinsamen Ziel entgegen.«

Es ist schwer für den Fernstehenden oder gar Außenstehenden, mit den Menschen unserer Art und unseres Willens Fühlung zu nehmen. Viele sehr wertvolle Menschen wohnen draußen im Lande, fern von größeren Städten. Zu ihnen dringt die Stimme der neuen Jugend nicht, und es ist Gefahr vorhanden, daß diese Kräfte nicht mit an dem Werk der Jugend arbeiten können, weil ihnen eben der Zusammenhang mit irgendwelchen Gruppen fehlt.

Ein Bräutigam ersten Ranges haben wir da in den »Junge Menschen«. Sie haben auf diesem Gebiete eine Arbeit geleistet, die in ihrer Art einzig dasteht. Es ist ein Blatt, das in trefflichster Weise geleistet wird, dessen Beiträge und Aufsätze von Führern aus den verschiedensten Lagern der Jugendbewegung ein vollkommenes Bild des Werdens und Wachstums, der Freude und der Nöte der jungen Menschen geben. Dieses Blatt ist ein Band geworden, welches alle die Kräfte aus der Ju-

26 Jahren als Führer der Jungdemokraten in der Reichstag gewählt, dem er bis 1933 angehörte. Unser Bild erschien im Dezemberheft 1925 des »Fackelreiters«, dessen Mitarbeiter Ernst Lemmer war. Es zeigt ihn als damals jungem Abgeordneten des Reichstags.

Witt Graf,

ein Freund von Hans Scholl, beide studierten später Medizin. War in seiner Gymnasialzeit dem katholischen Jugendbund »Neudörschland« angeschlossen, hatte aber auch Fühlung mit der Jungenschaft (H. L. H.). Er ist am 12. Oktober 1945 in München eingeweiht worden.

Eine Revue der Jugend

Eine ausserordentlich alltägliche

Geschichte:

In der Quinta eines Gymnasiums gibt ein Schüler Anlaß zu Tadel. Er war bisher stets einer der Besten, ehrgierig, lernbegeistert, aufgeweckt. In der letzten Zeit benimmt der Professor, daß der Schüler unanfällig, nervös und zerstreut ist. Das kann vorkommen und die verschiedensten Ursachen haben. In der kleinen Stadt aber wissen oft die Lehrer selbst von den Geheimnissen ihrer Schüler. Das Geheimnis des Fünfzehnjährigen: Er ist verliebt. Er schwärmt für eine Künstlerin des Stadttheaters. Er hat sie als Luise Müller gesehen, und seit diesem Tage gehört dem blonden, schlanken Mädchen die ganze Liebe dieses Fünfzehnjährigen mit aller Hefigkeit, Träumen und Phantasien der jungen Leidenschaft.

Die Künstlerin kennt den Knaben nicht, er hat es nicht gewagt, sich ihr zu nähern, sie hat nur die Blumen empfangen, die er ihr sendet. Briefe gelesen in denen sich der glücklich-unglückliche Überschwang des Verliehenen auspricht.

Von alledem wissen auch ein paar Kameraden, so erklärt es auch der Professor.

Der Professor nun, vielleicht gar kein böser Mensch, nur der Typus jener innerlich kalten, zum Hohn aufgeblühten Naturen, macht, als er den Schüler tadelt, eine hässliche Bemerkung. Der Knabe wird purpurn, erbleicht, springt von der Bank, erstigt das Klassenspodium und schlägt dem Profes-

Institut für Geschichte

75

ED-106/9 87

sor zwei Obleigen ins Gesicht. Er weiß, was man folgt. Er packt seine Sachen zusammen, verläßt die Schule und geht zum Vater, um alles zu sagen.

Der Vater jedoch, Bomber, vor den Folgen dieses Schrittes seines Jungen erzitternd, weist den Sohn aus dem Elternhaus. Der Knabe geht, wartet an der Peripherie der Stadt, bis die Nacht hereinbricht und wüßt sich dann unter dem Exportzug, der seinen schlanken Körper zerriffelt.

Doch die Tragödie ist nicht zu Ende.

Die Schüler der Klasse schreien auf vor Schmerz und Zorn, als sie den Tod des Kameraden erfahren; sie machen die ganze Schule rebellisch, sie ziehen andere Schulen mit sich, stürmen vom Friedhof nach der Stadt, zerrümpeln die Fenster und die Einrichtungen der Schule, drängen in das Haus des Professors, schlagen auch ihm die Fenster ein, demolieren seine Wohnung; sie wenden sich gegen den Vater, Beide, Professor und Vater, müssen fliehen, müssen die Stadt verlassen. Die Jugend weicht nicht vor der Polizei, sie folgt keiner Mahnung, keiner Drohung mehr, die Schulen müssen geschlossen werden.

So geschahen am 28. März 1928 in der polnischen Stadt Przemysl, der ehemaligen öster-

vom dortigen Evangelischen Konsistorium ein Verbot erteilt werden sei, weil er die nationalistische Diktatorblende ganz richtig als eine Lüge gekennzeichnet und den Sozialismus als die Konsequenz der neotestamentarischen Ethik hingestellt hatte. Ihm wurde empfohlen, sich in Presse und Versammlungen größere Zurückhaltung aufzuerlegen, was um so mehr bedenklich muß, als dem öffentlichen Konsistorium selbst ein bekannter deutschnationaler Parteirechner angehört. Übrigens gibt es bereits Zusammenschlüsse sozialistisch-pazifistisch gerichteter Pfarrer, nämlich den Bund religiöser Sozialisten (Pflanz der Dahn, Berlin) und Kreis für sozialistische Lebensgestaltung um Menckes-Berlin.

*Junge Menschen, 1922, S. 101.
Auf der Wacht*

In der Schweiz ist die Todesstrafe jetzt ganz abgeschafft worden, auch in der *finanziellen Kammer* ist ein Antrag auf Abschaffung der Todesstrafe eingebracht worden. In Deutschland aber gibt es einen *„Bund für nationale Kultur der Weisheit“*, dem gehört ein Ernst A. Holte in Rostock an. Und dieser Ernst setzt sich *(um — das sei rückwärtsweil verschuldet)* — für die Todesstrafe ein. ... Der einzelne darf nichts gelten, wenn es um das Wohl des Volkes (wohlgemeint: des russischen Volkes, nicht des Palast-Volkes) geht!

Przemysl, der ehemaligen österreichischen Festung. Der 18jährige Franz Skowronski war der Sohn des Oberdirektors der Przemysler Eisenwerke. Den Namen des Lateinprofessors verschweigen die Bären.

Geht kein alltäglicher Fall, daß ein Fünfzehnjähriger die Gerichtsbarkeit eines Lehrers männlich und tapfer beantwortet; nicht alltäglich auch die schöne Solidarität einer Jugend, die stillschweigend rebelliert gegen die gemeine Bonnerheit der Welt.

Doch alltäglich leider und darum typisch das Verhalten des Lehrers und des Vaters. Er meint es «muß böse», dieser Typ der Händchen, die vor der zweiten Ergriffenheit des liebenden Knaben keinen Respekt haben, weil sie nie fertig waren, so zu empfinden. Und der Vater meint es böse, weil er gealtert und stumpf geworden ist in der Achtung der Autorität. Die rebellierende Jugend hat recht sich vor dem Bankrott einer solchen Erziehung anzufreuen, und möge dabei sämtliche Fenster sämtlicher Schulen in Triester gehen!

«Junge Menschen», 1921, Heft 1.

Ein Brief

Jochen, der Verwaiste, Hans Paasches Ältester, schrieb am 16. August 1921:

Lieber Herr Hammer, für die Zeitung, in der Sie so Schönes über Vater geschrieben haben, danke ich Ihnen sehr. Tante Hedwig hat mir alles vorgelesen. Bitte, grüßen Sie Herrn Doktor Wilken, ich kann für ja auch von früher. Wollen Sie uns nicht einmal besuchen im September? Dann gehen wir zusammen an Vaters Grab und erzählen uns von dem. Ich freue mich, daß es so viele Menschen gibt, die ihn geliebt haben.

Herzliche Grüße.

Ihr Jochen Paasche

«Junge Menschen», 1921, Heft 16/17.

Auf der Wacht

Ein Kölner Oberstudienrat hat seinen Schülern — Frauenheim! — verboten, sich zum Freideutschtum zu bekennen oder im Geste der «junge Menschen» zu winken! «Junge Menschen», 1923, Heft 9/10.

Die sozialistischen Pfarrer haben einen schweren Stand, denn mit Disziplinär- und Inzestverfahren sucht man sie zur Strecke zu bringen. So wurde neuerdings aus Königsberg gemeldet, daß dem sozialdemokratischen Pfarrer Küstner in Melniken (Ostpr.)

gemerkt: das russische Volk, nicht das Pöbelvolk!) geht! Man sollte verzichten, einen Unschuldigen (!) zu nicht zu äßen, als einen Schuldigen zu wenig! ... Keine Milderung der Gesetze, sondern eine Verschärfung, her mit dem Colgen, auf die Höhe vor der Stadt stellt sie auf und laßt die Hängenden ein leuchtendes Beispiel sein — für die Wiedererrettung der heidnischen Gesinnung ... weil wir leben wollen, müssen wir stien können! Und wer mit Verbrechen Mitleid faßt, dem stehe es frei, ihr Los zu teilen! ... Ein lieblicher Vertreter der amerikanischen Rasse! «Junge Menschen», 1927, Heft 9.

Auf der Wacht
Arme Jungen, die vor Feldweibel oder Säblichem dressiert werden! — Anzeige in der «Freundlicher Odenzeitung»: «Knechtenschaft» sucht Älteren, starken (!), energischen Mann als Erziehler. Solchiger (!) muß autonome Aufsicht in straffer, energischer Manneszucht zu übernehmen. «Ehemaliger Feldweibel (!) oder Seelichter (!) bevorzugt. Anschließliche Angebote mit Bild (Bild zurück) postlagernd Wenzel Oden». Und keine Behörde gerührt sein, um solchen Schändereien das Handwerk zu legen und weiteres Unheil zu verhindern! «Junge Menschen», 1927, Heft 9.

«Freie Vereinigung der Jugendbewegung?» — In einem katholischen Kommentar zum Jugendwohlfaßengesetz steht folgendes Stütchen, das alle «Jugendbewegungen» zunächst hoch erhebt: «Es ist zu hoffen, daß unter die freien Vereinigungen der Jugendbewegung nicht etwa bloß die Vereinigungen für Jugendbewegung im engeren Sinne fallen, sondern alle Vereinigungen für die schulentlassene männliche und weibliche Jugend: Jünglings-, Jungmänner-, Burschen-, Lehrlings-, Gesellen-, Mädchen-, Jungmädchen-, Jungfrauenvereine und die Marianische Kongregation.»
Junge Jugend!

«Junge Menschen», 1927, Heft 9.

Dr. Erich Rheininger

im «Berliner Börsen-Courier»

Das geistige Niveau der «Junge Menschen» ließ sie eine gewichtige Stimme bei allen öffentlichen Stellen werden, jeder Gehildete, dem die Stimmungen anderer geistigen Lehens am Herzen lagen, las diese Zeitschrift, weil mußte sie lesen, auch der ständige politische Gegner, die Führer der Jugend im rechten Lager konnten

76

ED-10619 - 88

an ihr Liebt und natürlich ist.
Friz von Unruh
Brief vom 22. November 1945 an
Walter Hammer von New York
nach Brandenburg

Liebe Walter Hammer, lassen
Sie mich Ihnen sagen: wie glück-
lich ich bin, daß Sie die Hölle
überstanden haben. Ich höre von
Ihren Qualen — mit der Zeit
wird auch die Ihnen gestohlene
Gesundheit wiederkehren, so daß
Sie wieder wirken können wie
amst. Nichts erscheint mir wich-
tiger, als daß Persönlichkeiten
wie Sie wieder die Fackel erhe-
ben — wir beide sind geehrt auf
den Schlachtfeldern von Verdun.
Unsere Wege über die Oden des
Grauens haben uns kamerad-
schaftlich zusammengeschweißt im
gleichen Willen, im gleichen Ziel.
... Das eine weiß ich: Stärker
denn je lebt in mir der Glaube,
daß jener Weg, den wir gingen,
der rechte Weg war. Er hätte
nicht in dieses Tollhaus geführt
— nicht in diese Morakühle, nicht
in diese Verwahrlosung ... Auf
du ... — da kommt es nicht an!
Aber auf dem, wie Sie kommen
es an! Nur auf solch einem tap-
feren Streiter und Dulder! Auf
Sie! Darum — rufen Sie sich
auf aus dem Dunkel Ihres Lei-
dens — und werden Sie wieder,
was Sie waren, der »Fackelträ-
ger! Daß ich auch sonst bei Ihnen
sein, das wissen Sie — Leben Sie
wohl — ich danke Gott, daß Sie
leben!

Walter Hammer: *Das Buch der*
250. ID.

(Verlag Baedeker, Elberfeld)
Königsberger Hartung'sche Zeit-
lung

... Das ist eine andere Sprache

ten an dieser gewichtigen Stimme
nicht vorbeigehen ... Die beiden
aufsehenregenden Hälte über
die Sexualfrage zeigten noch ein-
mal deutlich genug, gleichsam als
Abschiedsgabe, die ganze Ehrlich-
keit und die ganze leidenschaft-
liche Bewegtheit, die in diesen
Blättern vom ersten bis zum letz-
ten Heft immer vorhanden ge-
wesen war ... Der Verlust, den
das junge Deutschland durch das
Ende dieser Zeitschrift erleidet,
ist außerordentlich. Wir müssen
und dürfen hoffen, daß die
junge Menschheit in nicht zu
ferner Zeit in irgendeiner Form
wieder zu uns sprechen werden.
Eine Zeitschrift vom dem Geiste
der jungen Generation ist un-
allen notwendig und unentbehr-
lich. Nach einem schönen Wort
Wyndem's ist es ja die Aufgabe
der Jugend, die Fackel des Gei-
stes durch den Waldrand dieses
Jahrhunderts zu tragen. Es bleibt
neben dem Dank für den selbst-
los arbeitenden Walter Hammer im
Augenblick nur übrig, die Öffent-
lichkeit darauf hinzuweisen, daß
eine der Fackeln, die europäische
Jugend sich selbst entzündet hatte,
in diesen Tagen flackernd ver-
lischt.

Angel Eggbracht

in der »Literarischen Welt«

In einer Zeit, wo so viel an-
gebliche Jugend sich kümmerl.
leben macht, stellt eine Zeitschrift
ihre Erscheinung ein, die so frisch,
so mutig, so wirklich jung ist, wie
die »Junge Menschen« ... ein
verflucht schlimmes Zeitalter. In-
mitten der schlafenden Republik
der Arrivierten verzweifelt ein
Teil der jungen, sicherlich nicht
der allerbesten Teil, an der Mög-

Institut

gesgeschichte - Archiv

bis, das wissen Sie — Leben Sie wohl — ich danke Gott, daß Sie leben!

Walter Hammer: »Das Buch der 236. ID«

(Verlag Baedeker, Ellersfeld)
Königsberger Hartungsche Zeitung.

... Das ist eine andere Sprache als die der Generalstabsberichte. Dieses erste Westkämpferbuch gibt ein anderes Bild vom Kriege, als die Aufsätze unserer Kriegsbereitschaft, die sich meist die Sache vom Etappenort aus ansehen und überdies durch die Zensur gebunden waren. Kein wesentliches Ereignis ist unberücksichtigt gelassen ...

Frankfurter Zeitung

Der Krieg wird in diesem Buch zum ersten Male in Deutschland von innen heraus geschildert. Barbusse kann uns nur verwirren. An ihm erinnert zunächst das Buch. Der Herausgeber hat die Beiträge der vielen Verfasser so geschickt gruppiert, daß die Farben des Musiks, obwohl die Autoren keine Dichter sind, so gut am rechten Platz stehen, wie in »Le feu«. Mundt ist sogar noch besser geglückt als bei Barbusse.

Dr. Friedrich Wolf, der Arzt
und Dichter

Glückwunschbrief vom Mai 1948
Lieber Walter Hammer! ...
Nun aber, alter Junge, meinten herzlichsten Glückwunsch zum Sechzigsten! Das ist ja schauderhaft, wie die Zeit reißt, und dabei wird man immer jünger, wenigstens nach dem, was man von einem verlangt. Nun, Du hast Deine Tage nicht ungenutzt verstreichen lassen. Du bist der Sache treu geblieben und hast Dich eifrig gegen die Dunkelmänner und Rückwärtskreise geschlagen. Doffentlich hast Du nun auch Gelegenheit, neben Deiner wichtigen Archivstätigkeit auch noch positiv mit der neuen Generation zu arbeiten! Das macht mir zur Zeit die größte Freude. Ich möchte einmal ein großes Stück über Lilo Herrmann schreiben (Du weißt, die erste junge Frau, die Hitler mit dem Beil im Rücken haß). ... Also, lieber Walter Hammer, nun weiter mit der alten Kraft ins Siebzigste!
Dein Friedrich Wolf

gebildete Jugend! sich fürnend haß macht, stellt eine Zeitschrift ihr Erscheinen ein, die so frisch, so mutig, so wirklich jung ist, wie die »Junge Menschen« ... ein verfluchte schlimmes Zeichen inmitten der schlafenden Republik der Arrivierten vorzweifel ein Teil der Jungen, scharf nicht der schlechteste Teil, an der Möglichkeit und Notwendigkeit eigener Äußerung. Denn wirklich jung, lebendig, frisch, hart ohne Schöben auf »Zusammenhängen, auf Erfolg und etwaige künftige Karriere sind diese Hefte von der ersten bis zur letzten Zeile gewesen ... Kein Parteiprogramm, aber im ganzen entschieden links, rücksichtslos im Kampf gegen jede Form der Reaktion. Aber auch un-direktionsloses Geschwafel, unklar, Durcheinander. Viel Mühe steckt darin ... Wir alle zwischen 25 und 30 sind mitschuldig; wir durften wir solche Worte aufgeben. Rings steigt aus dem platten Sumpf ödster Gegenwart ein loser Nebel — den hätte ich — eine allernennenswerte Pseudoyugend garbarm zu schlucken sich schon gewöhnt hat. Manche von uns hätten verzweifelt in anarchische Isolierung ...
Nun eine verzaunte Gelegenheit nach so vielen Jahren voller Verstämmnisse ... Wier legt ich die Hefte in den Schrank. Ein Stück Leben wird ein Stück Bibliothek.
Hans Paasche »Lukanga Mukara«

»Körperkultur« Dieser »Lukanga Mukara« ist klassisch und unsterblich wie Strawwelpen und Zarathustra. Nirgends wurde der deutsche Spieß mit so unbedingter, stöcker Lächerlichkeit getroffen.

»Sport und Sonne« Kein Wunder, daß dieser »Lukanga« zu den klassischen Büchern der Jugendbewegung gezählt wird und das meistbekehrte Buch der an Sport und Lebensform interessierten Jugend geworden ist.

»Kulturwille« Obwohl die Bilanz bei vielen eine Ladivalve nach der anderen hervorruft, sind sie doch im Grunde eine bitterste Anklage, die zum Nachdenken führen muß.

Frankfurter Zeitung: Wenn einmal die distanziertere Geschichte der geistigen Bewegung der letzten Jahrzehnte geschrieben wird, kann dieses lustige Büchlein den besten Aufschluß geben. Die Kultur selbst herndet sich — wie in allen Zeiten der Erneuerung — aus der Perspektive des neuen Krises und bekannnt was

79

ED-10619-89

gung. Mit all dem ist eigentlich gar nichts Präzises gesagt. Vielleicht soll man auch nicht viel sagen, weil sie selbst so verschwiegen waren und still hineinwachsen in das Erwachsensein, in das Leben ...

Plötzlich lief eine Verhaftungswelle durch ganz Deutschland und zerstörte diese letzten, echten Reste einer großen, zu Beginn unseres Jahrhunderts mit heftiger Bewegung und tiefem Elan aufgetretenen Jugendbewegung. Für viele dieser jungen wurde das Gefängnis eine der großen und furchtbaren Erschütterungen ihrer fruchtbaren Erschütterungen ihrer Jugend ...

Christian Schneehagen

Um die Vorbereitung des Preideutschen Jugendtages auf dem Hohen Meißner hat sich ein Mitglied der Münchener Freischar besonders verdient gemacht, der Philologiestudent Christian Schneehagen aus Basinghansen, der im Frühjahr 1918 als Passantenfurt im Westen fallen mußte. Im Nachruf auf ihn schrieb Friedrich Schöls in der preideutschen Jugendzeitung *Christel Schneehagens Arbeit danken wir dem Meißner-Tag*. Schneehagen war es, der 1913, gleich nach dem Meißner-Tag, das Buch *Preideutscher Jugendtag* in Hamburg erscheinen ließ, worin auch die Festreden von *Gottfried Traub, Knud Ahlborn, Gustav Wankel* und *Ferdinand Anagnost* abgedruckt stehen.

Der Chefredakteur der preideutschen Jugendbewegung, Autor eines vielgelesenen und aufsehenerregenden Buches über die Jugendbewegung, Professor Dr. August Meyer, lernte Schneehagen in München kennen, nachdem er dort in einer Vorlesung über Pädagogik von

schriften aus; allein diese Flugblätter bieten doch so viel Material!

Schon am 4. November 1914 schrieb Christian Schneehagen in einem totemen Brief: «Jedenfalls ist der Krieg eine Schande der Kulturmenslichkeit». Am 27. Dezember 1914 machte er folgende Bemerkung: «Ich darf sagen, daß ich erst hier ein richtiger Alkoholfeind geworden bin. Diese verfluchten Alkohol-Liebeskinder!»

Und am 8. Februar 1915 konnte man in einem Brief an Professor Meyer lesen: «Oh, möchte man lauschen über die dünne Weisheit der Krieg besetzt die Menschheit!»

Von ähnlichen Sorgen waren jene vielen Tausend Wandervogel-Feldsoldaten des ersten Weltkrieges erfüllt, die nicht heiraten sollten und denen zu Ehren die Jugendburg Ludwigstein als Mahmal und Gedächtnisstätte gewidmet ist. An Christian Schneehagen und seinen allen verständigen sich die Nachfahren, wenn sie sich im Bereich der Jugendburg Ludwigstein nicht streng gegen den Schlußsatz des Müllers-Gelübnisses: «Alle Veranstaltungen der Preideutschen Jugend sind alkohol- und nikotinfrei» verpflichtet fühlen. Wer sich diesem Lebensstil der Jugendbewegung nicht anpassen kann, hat auf der Jugendburg Ludwigstein nichts zu suchen.

Theo Hespers

ein treuer Leser und Mitarbeiter von Walter Hasenauer Zeitschriften — das Buch stammt aus einem Reisebuch des Jahres 1927, als Theo Hespers 24 Jahre alt war —, ist im katholischen »Quäkerhaus« groß geworden, dessen Mitglied er zeit seines Lebens geblieben ist. Ende der zwanziger Jahre wurde er Au-

Institut

Archiv

letzte Schredungen in München kennen, nachdem er dort in einer Vorlesung über Pädagogik vom Meißner-Tag und von der Freideutschen Bewegung gesprochen hatte. Als Schneehagen im Sommersemester 1911 nach Gießen kam, wo Messer dozierte, veranlaßte er den Maler Otto Jung aus Stuttgart, der längere Zeit bei ihm zu Besuch war, Schneehagen in Wandervogel-Leicht-Ishengroß zu malen. Ich habe später — zu berechnete Messer weiter — während des Krieges von den Ersparnissen seines Lehnantwergelais das Bild für seine Frau angekauft. (Der es dann im Zweiten Weltkrieg zusammen mit allem anderen Hab und Gut bei einem Bombenangriff verlor.)

Professor Dr. August Messer hat 1921 im Heft 9 der „Junge Menschens“ Stücke aus Christian Schneehagens Kriegstagebuch veröffentlicht, wofür ihm dieser dank und nach anvertraut hatte. Aus einem Begleitbrief, der am 6. Februar 1915 von Helms geschrieben wurde, sei über die von Walter Hammer herausgegebenen zehne „Kriegsflugblätter für die Meißner-Jugend“, deren begeisterter Leser Christel Schneehagen war, folgender Passus zitiert:

„Sie haben uns Ansehen bedürftiger Kameraden. Ich kann nur sagen, daß jeder jetzt wohl reichlich versorgt wird. Ich bitte dagegen Sie und Ihre wertige Frau von Herzen, die Aufgaben mit allen Kräften zu übernehmen, die nur wenige zielbewußt anpacken können: unsere Kulturaufgaben! Sie werden mich verstehen, vor allem auch, wenn Sie ein paar flüchtige Aufzeichnungen aus meinem Tagebuch gelesen haben, die ich beiläufig lassen Sie mich bitte, Beispiel anführen: Alkoholbekämpfung natürlich, in jeder Weise! Stellen Sie die Freideutsche Jugendbewegung z. B. in Ihren Zeitschriften durch Beiträge, die von Walter Hammer, Elberfeld, Königstraße 104, herausgegebenen „Kriegsflugblätter der Meißner-Jugend“ durch Geld und durch Versendung dabein und ins Feld. Nutzen Sie doch, bitte, alle Ihre fetten Beziehungen zu Zeitungen und Zeit-

im katholischen „Quintessen“ groß geworden, dessen Mitglied er zeit seines Lebens geblieben ist. Ende der zwanziger Jahre wurde er Anhänger der „Christlich-Sozialen Bewegung“, die von *Vitus Heiler* anging. Von M. Gladbach aus mußte er schon bald emigrieren, setzte aber aus der holländischen Grenzprovinz Limburg seinen Kampf gegen die Hitler-Diktatur unentwegt fort. Auf Befehl der Gestapo mußte er das Grenzgebiet bald verlassen. In Amsterdam tat er sich mit anderen antieren Führern der alten Jugendbewegung, die ebenfalls emigriert waren, zusammen, von holländischen Gefangenensfreunden unterstützt, gab er unter dem Titel „Kommunalschaft“ vom November 1937 ab eine Reihe von dreizehn Heften heraus, die von Touristen über die Grenzen auch ins dritte Reich mitgenommen wurden. Das sollte Theo Hespers später zum Vorhänges werden.

Als die Hitler-Truppen Holland und Belgien überfielen, verabschiedete Theo Hespers die sich ihm hilfsende Gelogenheit, bei Dünkirchen über den Kanal zu entkommen, weil er seine Frau und seinen Sohn nicht im Stid. lassen wollte. Bis zum Februar 1942 konnte er noch illegal in Antwerpen und in Brüssel dabilben. Aber dann geriet er in die Fänge der Gestapo und in das Reichssicherheitsamt in der Berliner Prinz-Albrecht-Straße, von woher man ihn im Herbst 1942 als Zeugen ins Kommandogericht holte, als der Hochverratsprozess gegen Walter Hammer geführt wurde, der mit Verurteilung des Angeklagten zu fünf Jahren Zuchhaus endete. Immer wieder hat Walter Hammer darüber anerkant, wie günstig und anlassend Theo Hespers damals für ihn ausgesagt hatte. Um so größer war sein Entsetzen, als er 1945 schon gleich beim Beginn seiner historischen Quellenstudien herausfinden mußte, daß Theo Hespers zum Tode verurteilt worden war und Anfang September 1944 zu jenen 394 Unglücklichen gehört hatte, die in drei aufeinander folgenden Nächten bei Kesselblid in Hinrichtungschuppen von Plötzensee erhängt wurden waren.

Aus Theo Hespers' altem „Ka-

80

ED-10619-90

meradants-Kreis in Amsterdam mußte auch noch der Pfadfinder Werner Wöhler aus Haubing sein Leben lassen: er wurde am 9. Mai 1941 im Zuchthaus Brandenburg enthauptet.

Es ist unmöglich, die Fackel der Wahrheit durch das Gedränge zu tragen, ohne ihren Bart und dort ein Kopfschmerz zu verursachen, und verdächtige Auslegungen von Sätzen muß man immer erwarten, solange man als Gegenstände dazu nicht aus dem Alten Testament nimmt.

*Lichtenberg (1712—1796)
Zwei Personen aus der Schweiz*

In diesen jungen Menschen ist in der Tat ein neuer Geist am Werke, und die höchste Bewunderung nötigt uns diese uns bisher unbekannt Seite deutscher Geistes ab ...

Ist meine, daß wir auch als Schweizer ein Interesse daran haben, daß solche Zeitschriften erhalten bleiben. Hier ist das neue Deutschland, das wir alle mit Sehnsucht erwarten ...

Abzeichen des Vortrupp-Bundes

Im Jahre 1912 schlossen sich die Leser des *Stellvertreter* Harrigan und des von Dr. Kraut herausgegebenen *Vortrupp* unter der Leitung von *Wauziskus Halmel* zum Deutschen Vortrupp-Bund zusammen, der sehr schnell wuchs und erstarkte und schon bald über weit mehr als hundert Ortsgruppen verfügte. Beim ersten Vortrupp-Tag, der 1918 in Leipzig stattfand, wurde wahrscheinlich zum ersten Male angelegt, ein und einen großen Jugendtag zu veranstalten. Da auch in anderen Ländern der Wunsch nach einer Manifestation des gemeinsamen

den Arenen der Clubisten standen sie mit alten Waffen, ohne Hoffnung, den Tieren preisgegeben, die man auf sie losließ.

Und wie verhielten sich angesichts dessen die Dichter? — Deutsche Dichter hatten sich mit feurigem Paros zur Wehr gesetzt, daß man dieses Reich den Rückfall ins Mittelalter nannte. Ach, er ging viel weiter zurück, erstausendfünfzigster Jahm zurück und noch weiter, bis zu den Zeiten, in denen man die Kreuze aufrichtete und die Schädelstauer baute. Einmal würden sie es alle wissen, auch die Dichter, was zu ihrer Zeit geschah, und auch sie würden fragen, wo ihre Schwärme gewesen sei, als der deutsche Mensch am Kreuz geschlagen wurde.

Wie anders der schlichte Mann aus dem Saarland, der Vorarbeiter Hans Becker: „Was gelächelt wurde, nahm er auf seine breiten Schultern, und seine Augen wachten über Johannes (Borst Wierth) wie über einen Bruder. Immer langsam, Johannes! sagte er mit seiner heiseren Stimme im Vorbeigehen. Laß dir Zeit ... immer nur so, daß es nach Arbeit aussieht ... du bist viel zu schwach für diese Schweine! — Gut und Braver, was hat Johannes dir viel mehr geben können als ein und wieder ein paar Zigaretten und ein paar Verse für deine Frau zu ihrem Namenstag, um die du ihn betest? Aber in die goldenen Tafel seines Lebens bist auch du aufgenommen, und nicht als der Geiligsten einer. Du wußtest nichts von Goethe oder Mozart. Du glaubst an keinen Gott und

... wurde wahrscheinlich
... zum ersten Male angeregt, ein-
mal einen großen Jugendtag zu
veranstalten. Da auch in anderen
Bünden der Wunsch nach einer
Manifestation des gemeinsamen
Wollens der jungen Generation
rege geworden war, nahm dieser
Wunsch mit vereinten Kräften
auch schon bald Gestalt an. Vom
10. bis 12. October 1813 traf man
sich zum *Teutonschen Jugendtag*
auf dem Hohen Meißner.

Der Totenwille.
Aus Ernst Wiecherts Buchen-
wald-Buch einige Absätze. Der
Dichter trug den Reim. Winkel
des Politischen und darunter seine
Zugangsnummer. 1180.

Was thut in Buchenwald be-
gehren, untere ist an was ein
Spitz: Wie eine Vision aus einer
Hölle an die kalte Furchel eines
der großen Maler, keine Nadel
eines der großen Rocker heranzu-
reichte, weil keine menschliche
Phantasie und nicht einmal die
Träume eines Genies an eine
Wirklichkeit heranzweichten, die
inesgleichen nicht in Jahrhunderten,
ja vielleicht niemals gehabt
Lade.

Wer des Welters Schicksal hier
teilt? — Hier war das ganze
Volk vom Bettler bis zum Reichs-
tanzregimenten, von namenlos
tanzregimenten bis zum Fröhren,
Handwerker und Gelächte, Ärzte,
Imsten und Pfarrer. Dort war die
Uniform, unter der sich nichts
verbarg als das Gleichmaß der
Weltanschauung. Dort waren sub-
zehnjährige Wachposten, Kuchle
nach außen und innerer Bildung
und Haltung, vor denen der Ad-
lige der Geburt oder des Geistes
mit der Mütze in der Hand zu
stehen hatte. Dort waren Block-
führer, deren Sprache und Gebär-
den die von Zuhältern waren.
Dort war ein Lagerführer, der
Schlossergeselle gewesen war und
der im Delirium mit der Peitsche
durch die Bunker ging. ... Neben
galt, was gewesen war, keine Lei-
stung, keine Güte, nicht Arbeit
und Mühe eines ganzen Lebens.
Nur das Gegenwärtige galt. Das
Bewußtsein zur Götzen, der Knie-
fall vor dem Cäsaren, die blinde
Wiederholung der Phrase, die fal-
sche Pathetik der Halbbildung, der
Schrei des Demagogen, Massen-
instinkte, Massenfremden und
-lasten, Brot und Spiele, und in

... die goldene
Tafel seines Lebens bist auch du
aufgenommen, und nicht als der
Geringsten einer. Du wußtest
nichts von Goethe oder Mozart.
Du glaubtest an keinen Gott und
warst ein Honnverräter, aber wenn
ein Gericht sein wird, von dem
die Bücher sagen, werden die
Richter entstehen und sich beigen
vor dir, weil du vieler Menschen
Kreuz auf dich genommen hast.
Und wenn Johannes verzweifeln
wollte oder will an seinem Volk,
so beachte er nur deiner und dei-
nesgleichen zu gedenken. Nicht
der Größe des Reiches oder der
Wissenschaft, nicht des Adels oder
der Uniform, nicht der Dichter
oder Redner, *Sondern allein der*
einfachen Mensch, der so ist, wie
du warst. Wie Josef war, wie
die Hunderte waren, die dort sein
Leben schützten und lachten. Ihr
wart die Tapferen unter Militi-
ren von Feigen. Ihr trug einer
Schicksal drei und vier und fünf
Jahre lang, und ihr hattet noch
Kraft genug, um denselben die Hand
zu reichen, die am Abgrund stan-
den.

Und so die Rückkehr des Dite-
lers: Seine Wunden veranbleuen
aber was hier gewesen war, ver-
nachle nicht. Es würde keine Haut
dafür wachsen, der Zeit, oder
der Vergesslichkeit, oder der wach-
senden Gleichgültigkeit. Sie wür-
den immer aufheben, und
jede Falte des Tages oder der
Nacht würde sie scheitern und
schmerzlos. Denn was hier gesche-
hen war, was nicht zwischen Män-
nern geschehen wie im Kriege. Es
war nicht einmal zwischen Herren
und Knechten geschehen, sondern
eben zwischen Herren und Ope-
ren. Es war nicht mit dem An-
stand von Kämpfern geschehen,
denn hier gab es keine Kämpfer-
den. Es gab nur die Rechte von
Temporkömmlingen und die Po-
lite von Schlächtern. Das Volk
war wie durch ein Sieb gefallen,
und die Spinn hatte die Herr-
schaft über das Weizen gewon-
nen.

Und so klingt das Nachwort
von Ernst Wiecherts *«Totenwille*
aus:
*«Der Toten zum Gedächtnis,
den Lebenden zur Schande,
den Kommenden zur Mahnung.»*

Institut

73

ED-10619-91

zu, ohne eine Biegung — nichts erzittern machen, nichts laut werden lassen, den Hirschen nahe kommen, ganz nahe. Äste trockener Fichten ritzen unsere Rücken. Was tut's!

Da, inmitten verrosteten Fichtengestrüpps war ein kleiner grasiger Fleck und auf ihm drei stattliche Tiere, groß, ruhig, vertrauensvoll.

Wir lagen lange — reglos — nur schauend, schauend, schauend ... Als ein Schrei durch die späte Dämmerung erscholl, ein Zittern die beunruhigten Leiber durchfuhr, ihre Köpfe in die Höhe hob ... Knistern, Knacken, Brechen von Ästen ... Dröhnen der Erde ...

Und wir lagen allein, nachblutend der Flucht.

»Wie kann man die töten?«

— das war alles, was auf dem Heimweg zum Boot gesprochen wurde.

Karl Wilker
Stille Menschen, 1923, Heft 7.
Das Paradies

... jetzt sitzt ich vor dem Zelt, schreibe beim Schreiben einer Küchenlaterna und warte, daß es hell werde.

Eben brüllt ein Löwe. Von dem, «Konzert», von dem andere erzählen, habe ich eigentlich noch nie etwas gehört, auch was ich jetzt höre, klingt nur wie ein grimmiges, mißlautiges und faules Hinginkurren in eine leere Tonne. Hier am Balpi suchen Löwen und Elefanten eingeschrieben zu haben, daß sie gegen die Stimme des Kiboko nicht ankommen können; auch das Trompeten des Elefanten, das »marchenschütternd« habe ich noch nicht ge-

sieht mit den unruhig wübelnden Haken zu ähnlich tiefem Sinnbild verbindet wie Kreuz und Rosen, das Hakenkreuz, das die Spanier schon bei den alten Inkas fanden und das ich selbst in China und in Korea an Kunstgeräten und in alten Tempeln fand, dies Hakenkreuz ist verpöbelt worden.

Seitdem ein engherziger, unchristlicher Antisemitismus, seitdem ein beschränkter Nationalismus, seitdem eine akademische, bunthemelte Unzulänglichkeit dies alte, schöne Zeichen in die Knopflöcher, auf die Krawatten, an die Stahlhelme (!), auf Briefe und Briefumschläge, auf Häuser-, Bahnabteil- und Abortwände brachte, seit dieser Zeit ist die herrliche, alte Swastika entweiht worden.

Aus der Stille easterischer Weltpilgerkaravellen in den politischen 120m biergeistiger Versammlungen, auf die Straße und ins Passiergang der Weg dieses heiligen Symbols.

So geht es aber mit allem Hoher, wenn die Masse und besonders wenn die schlimmste Form der Masse, der wortlaute Bildungspöbel, sich einer Sache »annimmt«.

In einer kleinen bessischen Universitätsstadt fand ich unlängst auf einem etwas unsauberen öffentlichen Orte wieder einmal die alte, hebe Swastika an der einen Wand angemalt. Darunter stand mit festen Zügen geschrieben: »Dein Cuius Locit«

In meine Trauer über die andauernde Verpöbelung des hohen

tennder, habe ich mich nicht ge-
hört.

Elefant, Löwe und Büffel Gib
es noch ein Revier auf dieser
Erde, das wertvoleres Wild be-
herbergt!

Gib es eine noch größere
Wildnis als die, die man hier
mit wundervollem Zauber an-
gibt?

Der größte der lebenden Dick-
häuter; die starke und gewandte
Katze; der wilde Stier; wo dies
Kleeblatt noch zu finden ist, da
sind paradiesische Zustände.

Ich weiß das, weiß, daß ich
ein Glück genieße, wie es mir
im Leben nicht wieder
begegnet wird.

Fern von den Measden; fern
von Naß, Haß und Häßler,
von den Schwänzen und der Lan-
geweide, die uns tageln und tag-
aus verfolgen und peinigen.

Alles, was in Städten und Dör-
fern lebt was gegen Not und
Mend kämpft und mit ungestil-
ter, unverständener Sehnsucht
ragt, liegt hinter den blauen
Bergen dort unten.

Ich bin hereingekommen in ein
Paradies und will es im Innern
festhalten und dem Geschick dan-
ken, das mir so hohes Glück im-
scheidet hat!

Ich will mir hier einen Schatz
fürs Leben sammeln und nie ver-
gessen, daß ich in dieser Zeit frei
von allem Leiden war, jung und
stark und gesund in einer Welt,
die meinen Neigungen Nahrung
gab.

An jedem Morgen empfinde ich
das von neuem.

Wenn die Sonne aufgeht,
kommt auch meine Freude wie
der. Die Nacht ist ein Warten;
Andacht ist die Morgenstunde;
Erfüllung ist der Tag.

Uad der Abend ist ein rich-
ter Abend, mit Müdigkeit und
Frieden, mit stillem Zurück-
schauen und ganz zarter Hoff-
nung auf eine neue Lebenswelle,
die der neue Tag bringt.

Das nenne ich ein Leben!

Aus dem Tagebuch von Hans
Paasche, 13. Dezember 1905.
«Junge Menschen», 1906, Heft 7.
Heldenkreuz-Schicksal

Es ist gar kein Zweifel: Die
Swastika, das erhabene kosmische
Symbol der Ewigkeit, in der das
weiblich bereite stauende Kreuz

deutende Verpoelung des hohen
Zielfens mischte sich nun doch
ein klein wenig Freude an der
feinen Ironie des zweiten Wand-
beldeckens. Hans Paasches Schat-
ten tauchte auf. Ich hörte sein
Lachen wieder und hörte etwas
von «Ort der Ehre», auf dem
Kaiserkommerse zu enden pfleg-
ten.

O. Wönderer
«Junge Menschen», 1906, Heft 11, 12.
Ein Brief Rathenaus

«Ich stimme bei daß die
Jugend ihre eigene Verantwor-
tung übernehmen muß und daß
sie versuchen soll, ohne Verein-
genommenheit und Vorurteil ihre
Bestimmung aus sich selbst her-
aus zu entwickeln. Unter Jugend
verstehe ich aber nicht nur die
Menschen um 20 herum, sondern
alle diejenigen, deren Tätigkeit
in die Zukunft weist.»

«Junge Menschen», III. Jahrgang,
Heft 1904

Gedenktafel

Karl Hebbrecht — ermordet!

Kurt Eisner — ermordet!

Custav Landauer — ermordet!

Hans Paasche — ermordet!

Erzberger — ermordet!

Gareis — ermordet!

Harbenon — ermordet!

Schwarz-Weiß-Rot — Mit-

gesandete!

Karl Wilker — abgestigt!

Wynken — unschuldig und

«entlarvt!

Ernst Toller — eingekerkert!

Louis Häusser — redet!

Hautburger Warte — «vater-

ländisch!

Gegen die «Junge Menschen» —

Spreng- und Brandbomber!

Pfarrer Gotthard Eberlein —

Disziplinarverfahren!

Pfarrer Blier — Redeveibel!

Maximilian Harden — nieder-

geschlagen!

Professor Nicolai — Argentinier!

Hullmann von Gerlach —

«Verräter!»

Mannheimer Volkshaus —

Bombenanschlag!

General Ludendorff — «Stökel!

Ludwig!»

Friedr. Wlf. Foerster —

«Schlichte!

Heinrich Vogeler — keine

Lehrberechtigung!

Deutschland — «Republik!

Dollar — 500!

(Wird ergänzt.)

«Junge Menschen», 1906, Heft 14/15

Frau Geheimrat Mathilde Ra-

thenau, die Mutter des ermorde-

Institut für
Geschichte

74

ED-10619-92

ten Ministers, am 8. Juli an Frau Tschow, die Mutter des Hauptangeklagten:

»In namenlosem Schmerz reiche ich Ihnen, ärmste aller Frauen, die Hand. Sagen Sie Ihrem Sohn, daß ich im Namen und im Geiste des Fürordnen ihm verzeihe, wie Gott ihm verzeihen mag, wenn er vor der höchsten Gerechtigkeit ein volles, offenes Geständnis ablegt und vor der göttlichen Herrnt. Hätte er meinen Sohn gekannt, den edelsten Menschen, den die Erde trug, er hätte eher die Mordwaffe auf sich selbst gerichtet, als auf ihn. Mögen diese Worte Ihrer Seele Frieden geben.»

Heinrich Lersch, 1922, Heft 19, 20.

Das Teufelsgelot

An einem schönen Sonntag-sonntagsnachmittag setzten wir uns zum Essen zu Tisch.

»Sollen wir heute einmal katolisch beten oder evangelisch?« fragte Mann.

Die Mutter erlaubte ihm, so zu beten, wie er es bei der evangelischen, großen Oma gehört hatte.

»Komme, Herr Jesus Christ, sei unser Gott und segne, was du uns bescharest, hast! Amen!« betete Mann und begab sich an die Suppe.

Da arbeitete es, und Mann öffnete die Haustür, stürzte ins Zimmer und schrie: »Herr! Hier ist er schon, Herr Jesus ist da! Und er sah eine weißbärtigen, übermüden, schmutzigen Bettelmann herein.

Kam, daß er sich in der Küche gewaschen hatte und am Tisch saß, da warf er...

geud, die mitarbeiten wollen an Staat und im aufbauenden Sinne tätig sind, umschlinget.

Auf meinen Fahrten durch Nord und Süd habe ich überall dieses Blatt gefunden, in Klagenfurt beim Sturmvogel, in der internationalen Jugendhochschule in Helsinki, bei den Wandervögeln in Baltenlande und bei den kolonialen Pfadfindern. Dieses Blatt ist im schönsten Sinne Brücke zwischen links und rechts und hat gerade im sammelnden, versöhnlichen Sinne eine gewaltige Arbeit geleistet... »Junges Menschen 122, Heft 3, Exlibris

Der Bildhauer Professor Arno Breker schuf es kurz vor oder nach dem Ersten Weltkrieg für seinen Landsmann Walter Hammer, dessen Elberfelder »Jungwundervogel«-Organisation er damals angehörte. Obwohl zur Hitlerzeit ihre Wege politisch offensichtlich weit auseinandergingen, verschauten es die beiden alten Bundesbrüder nach glücklicher Reinigung der Atmosphäre keineswegs, jetzt an ihren Geburtstagen Glückwunschtelegramme zu wechseln — gewiss der guten, alten Jugendbewegungsart, Toleranz zu beweisen und Freundschaften nicht durch wenn auch noch so unterschiedene Sachgegensätze beeinträchtigen zu lassen.

Ernst Lotamer

Bundesminister für Gesundheitsdeutsche Fragen, wurde am 7. Dezember 1924 im Alter von 29 Jahren als Mitglied der Jungdemokraten in den Reichstag gewählt, dem er bis 1933 angehörte.

... sagte nicht, was du uns bescheret hast!

Manni schaute erwartungsvoll den Alben an. Doch der wollte sich nicht viel aus der Mühseligkeit machen, sah sich hilflos um, sah nicht an, da schielte es wieder, Mann! auf Mann und kam auf noch kühnere Gestalt zurück.

«Hurra! Zwei Herr Jesse!
Wenn der aber auch mit vom Regue vertriebe, dann schneiß ich so alle beide wieder herans!»

Heinrich Lersch

Junge Menschen, 1887, Heft 2,
Pro domo

Im letzten Bündeblatt der «Wanderschule» werden den «Junge Menschen» erfreuliche Worte der Anerkennung gewidmet, deren wir — entgegen unserer sonstiger Gepflogenheit — einige wiedersetzen wollen:

«Heute gibt es mehr denn je alle die Kräfte zu sammeln, die links und rechts von uns, heute auch in getrennten Lagern, morgen vielleicht mit uns gemeinsam des Weges ziehen, dem gemeinsamen Ziel entgegen.»

Es ist schwer für den Fernstehenden oder gar Außenstehenden, mit den Menschen unserer Art und unseres Weltansicht zu sympathisieren. Viele sehr wertvolle Menschen wohnen draußen im Lande, fern von großen Städten. Zu ihnen dringt die Stimme der neuen Jugend nicht, und es ist Gefahr vorhanden, daß diese Kräfte nicht mit an dem Werk der Jugend arbeiten können, weil ihnen eben der Zusammenhang mit irgendwelchen Gruppen fehlt.

Ein Bündeblatt ersten Ranges haben wir da in der «Junge Menschen». Sie haben auf diesem Gebiete eine Arbeit geleistet, die in ihrer Art einzig dasteht. Es ist ein Blatt, das in trefflichster Weise gefaltet wird, dessen Beiträge und Ansätze von Füllern aus den verschiedensten Lagern der Jugendbewegung ein vollkommenes Bild des Werdens und Wachstums, der Freude und der Nüchternheit jungen Menschen geben. Dieses Blatt ist ein Band geworden, welches alle die Kräfte aus der Ju-

berheft 1928 des «Fachscheiters», dessen Mitarbeiter Ernst Lemmer war. Es zeigt ihr als damals jüngsten Abgeordneten des Reichstags.

Willy Graf,

ein Freund von Hans Scholl, beide studierten später Medizin, war in seiner Gymnasialzeit dem katholischen Jugendbund «Neudeutsche Jugend» angeschlossen, hatte aber auch Fühlung mit der Jungenschaft (Sf. 111). Er ist am 12. Oktober 1948 in München hingerichtet worden.

Eine Revolte der Jugend

Klaus Kerschbaum, alljährliche

Geschichte:

In der Quinta eines Gymnasiums gibt ein Schüler Anlaß zu Tadel. Er war bisher stets einer der Besten, ehrgierig, lehrbegierig, aufgeweckt. In der letzten Zeit bemerkt der Professor, daß der Schüler unachtsam, nervös und zerstreut ist. Das kann verschiedene Ursachen haben. In der ersten Stunde aber wissen oft die Lehrer selbst von den Geheimnissen ihrer Schüler. Das Geheimnis des Fünfzehnjährigen: Er ist verliebt. Er schwärmt für eine Künstlerin des Stadttheaters. Er hat sie als Hanso Müller gesehen, und seit diesem Tage gehört dem händchen, schlanken Mädchen die erste Liebe dieses Fünfzehnjährigen mit allen Heftigkeiten Träumen und Phantasien der jungen Leidenschaft.

Die Künstlerin kennt den Knaben nicht, er hat es nicht gewagt, sich ihr zu nähern, sie hat nur die Blumen empfangen, die er ihr sendet, Briefe gelesen, in denen sich der glühlich-unglückliche Überschwang des Verliebten ankündigt.

Von alledem wissen auch ein paar Kameraden, so erzählt es auch der Professor.

Der Professor nun, vielleicht gar kein böser Mensch, nur der Typus jener ironisch kalten, zum Hohn neigenden Naturen, macht, als er den Schüler tadeln, eine hässliche Bemerkung. Der Knabe wird purpurn, erhebt sich von der Bank, erstarrt das Klavennotium und schlägt dem Profes-

Institut für Zeitgeschichte

70

ED-10619 - 93

ser zwei Okrifigen ins Gesicht. Er weiß, was nun folgt. Er packt seine Sachen zusammen, verläßt die Schule und geht zum Vater, ihm alles zu sagen.

Der Vater jedoch, Beamter, vor dem Folgen dieses Schrittes seines Jungen erzitternd, weist den Sohn aus dem Elternhaus. Der Knabe geht, wagt an der Peripherie der Stadt, bis die Nacht hereinbricht und wirft sich dann unter den Expreßzug, der seinen schlanken Körper zerstückelt.

Doch die Tragödie ist nicht zu Ende.

Die Schüler der Klasse schreiben auf vor Schmerz und Zorn, als sie den Tod des Kameraden erfahren; sie machen die ganze Schule rebellisch, sie zechen andere Schulen mit sich, stürmen vom Friedhof nach der Stadt, zertrümmern die Fenster und die Einrichtungen der Schule, drängen in das Haus des Professors, schlagen auch ihm die Fenster ein, demolieren seine Wohnung; sie wenden sich gegen den Vater. Beide, Professor und Vater, müssen fliehen, müssen die Stadt verlassen. Die Jugend weicht nicht vor der Polizei, sie folgt seiner Mahnung, seiner Drohung nicht, die Schulen müssen geschlossen werden.

So geschah am 29 März 1923 in der polnischen Stadt Pzuznysl, der ehemaligen österreichischen Westbahn. Das Volk

vom dortigen Evangelischen Konsistorium ein Verweis erteilt worden sei, weil er die nationalstatische Duldungslehre ganz richtig als eine Lüge gekennzeichnet und den Sozialismus als die Konsequenz der neuteamentarischen Ethik hingestellt hatte. Ihm wurde empfohlen, sich in Presse und Versammlungen »größere Zurückhaltung aufzuerlegen«, was um so mehr heftigen muß, als dem rührenden Konsistorium sehr ein bekannter deutschnationaler Parteiredner angehört. Überdies gibt es bereits Zusammenschlüsse »sozialistisch-pazifistisch gerichteter Pfarrer, nämlich des Bund religiöser Sozialisten (Pfarrer Dehn, Berlin) und Kreis für sozialistische Lebensgestaltung um Müllnick-Berlin.

(Junge Menschen, 1923, 16-17/2. Auf der Wacht)

In der Schweiz ist die Todesstrafe jetzt ganz abgeschafft worden, auch in der französischen Kammer ist ein Antrag auf Abschaffung der Todesstrafe eingebracht worden. In Deutschland aber gibt es einen »Bund für deutsche Kultur-Arbeit«, dem gehört ein Ernst A. Delle in Rostock an. Und dieser Ernst setzt sich (von — das sei rücksichtvoll persönlich!) — für die Todesstrafe ein: »... Der einzelne darf nichts gelten, wenn es um das Wohl des Volkes (woblgemeint: des russischen Volkes, nicht des Pöbel-Volkes) geht!

so geschah am 28. März 1928 in der polnischen Stadt Przemysl, der ehemaligen österreichischen Festung. Der 15jährige Franz Skowalski war der Sohn des Oberdirektors der Przemysler Finanzdirektion. Den Namen des Lateinprofessors verschwiegen die Hölzer.

Gewiß kein alltäglicher Fall, daß ein Fünfzehnjähriger die Gefühllichkeit eines Lehrers nämlich und tapfer beantwortet, nicht alltäglich auch die wahre Solidarität einer Jugend, die schließend rebelliert gegen die gemeine Borniertheit der Welt.

Doch alltäglich leider und daher typisch das Verhalten des Lehrers und des Vaters. Er meint es nicht böse, dieser Typ der Häuslichen, die vor der zarten Übergreiftheit des lächelnden Knaben keinen Respekt haben, weil sie nie nötig waren, so zu empfinden. Und der Vater meint es böse, weil er gealtert und stumpf geworden ist in der Anbetung der Antike. Die rebellierende Jugend hat recht, sich vor dem Bunker einer solchen Erziehung aufzumachen, und mögen dabei sämtliche Fenster sämtlicher Schulen in Trümmer gehen!

Stumpf Menschens, 1921, Heft 1.
Ein Brief

Jochen, der Verwalter, Hans Paschus Alterer, schrieb am 10. August 1926:

Lieber Herr Hamner, für die Zeitung, in der Sie so Schönes über Vater geschrieben haben, danke ich Ihnen sehr. Tante Hedwig hat mir alles vorgelesen. Bitte, grüßen Sie Herrn Doktor Wilke, ich kenne ihn ja auch von früher. Wollen Sie aus nicht einmal besuchen im September? Dann gehen wir zusammen an Vaters Grab und erzählen uns von ihm. Ich freue mich, daß es so viele Menschen gibt, die ihn geliebt haben.

Herzliche Grüße

Die Jochen Paschus
Stumpf Menschens, 1926, Heft 13/17.
Auf der Wacht

Die Kölner Oberstudientat hat seinen Schülern — Primanern! — verboten, sich zum Präsidentschwan zu bekennen oder im Geiste der „Junge Menschen“ zu wirken!
Stumpf Menschens, 1922, Heft 2/10.

Die sozialistischen Pfarrer haben einer schweren Brand, denn mit Disziplinär- und Lehrverfahren sucht man sie zur Strecke zu bringen. So wurde neuerdings aus Königsberg gemeldet, daß ein sozialdemokratischer Pfarrer Karschew in M. W. (Ostpr.)

es um das Wohl des Volkes (wohl gemeint: des russischen Volkes, nicht des Pöbel-Volkes!) geht! Man sollte wünschen, einen Unschuldigen (!) zu viel zu thun, als eines Schuldigen zu wenig! ... Keine Milderung des Gesetzes, sondern eine Verschärfung, hier mit dem Galgen, auf die Hügel vor der Stadt stellt man auf und läßt die Hängenden ein leuchten, des Beispiel sein — für die Wiedererweckung der heldischen Gesinnung ... weil wir leben wollen, müssen wir leben können! Und wer mit Volkedern Mitleid faßt, dem schick es frei, ihr Los zu teilen! ... Ein lieblicher Vortrager der nordischen Russisch-junge Generation, 1927, Heft 9.
Auf der Wacht

Anna Jungens, die von Feldwebeln oder Schlichtern dressiert werden! — Anzeige in der „Frankfurter Odenzeitung“: „Kultur- und Erziehungslehre sucht älteren, starken (!), energischen Mann als Erziehungs- (1) oder Aufsicht in straffer, energischer Mannesmanier zu übernehmen. Ehrenvoller (1) oder Schlichter (1) bevorzugt. Ausführliche Angebote mit Bild (Bild verliert postlagernd Wirken- (1) ...“ Und keine Behörde greift ein, um solchen Schändern die Handwerk zu legen und weiteres Unheil zu verhindern?
Stumpf Menschens, 1927, Heft 1.

„Freie Vereinigung der Jugendbewegung“ — In einer katholischen Kunstanstalt zum Jugendwohlfahrtsgesetz sind folgende Sätze, die alle „Jugendbewegler“ sicherlich hoch erfinden: „Es ist zu beachten, daß unter die freien Vereinigungen der Jugendbewegung nicht etwa alle die Vereinigungen für Jugendbewegung im engeren Sinne fallen, sondern alle Vereinigungen für die schulentlassene männliche und weibliche Jugend: Jungmänner, Jungmänner, Burschen-, Lehrlings-, Gesellen-, Mädchen-, Jungmädchen-, Jungfrauenvereine und die Marianische Kongregation.“
Junge Jungel

Stumpf Menschens, 1927, Heft 1.
Dr. Erich Schreyer

im „Berliner Bären-Courier“
Das geistige Niveau der „Junge Menschen“ ließ sie eine gewichtige Stimme bei allen öffentlichen Stellen werden, jeder Gebärdete, dem die Stimmungen unsere geistigen Lebens am Herzen liegen, las diese Zeitschrift und wollte sie lesen, auch der ständige politische Gegner, die Führer der Jugend im rechten Lager kenn-

76

ED-10619-94

an die unecht und natürlich ist.
Bitte von Ulrich
Brief vom 22. November 1846 an
Walter Hammer von New York
nach Brandenburg

Lieber Walter Hammer, lassen
Sie mich Ihnen sagen: wie glück-
lich ich bin, daß Sie die Hölle
erstanden haben. Ich hörte von
Ihren Qualen — um der Zeit
wird auch die Ihnen gestohlene
Gesundheit wiederkehren, so daß
Sie wieder wirken können wie
einst. Nichts erscheint mir wich-
tiger, als daß Persönlichkeiten
wie Sie wieder die Fackel erhe-
ben — wir beide sind geeint auf
den Schlachtfeldern von Verdun.
Unsere Wege über die Oden des
Grenzes haben uns kamerad-
schaftlich zusammengeschwift im
gleichen Willen, im gleichen Ziel
... Das eine weiß ich. Stärker
den je lebt in mir der Glaube,
daß jener Weg, den wir gingen,
der rechte Weg war. Er hätte
nicht in dieses Follhaus geführt
— nicht in diese Morde, nicht
in diese Verbrechen! ... An
die ... — du kommst es nicht an!
Aber auf einen wie Sie kommt
es an! Nur auf sich einen tap-
feren Streiter und Dulder! Ad
Sie! Dumm — raffen Sie sich
auf aus dem Dunkel Ihres Lei-
dens — und werden Sie wieder,
was Sie waren, der »Fackelrei-
ter«. Daß ich auch sonst bei Ihnen
bin, das wissen Sie — Leben Sie
wohl — ich danke Gott, daß Sie
leben!

Walter Hammer: »Das Buch der
288. ID«

(Verlag Benschke, Eberfeld)
Königsberger Hartungsche Zeit-
ung

... Das ist eine andere Sprache
als die der Gewerkschaften

ten an dieser gewichtigen Stimme
nicht vorbeigehen ... Die beiden
aufsehensregenden Hefte über
die Sexualfrage zügelten noch ein-
mal deutlich genug, gleichsam als
Abschiedsgabe, die ganze Ehrlich-
keit und die ganze leidenschaft-
liche Bewegtheit, die in diesen
Blättern von ersten bis zum letz-
ten Heft immer vorhanden ge-
wesen war ... Der Verlust, den
das junge Deutschland durch das
Ende dieser Zeitschrift erleidet,
ist außerordentlich. Wir müssen
und dürfen hoffen, daß die
»Junge Menschen« in nicht zu
zarter Zeit in irgendeiner Form
wieder zu uns sprechen werden.
Eine Zeitschrift aus dem Geiste
der jungen Generation ist uns
allen notwendig und unerläss-
lich. Nach einem schönen Wort
Wyzenski ist es ja die Aufgabe
der Jugend, die Fackel des Gei-
stes durch den Waldbrand dieses
Jahrhunderts zu tragen. Es bleibt
neben dem Dank für den selbst-
los arbeitenden Walter Hammer im
Augenblick mir übrig, die Öffent-
lichkeit darauf hinzuweisen, daß
eine der Fackeln, die europäische
Jugend sich selbst entzündet hatte,
in diesen Tagen fackelnd ver-
lischt.

Axel Eggebrecht
in der »Literarischen Welt«

In einer Zeit, wo so viel un-
gelebte Jugend sich Ermordet
breit macht, stellt eine Zeitschrift
ihr Erscheinen ein, die so frisch,
so mutig, so wirklich jung ist, wie
die »Junge Menschen« ... ein
verflucht schlimmes Zeichen. In-
mitten der schlafenden Republik
der Arrivierten verzwweifelt ein
Teil der Jungen, sicherlich nicht
der selbsteigsten Teil, an der Mög-

Institut für Sozialgeschichte - Archiv

... Das ist eine andere Sprache als die der Generalstabsberichte. Dieses erste Westkämpferbuch gibt ein anderes Bild vom Kriege, als die Aufsätze unserer Kriegsbereitstellungen, die sich meist die Sache vom Etappenort aus ansehen und überdies durch die Zensur gebunden waren. Kein wesentliches Ereignis ist unberücksichtigt gelassen ...

Frankfurter Zeitung:

Der Krieg wird in diesem Buch zum ersten Male in Deutschland von innen heraus geschildert. Karlsruhe kann uns nur verwirren. An ihn erinnert zunächst das Buch: Der Herausgeber hat die Beiträge der vielen Verleger so geschickt gruppiert, daß die Farben des Mosaiks, obwohl die Autoren keine Dichter sind, so gut am rechten Platz stehen, wie in «Le feu». Manches ist sogar noch besser gelöst als bei Karlsruhe.

Dr. Friedrich Wolf, der Arzt
und Dichter

Güldenanschloß vom Mai 1948

Lieber Walter Hammer!

Nun aber, alter Junge, meinen herzlichsten Glückwunsch zum Sechzigsten! Das ist ja schauderhaft, wie die Zeit umt, und dabei wird man immer jünger, weggelassen nach dem, was man von einem verlangt. Nun, Du hast Deine Tage nicht ungenutzt verschreiben lassen. Du bist der Sache treu geblieben, und hast Dich nicht durch die Dunkelwälder und Rückwärtskreise geschlagen. Hoffentlich hast Du noch auch Gelegenheit, neben Deiner wichtigen Arbeitstätigkeit auch noch positiv mit der neuen Generation zu arbeiten! Das macht mir zur Zeit die größte Freude. Ich möchte einmal ein großes Stück über Lily Hermann schreiben (Du weißt, die erste junge Frau, die Hitler mit dem Beinamen «Lilke» ... Also, lieber Walter Hammer, nun weiter mit der alten Kraft ins Siebzigste! Dein Friedrich Wolf

Teil der jungen, sicherlich nicht der schlechteste Teil, an der Möglichkeit und Notwendigkeit eigener Äußerung. Denn wirklich jung lebendig, frisch, hat, ohne Rücksicht auf «Zusammenhänge», auf Erfolg und etwaige künftige Karriere sind diese Hefte von der ersten bis zur letzten Zeile gewesen ... Kein Parteijournal, aber im ganzen entschieden links, rücksichtslos im Kampf gegen jede Form der Reaktion. Aber auch nie directionsloses Geschwafel, im klaren Dudenmaße. Viel Mühe steckt drin ... Wir alle zwischen 25 und 30 sind entschuldigt: nie durften wir solche Worte aufgeben. Rings steigt aus dem platten Sumpf unserer Gegenwart ein böser Nebel — den fürchte ich — eine allerneueste Pseudogeneration gemeinsam zu schlacken sich schon gewöhnt hat. Manche von uns fliehen verzweifelt in absurde Isolation ... Noch eine verführte Gelegenheit nach so vielen Jahren voller Verschämisse ... Bitter lege ich die Hefte in den Schrank. Ein Stück Leben wird ein Stück Bücherei. Hans Fausch «Lukanga Mukara»

»Körperkultur«: Dieser «Lukanga Mukara» ist klassisch und modern, wie Strindberg und Zarathustra. Nirgends wurde der deutsche Spieß mit so unbedingtem Störende, Lächerlichkeit getroffen.

»Sport und Sonne«: Kein Wunder, daß dieser «Lukanga» zu den klassischen Büchern der Jugendbewegung gezählt wird und das meistbegehrte Buch der so Sport und Lebensform inaccessierten Jugend geworden ist.

»Kulturwille«: Obwohl die Briefe bei vielen eine Lufsalve nach der anderen hervorrufen, sind sie doch im Grunde eine bitterernste Anklage, die zum Nachdenken führen muß.

Frankfurter Zeitung: Wenn einmal die diskutierte Geschichte der geistigen Bewegung der letzten Jahrzehnte geschrieben wird, kann dieses lustige Bündelchen den besten Aufschluß geben. Die Kultur selbst betrachtet sich — wie in allen Zeiten der Erneuerung — aus der Perspektive des neuen Kreises und erkennt, was

(77)

ED-10619-95

43. *Keyser*

Wenn man zwischen tausenden lachenden und singenden Landsleuten steht und nicht mitlächelt und singt, wenn man unter Lebensgefahr zwischen den Stühlen sitzt — dann fragt man sich manchmal: »Bin ich nun verrückt oder sind es die anderen?«

Vor allem, wenn man noch jung ist keine politischen Erfahrungen hat und eigentlich nur aus tief eingewurzelter Ansicht nicht mitmacht, wenn andere stolz in Uniform marschieren und die Welt erobern.

Aber dann waren da immer ein paar Bücher, Bilder oder Freunde, die einem sagten, wo die wirkliche Verdrücktheit hauste. Und wenn man dann vor einer Reise nach Kopenhagen hörte, daß es dort einen Mann gäbe, der alle deutschen Schiffe erwartete und seine reisenden Landsleute »verarztete«, so klang das zwar verrückt, aber eben hundertprozentig verrückt. Und dann suchte man in Kopenhagen, bis man Walter Hammer gefunden hat.

Und dann kehrt man zurück, beladen mit verbotenen Schriften und Büchern und einer Extrafracht politischen Witzes. Und da man siebzehn Jahre jung und herzlich unerfahren ist, wird man in Lübeck beurlaubt mit sämtlichen Büchern verhaftet.

Es ging noch einmal gut. Die ganze Gruppe kam durch. Nur einer nicht. Der wurde nach einer kurzen Inhaft in der Jugendherberge von Flensburg verhaftet und blieb über zwei Jahre in »Schutzhaft« und ähnlichen Einrichtungen.

Dort hätte er sich noch verrückter verkommen können: Die Zellengenossen von der kriminellen Braudur behaupteten es jeden-

heraufzufen und es sehr bald auf eine Auflage von 60 000 Exemplaren brachte. Im Laufe des Ersten Weltkrieges wurde Hans Paasche mehr und mehr zu einem Antimilitaristen strengster Observanz. Pfingsten 1920 wurde er als einer der ersten »Auf der Flucht erschossen«. Ein Jahr darauf bekam im Anschluß an die Paasche-Gedächtnisfeier der Jugendbewegung die Baugilde der Jugendburg Ludwigstein zu seinen Ehren den Namen »Hans-Paasche-Linden«.

Ernst Bergel

Ostern 1920 eröffnete die *Schlesische Jungmannschaft* unter Führung von Hans Dehmel ihr Grenzschulheim *Boberhaus* (Leubenberg in Schlesien) als eine Stätte der Selbsterziehung. Hier sollte schlesische Jugend dazu beitragen, veraltete Ordnungen, Schranken und Grenzen zu überwinden.

Von den ersten Träumen bis zur Verwirklichung war es ein weiter Weg; vieles wurde geprüft und wieder verworfen, manches aber auch für gut befunden. So wurde beispielsweise bei 1923 die Begegnung mit der *Deutschen Schule für Volkserziehung und Erwoachsenbildung* und ihrem Leiter, Dr. von Eulberg, bestimmend für den Charakter des Hauses als Volkshochschulheim. Im gleichen Jahre fanden die Studenten der Schlesischen Jungmannschaft, die in der *Akademiellen Freiwirtschaft Breslau* zusammengeschlossen waren, in Professor Eugen Rosenstock-Huassy einen Lehrer mit faszinierenden geistigen Perspektiven und von außergewöhnlicher Heredschaft, die nicht ganz alltäglichen, durchaus konkreten, wenn auch noch keineswegs abgeklärten Vorstel-

Doch hätte er sich noch verrückter vorzukommen können: Die Zellengemässer von der krankeilen Branche behaupteten es jedenfalls, und auch der Siegesmarsch der Blitz-Kriegs-Soldaten schien es zu bestätigen.

Aber gerade hier geben viele Begegnungen neuen Mut — und wuchs die innere Sicherheit, je mehr die äußere wackelte.

Hat der Kladderadatsch des tausendjährigen Reiches uns eigentlich nicht gelehrt? Man möchte es bezweifeln, Hexenjagd und Säbelrasseln sind wieder normal, Menschenliebe und Friedenswille scheinen wieder zu den Verrücktheiten zu gehören.

Macht nichts. Man hat durchgestanden, manchmal in den Knieen, manchmal aufrecht. Größte Freude: Zu wissen, daß der Mann aus Kopenhagen, der Hammer, der wie das Gewissen in unserer Brust schlägt, auch durchgestanden hat.

Kann er sich zu seinem 70. Geburtstag etwas Besseres wünschen, als daß auch hinterhin der Prozentsatz Verrückter erhalten bleibt und wie das »Salz der Erde« in der Suppe der Jüngenden und Sängenden wirkt?

Alt Kaiser, Rotterdam.

Hans Paasche.

Sohn des nationalliberalen Reichstagsabgeordneten, des Reichstagsvizepräsidenten Dr. Hermann Paasche, hatte sich beim ostindianischen Aufstand 1905 als Führer der Rukhi-Expedition einen Namen gemacht. Aber der Kapitäneleutnant a. D. Hans Paasche war sehr bald mit heftigem und stündig sich steigendem Protest von den Bahnen seines Vaters ab. Im Jahre 1912 schloß er sich mit Dr. Hermann M. Popert zusammen zur Herausgabe des »Vortrupp«. Man nannte ihn bald den »Stützen des Freideutschtums«; die aufblühende Jugendbewegung verdankt ihm eine ihrer klassischen Veröffentlichungen, jene neun figürten Negebüchel, die unter dem Titel »Lanzetta Mukana« immer wieder Lach- und Begeisterungstürme

anbergsührlicher Bereitschaft, die nicht ganz allfälliger, durchaus konkreten, wenn auch noch keineswegs abgeklärten Vorstellungen von einem Neubeginnen in Schlesien mit zu durchdenken. So entstand eine *soziologische Arbeitsgemeinschaft der Akademischen Freunde*, die im Studienkeller der Rosenstousschen Wohnung in Breslau-Schlesien zusammentrat.

In dieser Zeit stieß auch *Carl Dietrich von Trüben*, vom Deutschen Pfadfinderband herkommend, zur schlesischen Jungmannschaft. Durch ihn, der aus Schwidnitz stammte, kam die Verbindung mit seinem Vetter, dem damals zwanzigjährigen *Grafen Helmut James von Moltke* aus Kriesau bei Schwidnitz zustande. Das war 1927, als man sich ansuchte, eine neue Form der Selbsterziehung junger Menschen, das *Arbeitslager* (wie es in der Deutschen Freiwache von *Ernst Busch*, *Georg Götsch*, *Hans Dehmel* und *Rolf Gardiner* entwickelt worden war) für die Volksbildungsarbeit nutzbar zu machen, und zwar im Zusammenhang mit besonderen schlesischen Aufgaben. Helmut James Graf Moltke kannte — wie damals einer seiner Mitstudenten in einem Brief schrieb — vom Kaiser an und von Hindenburg sämtliche Politiker Europas bis zu Loebe und Loudon; er ist ungeheuer klug und weitgewandt, tüchtig und wirklich imponierend; aber war seine menschliche Haltung, die sich zeigte in seinen Gedanken und Überlegungen zu Lage im Waldenburg-Neuroder-Kohlen- und Industrieviertel, in seiner Kenntnis der sozialen Bedingungen und Nöte dieses Gebietes und in seinen Vor schlägen zu einer durchgreifenden Hilfe. Aus dieser Initiative *Graf Helmut Moltkes* ging die »*Arbeitsgemeinschaft für die Waldenburger Freiwache*« hervor, die auf einer von ihm und der schlesischen Jungmannschaft veranlaßten und von *Professor Baensch-Hnessy* geleiteten Freizeitsitzung vom 27. bis 30. Oktober 1927 im Bobarbau stattfand. Beteiligt waren Industrielle Grundbesitzer, Pfarrer,

Institut für Geschichte

78

ED-10619

96

Sozialbeamte, Universitätsprofessoren und Studenten, Regierungs- und Kommunalbeamte, Gewerk- und Geschäftsschreiner und Lehrer. Das durch Klodire des Reiches eingeleitete Sanierungswerk sollte mit Hilfe dieser Arbeitsgemeinschaft ergänzt und in gesund wirtschaftliche und soziale, von industriepädagogischen Gesichtspunkten bestimmte Bahnen gelenkt werden.

Die *Scientifische Arbeiterjugend*, die *Deutsche Freischule*, die *Schlesische Jungmannschaft*, dazu nebst der Landjugend auch noch verschiedene studentische Gruppen, strömten sich, vom 14. März bis 1. April 1928 im Volkshochschulheim Bohrerhau ein erstes Arbeitslager für Arbeiter, Bauern und Studenten durchzuführen. Im ersten Aufruf der Schlesischen Jungmannschaft vom 20. Januar 1928 hatte es geheißen: »Drei Jahre Arbeitslager der Bünde brachten die Erfahrung, daß wir in dieser Zweizeit geisteschwingter körperlicher Arbeit und arbeitgeberlicher Aussprache den Fragen und Anforderungen unseres Lebens am besten begegnen können. In diesem Lager werden wir im Zusammenleben mit Arbeiterjugend und Jungbauern über Lebensformen in der heutigen Wirtschaftsordnung sprechen. Das Ergebnis unserer Gespräche wird Richtlinie sein für die Vereine, im Landshuter, Waldenburger und Neander Revier *„Industriervolk“* zu formen.«

Dieses Arbeitslager wurde von der *„Leuzenburger Arbeitsgemeinschaft für das Waldenburger Revier“*, von der *„Deutschen Schule für Volkshochschule“*

220 000 Exemplaren erreicht und erlobte auch holländische, Lundsche, schwedische und dänische, norwegische Ausgaben. In der deutschen Jugendbewegung sollte der *„Harring“* eine anschlagergebende Rolle spielen. Sie wäre bestimmt nicht so stark in die Breite gegangen, wenn Poperts Buch ihr nicht einen erstaunlichen Auftrieb gegeben hätte. In fast allen Ortsgruppen wanderten mehrere Hände dieses Buches rund, lasen und beschwangen die Herzen der jungen Generation. 1912 gab Dr. Popert zusammen mit Heas Passche eine Halbmonatsschrift unter dem Titel *„Der Vortrupp“* heraus, die bis 1921 erschienen ist, zuletzt mit einer Beilage *„Der Hohe Meißner“*, mit demn Hansklud Walter Hammer befasst worden war.

„Die weiße Rose“
Aus Inge Schalls Buch dieses Titels (Verlag der Frankfurter Hefte) sei folgendes zitiert:

»Aber daneben gab es noch etwas anderes für Hans und seinen jüngsten Bruder Werner, das in diesen Jahren zwischen vierzehn und sechzehn Jahren ihr Leben bestimmte und es mit einem unbeschreiblichen Elan erfüllte. Das war die *„Jungenschaft“*, eine kleine Gruppe von Freunden. Die *„Jungenschaft“* gab es in verschiedenen Städten in Deutschland, vor allem dort, wo sich auch kulturelles Leben regte. Sie waren letzte Reste der zersprengten Händelischen Jugend und eigentlich schon längst von der Castrope verboten. Sie hatten ihren eigenen, sehr ausdrucksvollen Stil, der aus den Jungen selbst gewachsen war. Sie erkannten sich an der

Institut für
Vergleichende
Geschichte

der *„Lauenburger Arbeitsgemein-
schaft für das Waldenburger Re-
vier“*, von der *„Deutschen Schule
für Volkserziehung und Erwach-
senenbildung“* und von der *„Schle-
sischen Jungmannschaft“* getragen.
Die Leitung lag in den Händen
von *Hans Dehnke, Georg Gähde,
Adolf Reichwein* und *Professors
Rosenstock-Huysen*. Damit war
Adolf Reichwein in den Kreis die-
ses neuen Beginns einbezogen.
Er, der erst vor kurzem eine Stu-
dentreise um die Erde unternom-
men und als Ergebnis eine Ar-
beit über die *„Hauptkräfte der
Erde“* veröffentlichte, stand
als Leiter des Zetzelwerks-Jena vor
Austalern ähnlich denen des Bo-
hemiens. Zwischen beiden Hei-
men kam es zu enger Zusam-
menarbeit, so auch zu der ge-
meinsamen Südostfahrt von An-
halten aus Jena und von Stral-
denau des Schleischen Jung-
mannschaft, (Sommer 1929).

In vier Gruppen wurden die
Weiten Südeuropas durch-
streift und ihre sozialen und na-
turalen Probleme eingehend stu-
diert und abschließend die Wei-
drücke und Erkenntnisse in
einem gemeinsamen Lager am
Schwarzen Meer und auf einer
langen Namnifahrt unge-
wertet. *Adolf Reichwein* wollte
mit seinem jungstwerbeneu
Sprachzeug abwesend die
einzelnen Fahrtengruppen in den
Flächen Bestrebens der Fuß-
und des Balans aufbauen, was
ihm jedoch aus dienstlichen Grün-
den nicht möglich war. Als aber
die 10 Mann starke Gruppe am
Luzie ihrer großen Fahrt in Ve-
netie den Dampfer verließ, stand
Adolf Reichwein freudestrahlend
am Kai; in einem klühen Nou-
stop-Flug hatte er mit seiner klei-
nen Sportmaschine den Sprung
über die Alpen gewagt.
Dr. Hermann M. Peuser,
der als Lautsprecher in Hamburg
wirkte, schrieb zu Anfang unseres
Jahrhunderts eine Geschichte aus
unserer Zeit, den *„Helene Har-
tinga“*. Namens des Dittschunders
hat *Ferdinand Arenarius*, der
Herausgeber des „Kunstwart“,
dieses Buch für deutsche Völk-
er bei *Alexander Köhler* in Dresden
veröffentlichen lassen. Der *„Haringa“*
ist mittlerweile eine Anlage von

... werden, die miten ihren eigen-
nen, sehr eindrucksvollen Stil, der
aus der Jugend selbst gewachsen
war. Sie erkannten sich an der
Art, wie sie sich kleideten, sie
kannten sich an ihrem Liedern, an
ihrer Sprache. Ich weiß nicht,
ob man eine solche Sache über-
haupt beschreiben kann. Man muß
sie erlebt haben. Für diese jun-
gen war das Leben ein großes,
heiliches Abenteuer, eine Gespe-
dition in eine unbekannte, ver-
lockende Welt. Die Gruppe ging
über Wochenende auf Fahrt und
reflegte auch bei grimmiger Kälte,
in einer Kiste zu wohnen, einem
Zelt nach dem Muster der Lapp-
pen im hohen Norden. Wenn sie
um das Feuer saßen, lasen sie
einander vor, oder sie sangen und
begleiteten ihren Chor mit der
Klango, dem Banjo und der Ba-
leleka. Sie sammelten die Lieder
aller Völker und dichteteten und
komponierten ihre eigenen feier-
lichen Gesänge und lustigen
Schlager dazu. Sie wählten und
fotografierten, sie zeichneten und
dichteten, und daraus entstanden
ihre herrlichen Faltenbücher...
Sie striegen im Winter auf die ab-
gelegensten Alben und machten
die vorwiegendsten Schaufahrten,
... sie trugen Räder mit sich
herum, die ihnen wichtig waren,
in denen sie eine neue Dimension
der Welt und vielleicht in sich
selbst entdeckten. Sie waren
ernst und verschwiegen, sie hal-
ten ihren eigenen Humor und
ganze Eimer voll Witz und Skep-
sis und Spott. Sie konnten wild
und ausgelassen durch die Wälder
jagen, sie wälzten sich am frü-
hen Morgen in eiskalte Flüsse;
sie konnten stundenlang auf dem
Bauch liegen, um Wäld oder Vö-
gel zu beobachten. Sie saßen ge-
nau-o still und mit angehaltenem
Atem in Konzerten, um die Mu-
sik zu entdecken. Man sah sie
im Kino, wenn einmal ein schöner
Film auftauchte, oder im Theater,
wenn ein Stück die Gemüter be-
wegte. Sie gingen auf Zehenspü-
ren in den Museen umher; sie
waren mit dem Mästar und sei-
nen vorzüglichen Schönheiten so
vertraut wie wenige in der Stadt,
weil sie es sich in halbbräun-
licher Kälte erklettert hatten.
Sie hatten in besonderer Weise
die roten und blauen Pferde von
Ernst Marx, die glühenden Korn-
felder und Suren von *van Gogh*
und die exotische Welt bei *Cou-*

Institut für Zeitgeschichte

79

ED-10619-97

gute. Mit all dem ist eigentlich gar nichts Präzises gesagt. Vielleicht soll man auch nicht viel sagen, weil sie selbst so verschwiegen waren und still hineinwachsen in das Erwachsenenalter, in das Leben ...

Plötzlich lief eine Verfallungswelle durch ganz Deutschland und zerstörte diese letzten, echten Reste einer großen, zu Beginn unseres Jahrhunderts mit herrlicher Erwartung und tiefem Fluß aufgetauchten Jugendbewegung. Für viele dieser jungen wurde das Gelängnis eine der großen undurchhörbaren Einschütterungen für die künftigen Erschütterungen ihrer Jugend ...

Christian Schneehagen

Um die Vorbereitung des Freideutschen Jugendtages auf dem Hohen Meißner hat sich ein Mitglied der Münchener Freideutschen besonders verdient gemacht, der Pädagoge Christian Schneehagen aus Borsighausen, der im Frühjahr 1913 als Pionieraufmarsch im Westen fallen mußte. Im Nachruf auf ihn schrieb Friedel Schütz in der »Freideutschen Jugend«: *Christian Schneehagens Arbeit danken wir den Meißner-Tagen*. Schneehagen war es, der 1913, gleich auch dem Meißner-Tage, das Buch »Freideutscher Jugendtag« in Hamburg entstehen ließ, wovon auch die Festreden von *Couffrad Fraub, Karl Ahlborn, Gustav Wyncken und Ferdinand Aronimus* abgedruckt stehen.

Der Chronist der Freideutschen Jugendbewegung, Autor eines vielgelesenen und aufschlußreichen Buches über die Jugendbewegung,

schrieb mir aus: allein diese Flugblätter bieten doch so viel Material!

Schon am 4. November 1914 schrieb Christel Schneehagen in einem anderen Brief: »Jedenfalls ist der Krieg eine Schande der Kulturmenslichkeit.« Am 27. Dezember 1914 machte er folgende Bemerkung: »Ich darf sagen, daß ich erst hier ein richtiger Alkoholfeind geworden bin. Diese verfluchten Alkohol-Lichtgötter!«

Und am 8. Februar 1915 konnte man in einem Brief an Professor Messer lesen: »Ich würde man lachen über die dumme Weisheit, der Krieg bessert die Menschheit!«

Von ähnlichen Sorgen waren auch vielen Tausend Wäldervogel-Feldsoldaten des Ersten Weltkrieges erfüllt, die nicht heimkehren sollten und denen zu Ehren die Jugendburg Ludwigstein als Mahmal und Gedenkstätte geweiht ist. An Christel Schneehagen und ihren allen verständigen sich die Nachfahren, wenn sie sich im Bereich der Jugendburg Ludwigstein nicht streng gegen Schlußsatz des Meißner-Gelöbnisses: »Alle Veranstaltungen der Freideutschen Jugend sind alkoholfrei und nikotinfrei verpflichtet fühlen. Wer sich diesem Lebensstil der Jugendbewegung nicht anpassen kann, hat auf der Jugendburg Ludwigstein nichts zu suchen.

Theo Hesper

ein treuer Leser und Mitarbeiter von Walter Huanars Zeitschriften — das Bild stammt aus einem Heft vom Jahre 1923, als Theo

80

ED-10619 - 98

menschenbatts-Kreis in Amsterdam wollte auch noch der Plad- fuder Werner Wuhlers aus Ham- burg sein Leben lassen; er wurde am 8. Mai 1911 im Zuchthaus Brandenburg erhängt.

Es ist unmöglich, die Tackel der Wahrheit durch das Gedränge zu tragen, ohne hier einen Bart weidlich ein Kopfschmerz zu versetzen, und verdächtige Ausdrücke von Sa- turen muß man immer erwarten, solange man die Gegenstände da- zu nicht aus dem Alten Testament nimmt.

Lichtenberg (1742—1783)

Zwei Prosentimmen aus des Sämanns

In diesen »Junge Menschen« ist in der Tat ein neuer Geist am Werke, und eine gewisse Bewunde- rung nötigt uns diese, uns bisher unbekannt Seite deutscher Gei- stes ab ...

Ich meine, daß wir auch als Schweizer ein Interesse daran haben, daß solche Zeitschriften erhalten bleiben. Hier ist das neue Deutschland, das wir alle mit Sehnsucht erwarten ...

Abzeichen des Vortrupp-Bundes

Im Jahre 1912 schlossen sich die Leser des »Hohent Haringen« und des von Dr. Kaval redigier- ten »Vortrupp« unter der Lei- tung von Franziskus Hübner zum Deutschen Vortrupp-Bund zusam- men, der sehr schnell wuchs und e- starke und schon bald über weit mehr als hundert Ortsgrup- pen verfügte. Beim ersten Vor- trupp-Tag, der 1914 in Leipzig stattfand, wurde wahrscheinlich zum ersten Male angeregt, ein- mal einen großen Jugendtag zu veranstalten. Da auch in anderen

den Arenen der Gladiatoren stan- den sie nun ohne Waffen, ohne Hoffnung, den Tieren preisgege- ben, die man auf sie losließ.

Und wie verhielten sich unge- sichts dessen die Dichter? — Deutsche Dichter hatten sich mit feurigem Pathos zur Wehr gesetzt, daß man dieses Heide den Rück- fall ins Mittelalter nannte. Ach, er ging viel weiter zurück, eintau- sendfünfhundert Jahre zurück und noch weiter, bis zu den Zeiten, in denen man die Kreuze aufstakete und die Schädelstätten baute. Einmal würden sie es alle wissen, auch die Dichter, was zu ihrer Zeit geschah, und auch sie würde man fragen, wie ihre Sprache ge- wesen sei, als der deutsche Mensch aus Kriegen geschlagen wurde.

Wie anders der schlichte Mann aus dem Saarland, der Verarbeit- ter Hans Becker: »Was gefehlt wurde, nahm er auf seine breiten Schultern, und seine Augen wach- ten über Johannes (Ernst Wie- cher) wie über einen Bruder. Au- ßer langsam, Johannes! sagte er mit seiner heiseren Stimme im Vorbeigehen. Laß die Zeit ... immer nur so, daß es nach Arbeit aussieht ... du bist viel zu schade für diese Schweine! — Gute, und Braver, was hat Johannes dir viel mehr geben können als ihm und wieder ein paar Zigaretten und ein paar Verse für deine Frau zu ihrem Namenstag, um die du ihn batest? Aber in die goldene Tafel seines Lebens hat auch du aufgenommen, und nicht als der Geringste einen. Du wußtest nichts von Goethe oder Novalis

zum ersten Male ungenügt, ein
mal einen großen Jugendtag zu
veranstalten. Da auch in anderen
Bänden der Wunsch nach einer
Manifestation des gemeinsamen
Wollens der jungen Generation
rege geworden war, nahm dieser
Wunsch mit vereinten Kräften
auch schon bald Gestalt an. Vom
10. bis 12. Oktober 1918 traf man
sich zum *Volksdeutschen Jugendtag
auf dem Hohen Meißner*.

Der Totenwald

Aus Ernst Wiecherts Wochen-
wald-Buch einige Absätze. Der
Dichter trug den roten Winkel
des Polnischen und darunter seine
Zugangsmarken: 7180.

Was ihm in Radumwald be-
gegnete, mutete ihm an wie ein
Spuk: »Wie eine Vision aus einer
Hölle, an die kein Fiesel eines
der großen Meier, keine Nadel
eines der großen Häcker herau-
sreichte, weil keine menschliche
Phantasie und nicht einmal die
Träume eines Geistes an diese
Wirklichkeit heranzusetzen. Sie
ähnlichen nicht in Jahrhundern,
ja vielleicht niemals gehabt
hätte.«

Was des Dichters Schicksal hier
tut? — »Hier war das ganze
Volk vom Bettler bis zum Reichs-
tagsabgeordneten, vom narnisches
Gebirgen bis zum Fischerin,
Handwerker und Gefolgte, Ärzte,
Juristen und Pfaffen. Dort war die
Uniform, unter der sich nichts
verborg als das Gleichmaß der
Weltanschauung. Dort waren sieb-
zelnjährige Wachposten, Knechte
nach äußerer und innerer Bildung
und Haltung, vor denen der Ad-
lige der Gehm oder des Geistes
mit der Mütze in der Hand zu
stehen hatte. Dort waren Block-
führer, deren Sprache und Gebär-
den die von Zuhörern waren.
Dort war ein Lagerführer, der
Schützengeselle gewesen war und
der im Dickicht mit der Peitsche
durch die Bunker ging. ... Nichts
galt, was gewesen war, keine Lei-
stung, keine Güte, nicht Arbeit
und Mühe eines ganzen Lebens.
Nur das Gegenwärtige galt. Das
Bekenntnis zum Cäsar, der Knir-
sal vor dem Cäsaren, die blinde
Wiederholung der Phrase, die fal-
sche Pathetik der Halbblinder, der
Schrei des Demagogen, Massen-
instinkte, Massenfrennen und
lastet Brut und Seele, und in

... *... bei seines Lebens mit auch du
aufgenommen, und nicht als der
Geringsten aber. Du wußtest
nichts von Goethe oder Mozart.
Du glaubtest an keinen Gott und
warst ein Hochverräter, aber wenn
ein Gericht sein wird, von dem
die Richter sagen, werden die
Richter aufstehen und dich anzu-
vor dir, weil du vieler Menschen
Kreuz auf dich genommen hast.
Und wenn Johannes verzweifeln
wollte oder will an seinem Volk,
so braucht er nur denken und die-
nen gleichen zu gedanken. Nicht
der Größe des Rechtes oder der
Wissenschaft, nicht des Ziels oder
der Antwort, nicht der Dichter
oder Redner. *Sondern allein des
einfachen Mannes, der so ist, wie
du warst. Wie Josef war, wie
Thaurer waren, die dort sehr
Leben stützten und hielten. Ihr
Leben stützten unter Milio-
nen von Feigen, ihr ungt euer
Schicksal drei und vier und fünf
Jahre lang, und ihr hattet noch
Kraft genug, um denen die Hand
zu reichen, die am Abgrund stan-
den.«**

Und so die Rückschau des Dicht-
ers: »Seine Wunder vernichten,
aber was hier gewesen war, ver-
darbte nicht. Es wurde keine Haut
darüber wachsen, der Zeit oder
der Vergesslichkeit, oder der wach-
senden Gleichgültigkeit. Sie wür-
den immer offenbleiben, und
jede Falte des Tages oder der
Nacht würde sie scheuern und
schmerzen. Denn was hier gesche-
hen war, war nicht zwischen Män-
nern geschehen wie im Kriege. Es
war nicht einmal zwischen Herren
und Knechten geschehen, sondern
eben zwischen Henken und Op-
fern. Es war nicht mit dem An-
stand von Kämpfen geschehen,
denn hier gab es keine Kämpfe
den. Es gab nur die Rache von
Emporkömmlingen und die Re-
heit von Schlächtern. Das Volk
war wie durch ein Sieb gefallen,
und die Spinn hatte die Herr-
schaft über den Weizen gewon-
nen.«

Und so klingt des Nachwort
von Ernst Wiecherts »Totenwalds
aus:

*den Toten zum Gedächtnis,
den Lebenden zur Selbste,
den Kommenden zur Mahnung.«*

Institut für
deutsche
Literatur-
geschichte

Paul Klöke

Walter Hammer begeht seinen 70. Geburtstag. Diese Nachricht wird wohl alle, die ihn je begegnet durften, mit Verwunderung aufhorchen lassen. Steht doch sein Bild lebendig vor uns, im Gespräch voller Entwürfe und Pläne, an einer eigenen Arbeit sitzend und auch andere anregend.

So schafft Walter Hammer unermüdet an der selbstgesetzten Lebensaufgabe, obwohl ihn das Schicksal wahrhaftig nicht mild angepackt hat. Zuerst die Verfolgungen, der Zuchthausstrafe der braunen Diktatur, die dem schriftstellerischen Schicksal für die junge Generation und die Ideale vom Hohen Meißner ein Ende setzten und an denen er nach jetzt mit seiner labilen Gesundheit zu tragen hat. Dann, kaum aus dem Zuchthaus befreit und noch unter aller äußeren Mühsal der letzten Nachkriegszeit, die Arbeit an der Feststellung aller Opfer dieses Terrors und ihrer Leiden, die Anlage einer Stätte zu ihrem Gedächtnis, gerade am Ort dieser Leiden, mit kostbaren, einzigartigen Sammlungen.

Als ein neuentstehendes Diktaturregime dort den Kämpfer für Freiheit und Recht erneut bedroht, Walter Hammer zwingt, dieses Lebenswerk zu verlassen, da beginnt er in Hamburg mit ungebrochenem Mut einen neuen Aufbau. Von dessen Erfolg zeugen schon äußerlich die wohlgefüllten Regale des »Archiv Walter Hammers«, aus denen er selbst immer wieder Mitteilung gibt und auch andere gleichgerichtete Forschung großzügig schöpfen läßt.

So kann er jetzt schon, allen Schlägen einer stummen Macht von Diktatoren zum Trotz, die Gewißheit haben, daß seine Tätigkeit zum Gedächtnis des deutschen Widerstandes und aller seiner Opfer nicht vergebens ist.

Das Institut für Zeitgeschichte grüßt den jungen Jubilar Walter Hammer zu seinem 70. Geburtstag und wünscht ihm noch viele Jahre des Aufbaus und der Anschöpfung seines Archivs.

Paul Klöke

Max Zetck

Es ist so schwer zu sagen, was Walter Hammer im einzelnen zur Prägung der Zeit und zur Entwicklung einer jungen Generation beigetragen hat. Walter Hammer war Symbol und Signal, war Losung und Mahnung.

Es ist ja so, daß Walter Hammer nicht in Anspruch genommen werden konnte für eine bestimmt gezeichnete Richtung der Jugendbewegung, er stand über all dem, was sich im einzelnen mühte, er war so etwas wie der Kern, in dem eine Entwicklung befruchtet war und von dem aus sie lebendig und mit wurde. Wer sich bekennen wollte zum Aufbruch und Anbruch der jungen Welt, der tat es im Namen Walter Hammers. Er war Bekenntnis, und keine ernstliche Richtung wies die Richtung auf ihn ab.

Ich kann mir nicht denken, daß ihm, dieser lichten Persönlichkeit, einer Feind war, aber ich weiß, daß ihn echte Verehrung trug. Wir können nur danken und uns weiter zu dieser Verehrung bekennen.

Max Zetck

Erich Lüth

Meine erste Begegnung mit Walter Hammer vollzog sich im Jahre 1921 im »Freideutschen Haus« in der Jomsburger 54. Durch einige andere »Rebellens« hatte ich erfahren, daß Kaud Ahlborn und Walter Hammer eine neue Zeitschrift für junge Menschen, eine Zeitschrift dieses Namens sogar, herauszugeben beabsichtigten, und da ich mit meinen eigenen »Stimmen der Jugend«, einer völlig unausgegorenen Schülerzeitschrift, soeben den ersten Bankrott meines Lebens erfahren hatte, bedurfte ich schon der Anlehnung und einer Wiederaufrichtung durch ältere Freunde. Doch diese Freunde waren für mich zunächst noch große Unbekannte, ihr Hauptquartier war das »Freideutsche Haus«, ein verwohntes, dreistöckiges Gebäude, deren Normalzimmer etwa die Größe einer Schulkasse besaßen.

Im dritten Stock traf ich die beiden Gesuchten in einem armseligen Verschlag an. Sie befanden sich in einem leidenschaftlichen Streitgespräch über die in Kleinform herausgebrachte Werbenummer. Der eine verteidigte mit Eifer einen Zeitschriftenrat, der die jungen Akademiker ansprechen sollte; der andere wollte keine Beschränkung auf einen exklusiven Kreis, sondern die Breitenwirkung auf junge Menschen aller Gruppen, Bünde und Schichten. Es war Walter Hammer, der mit dieser These seines Freund Kaud Ahlborn in die Tage trieb: »Mit einem Blättchen dieser Art«, so argumentierte Hammer, »erleben wir einen stillen Reinfall!«.

Man wird verstehen, daß ich zunächst ein wenig verschüchtert war, denn bei einem solchen Krach unter Herausgehern und Bedrückten schien ich selber mir völlig fehl am Ort. Nichts kennzeichnet jedoch den freideutschen Geist dieses Hauses wirksamer als die schlichte Tatsache, daß meine Jugendlichkeit, eben meine kaum neunzehn Jahre, völlig ausreichte, um mich als Teilnehmer an diesem Gespräch zu legitimieren.

81

ED-10619-99

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

ED-10619-100

in die Rolle des Schreibrichters zu drängen. Als verkrachter Främling, dem die Hochschule vorerst verschlossen bleiben würde, ergriff ich weniger aus Überlegung als aus dem Gefühl heraus die Partei dessen, der die Attitüde des Volltribunen hatte und weniger reflektorisch als vielmehr aggressiv zu wirken versprach. Das war Walter Hammer!

Er war der Typus des kämpfenden Journalisten, des zornigen Pamphletisten, des Reformators, der nicht in die Einsamkeit gehen, sondern unter das Volk sich mischen wollte. Er nahm auch das Wort von der Jugendbewegung wörtlich und schien ein Fahrenträger des Humanismus zu sein, der an die Überzeugungskraft des eisernen mitreißenden Beispiels glaubte. Und eben darum, weil er als ein Moralist diesen Glauben besaß, eine ganze Generation, die er durch die bitteren Erfahrungen des ersten Weltkrieges geflütert meinte, in sich und seine Ideale gewinnen zu können, schloß ich mich ihm in der Hoffnung an, daß ein einfacher Generationswechsel ausreichen würde, um das von den Intimern des wilhelminischen Reiches befreite deutsche Volk zu wandeln.

Knud Ahlborn, der die Philosophen des Fernen Ostens zu zitieren liebte, war ohne Frage der Verträumtere von beiden, meditativer als der Polemiker Hammer, der zur Entfaltung seiner Ideenwelt den Gegner brauchte, um ihn im geistigen Floretkampf zu bezwingen. Und doch bildeten die beiden Freunde Knud und Walter eine gute Mischung. In eben jener Stunde aber hatte es sich entschieden, daß Hammons Konzeption die »Junge Menschen« prägen sollte. Für mich fiel damit gleichzeitig die Entscheidung: Ich würde Journalist und liegen in der Redaktion der »Junge Menschen« als Volontär.

Ein Dachsitzchen des »Freideutschen Hauses« wurde mir als Domicil angewiesen, und bald lebte und fügte ich mich in die Wohngemeinschaft des Hauses ein, das »eine Stätte neuer Lebensform aus dem Geiste der Jugendbewegung vom Hohen Meißner« werden sollte. Ein städtisches Gegenstück übrigens zum freideutschen Jugendlager in Klappholtal auf Sylt.

Beide Institutionen nahmen im Rückblick heute für mich Wesenszüge der beiden Männer an, die zumindest für entscheidende Jahre den Geist des Jugendlagers und den des Hauses in der Johnsallee bestimmten. Klappholtal wurde und blieb ein Refugium, ein Ort der Besinnung, für die es zuträglicher war, sich zu isolieren. Walter Hammer aber, dessen Redaktion und dessen Verlagsbüro in der Johnsallee dominierten, warf sich mit allen seinen Mitarbeitern in das Getümmel des Zeitgeschehens. Und tatsächlich gelang es ihm, die »Junge Menschen« zum Sprechrohr einer Elite von Zehntausenden jugendlicher Leser auszubauen und die Fundamente durch Angliederung einer zweiten Zeitschrift, der »Junge Gemeinden«, noch wesentlich zu verbreitern. Es fehlte vielleicht nicht gar so viel, und der Kampf um eine gesündere öffentliche Meinungsbildung in der Weimarer Republik wäre gewonnen worden, denn, obgleich Walter Hammer sich für keine Partei entschied, wirkten die »Junge Menschen« und die »Junge Gemeinden« doch tatsächlich entscheidend auf den Nachwuchs der bürgerlichen und der sozialdemokratischen Linken ein.

Wenn die Begründer des »Freideutschen Hauses« lediglich die Hoffnung hatten, eine neue Lebensform durch Schaffung einer Lebens- oder Werkgemeinschaft zu bilden, so schlug diese Hoffnung fehl. Es gab im Hause an der Johnsallee zwar eine »Freideutsche Bücherstube«, in der alles Schrifttum über den Wandervogel und die immer stärker in die Breite wachsende Jugendbewegung feilgeboten wurde, vom »Zupfgeigehaus« über die Schiller-Jüdis bis zur Geschichte des Wandervogels von Hans Blüher. Man fand die großartige Niederlags-Reihe der Märchen aller Völker, die Schriften von Hans Muth, die chinesischen Philosophen, die Prosagedichte des Rabindranath Tagore und die ein wenig bedämmtigen Bräutigamsgebüchlein des Darmstädter Philosophen Graf Keyserling, von dem wir mit bisigem Humor jenes Scherzwort verbreiteten: »Als Gottes Atem leiser ging, schuf er den Grafen Keyserling, während wir die dünne Substanz der Dichtung des Inders Tagore zum Anlaß nahmen, diese Humoriaden Modellartig als den neuen »Changshafer« zu inszenieren.

In der »Freideutschen Bücherstube«, die übrigens ganz selbständig neben dem »Verlag Junge Menschen« existierte, gab es Lese- und Liederbücher. Zeitweilig wurde die Bücherstube zu einem Mittelpunkt des literarischen Gesprächs junger Menschen in Harzburg. Eine gewisse Betriebsamkeit war schon vorhanden, wenn das Unternehmen seinen Besitzer, Adlis Kröppelin, erwähnen sollte, und die Bücher und Noten allein schaffen es wohl nicht ganz. Es wurden dazu Broschen, Drechslerwaren, darunter Leuchter aus der Werkstatt des unväterlichen Muck-Lamberty, verkauft, wobei die Leuchter ohne Frage von einer besseren Qualität gewesen sind als der fragwürdige Rattenfänger und Abenteuerer Muck-Lamberty selber. Sehr viel fragwürdiger noch erscheinen mir heute die an die Zeiten Hermanns des Cheruskers erinnernden Messing-Straußfäden, die

Institut für Deutsche Sprache - Archiv

ED-10619-10A

Aus dem Almanach der schlesischen
Wunderkinder
J.M. 1895, Heft 2
Junge Menschen, 1922, Heft 5/10.
Der Fackelreiter, Februar 1926.
Der Fackelreiter, Januar 1928.
Der Fackelreiter, Juni 1928.
Junge Menschen, V. Jahrgang, Heft 7.

83

ED-10619-102

Jedemfalls klafften sehr bald krasse Gegensätze zwischen dem humanistischen Avantgardismus der Hammerscher »Junge Menschen« und dieser pseudo-ästhetischen Rückwärtsorientierung.

Noch neigten ganze Gruppen der Jugendbewegung zur Großstadtfucht, zur Abkehr von den technischen Phänomenen (Kinostürme), statt sich den schöpferischen Aufgaben, die auch die Großstadt stellt, beherzt zuzuwenden und Einfluß auf die überdimensionalen Möglichkeiten der Großstadtkultur zu nehmen.

Auch an der Klappholttaler Gründung mochten in diesem Sinne »Flucht-motives« mitgewirkt haben, wenn auch in der Hoffnung auf eine Neuorientierung auf das »Wesentliche«. Die übrigen Einwohner des »Freideutschen Hauses«, das zu allem übrigen auch noch einer Jugendherberge mit Militärbetten und Strohsäcken Raum gewährte, waren Sonderlinge oder Zufallsmieter, die ebensogut sich in andere Mietshäuser einordnen hätten. Sie waren sicherlich einmal Wandervögel oder Freideutsche gewesen, doch konnte man sie kaum als die Träger einer neuen Lebensgemeinschaft ansprechen. Das eigentliche Energiezentrum waren und blieben die »Junge Menschen« mit Walter Hammer an der Spitze, und es war gut und recht, daß zeitweilig auch Angestellte des Verlags in diesem Hause wohnten.

Auch an verkrachten Existenzen fehlte es nicht ganz. Es gab unter jüngeren Einwohnern »Unordnung und frühes Leid«, das den hiervon betroffenen jungen Menschen leider von keinem Erwachsenen abgenommen werden konnte. So steht dieses Haus mit seinen häßlichen Korridoren, seinen groben Holzfußböden, seinen schmucklosen Zimmern, seiner spartanisch armen Jugendherberge, dem primitiven Gaskocher als ein Experiment in einem Raum, dessen Luft verdünnt war. Seine zusammengewürfelte Einwohnerschaft setzte sich aus jungen Menschen zusammen, die sich in den chaotischen Jahren nach dem Ersten Weltkrieg entwurzelt fühlten und hier eine Heimat zu finden hofften.

Gesund und stark war nur das Unternehmen der »Junge Menschen«, deren Wachstum später zur Grün-

Institut

Geschichte - Archiv

schon Jahren nach dem Ersten Weltkrieg enturzelt
fühlten und hier eine Heimat zu finden hofften.

Gesund und stark war nur das Unternehmen der
»Junge Menschen«, deren Wachstum später zur Grün-
dung des »Fackelreiter-Verlages« führte, für den die
verfügbaren Räume des »Freideutschen Hauses« bald
zu eng wurden, so daß Walter Hammer im Sommer
1922 auszog, um zunächst im Teutoburger Wald (Wer-
thar), dann in Bergedorf und später in Berlin ange-
messene Unterkommen zu finden. Die Tatsache des
Versuches eines »Freideutschen Hauses« ist immerhin
bemerkenswert genug, um als eine der vielen Sta-
tionen jugendlichen Suchens verzeichnet zu werden.

Friedr. Lüth

Hans Pausche

Die Kenntnis der natürlichen Lebensweise

Mir hat der Neger Lukanga die Kenntnis des Vege-
tarismus vermittelt. Als er sich die deutschen Sitten
ansah, fand er es gar nicht so selbstverständlich, daß
man Tiere tötet, in Stücke schneidet und aufißt. Da
wurde ich aufmerksam und sagte mir, vielleicht emp-
finden die Vegetarier die Einwände, die gegen den
Vegetarismus gesagt werden, gerade so als etwas Un-
richtiges, wie ich als Kenner der Alkoholfrage die Ein-
wände der Alkoholtrinker gegen die Abstinenz töricht
finde. Und so beschäftigte ich mich mit der Frage.

Und bald sah ich eine große Einheit, eine Überein-
stimmung alles dessen, was ich bisher erlebt hatte. Und
alle Erinnerungen paßten zu der Erkenntnis. Ich nenne
einige:

Als ich mich in Afrika wochenlang in der Wildnis
nur von Fleisch und Eiern wilder Vögel genährt hatte,
war ich sehr schwach und krank gewesen.

Als ich mit meiner Frau nach den Nilquellen wan-
derte, beobachtete ich bei ihr, die noch nie Alkohol
getrunken und sich so kindlichen Geschmack bewahrt
hatte, eine stämmische Vorliebe für alle Früchte der
Neger: Zuckermilch, Knollen, Nüsse, Negerkorn, aller-
lei Kerne; alles naschte sie roh und teilte es mit den
Wilden. Und wenn Europäer davon hörten, warnten
sie. So wie der Onkel Sanitätsrat, der das Gläschen
Rotwein gestattet, vor dem Sport warnt.

Die Physiologen, dem Volke leider meist so wenig
nützlich, wie ihr Name fremd klingt, scheinen ihren
Hörern zu verschweigen, daß es nicht nur Fleisch-
esser und Pflanzenesser, sondern daß es auch Frucht-
esser gibt. Dadurch hindern sie die Erkenntnis der
Wahrheit. Es gibt Gebisse und Verdauungseinrich-
tungen, die verschieden sind für die drei Arten der
Nahrung. Ein Gebiß aber für die Kost, die aus Fleisch-
stücken und Pflanzen in Kochtöpfen gemischt wird,
kennt die Natur nicht.

Wie leicht pflücke ich die Mandarine vom Baum,
breche sie mit den Fingern auf und führe mir zu, was
davon eßbar ist. Und wie ich den Korn mit Lippen,
Zähnen und Zunge herausfinde, weiß ich, daß niemand
sich ein geeigneteres Werkzeug dafür ersinnen könnte.
Was ich hier mit der Frucht makuu, kann ein Pferd
nicht, es ist ein Grasfresser, ein Hund mit seiner Ta-
schentuchzunge auch nicht, er ist Fleischfresser. Aber
Gorgo, der Polyphem, kann es, und Kasaku, mein
zrauer Papagei vom Kiwusee, kann's auch. Sie sind
Fruchlesser.

Und wie genau führen Zunge und Lippen eine Nulü.

84

ED-10619 - 103

einen Pflaumenkern zwischen die kräftigen Fekzähne und werfen hinaus, was nicht essbar ist. Das soll ein Zufall sein?

Versucht einmal, ein Kaninchen zu greifen und es wie eine Mandarine zu genießen! Speißübel wird euch dabei

Und ist es nicht auch ein Fingerzeig, daß rohes Fleisch uns noch gar nichts schmeckt, daß gekochtes nur schmeckt, wenn man Pflanzen hinzutut, daß es dann zwischen den Zähnen hängen bleibt, und daß uns Menschen Aas widerlich ist, während Fleischfresser es gerade lieben? Das Fleisch der Fische gar bedrückt unseren Gaumen noch auf der Schüssel mit spitzen Nadeln.

Nun erst die ethische Seite, die wirtschaftliche, die gesundheitliche.

Wer ein Wanderer ist, weiß, wie leicht Geschwür sich reinigen läßt an dem keine »Leichenteile und Leichensäfte« kleben, weiß, wie sauber das Haus und das Leben bei natürlicher Lebensweise werden.

Er braucht nicht erst in die Schlachthäuser zu gehen, um mit Appollonius auszurufen:

»Ich aber will leben wie Pythagoras!«
Gut Waldrieden, Ende April 1914.

Hans Paasche

Aus »Neue Dokumente des Vegetarismus« von Walter Hammer.

Herbert Fulenberg

Ich grüße die Jugend, die nicht mehr säuft,
Die Deutschland durchdenkt und Deutschland durchläuft,
Die frei heranwächst, nicht schwarz und nicht schief,
Weg mit den Schlägern, seid wirklich »aktiv«,
Das Mittelalter schlägt endlich tot!

Ein neuer Glaube tut allen not.

Bringt Humpen und Säbel zur Rumpelkammer,

Verjagt den Soff samt den Katzenjauner

Und laßt uns auch weifault und verphündert!

Und alles, was euch verraut und verpundert
Auf, werdet Menschen von unserem Jahrhundert!
Kaiserswerth, im Sommer 1913.

Herbert Eulenberg

«Touristenverarzt» in Kopenhagen

Über das Leben der deutschen Emigranten macht man sich auch heute noch ganz irrige Vorstellungen, weil von den im Ausland erschienenen Werken deutscher Autoren, in denen vielen sich das bittere Schicksal der Emigration spiegelte, nur wenige über die Grenzen gekommen oder in der alten Heimat mittlerweile nachgedruckt worden sind.

Wie noch je zuvor bei anderen Emigrationen, so gingen gut 90 % auch der deutschen Flüchtlinge recht bald im Wirtschaftsleben der Gastländer auf. Der Rest von knapp 10 %, die eigentlich Politischen, worauf es hier in unserem Betracht ankommt, hatte es draußen besonders schwer, war großen Entbehrungen und öfters Schikanen ausgesetzt, denn der mächtige Arm der Hitlertyrannie reichte weit über alle Grenzen hinweg und setzte auf diplomatischen Wege auch dem Wirken der deutschen Politiker und Publizisten in Auslande recht enge Grenzen. Mit Haß hat sie Hinder unflätig beschimpfen lassen; Göhrels schrie hinter den literarischen Emigranten her: »Ich werde sie in den letzten Winkel der Erde treiben, daß sie dort verrecken!«

Die derart Angepöbelten dachten aber gar nicht daran, sich bis in den letzten Winkel der Erde vertreiben zu lassen, vielmehr hielten sie sich zumeist in der Nähe der deutschen Grenze auf, wo sie den Pulsschlag der Heimat fühlen konnten und namentlich in der Reisezeit mancherlei Möglichkeiten hatten, sich über die Vorgänge im Hitlerreich und über die Stimmung der deutschen Bevölkerung unmittelbar zu unterrichten. Sie nutzten auch mit Eifer jede Möglichkeit der politischen Publizistik, auch wenn sie manche lähmende Enttäuschung erlebten und oft in ohnmächtiger Wut auf die Weltgeschichte blicken mußten, wenn etwa wieder einmal trotz aller eindringlichen Mahnungen, ja Beschwörungen, gutgläubige Staatsmänner aus allen Ecken der Welt die Höchststapelei der braunen Usurpatoren erlaubten, wenn sie dem »Führer« Glückwünsche zum Neuen Jahr schickten und Pakte mit ihm abschlossen. Oder wenn anständige Menschen aus dem Ausland in ihrer Arglosigkeit nach dem Besuch der Berliner Olympiade austreten, daß sie in Hitlers Reich alles in schönster Ordnung gefunden hätten, insbesondere wären die Zügefahrplanmäßig mit vorbildlicher Pünktlichkeit gefahren.

Derweile vergingen wir Emigranten draußen in Sorge um das Schicksal unserer geschändeten Heimat. Solange unser Vaterland in Sklavenfesseln lag und im Namen Deutschlands fortgesetzt ungeheuerliche Verbrechen geschähen, galt uns das Leben nicht als die Literatur. Selber hatte ich mich auf die »Touristenverarzt« spezialisiert. Wenn im Frühjahr Tag für Tag die Dampfer deutsche Touristen zu Hunderten und zu Tausenden nach Kopenhagen brachten, packte ich schon gegen vier oder fünf Uhr nachmittags meine Schreibmaschine mit allen Büchern, Briefen und Manuskripten fort, um als eine Art Missionar unter meinen Landsleuten zu wirken. Die — wie sich bald und immer wieder herausstellte — meist nur herauskamern,

85

ED-10619-104

um sich für ein paar Stunden noch einmal als freie Menschen zu fühlen und sich all den inzwischen entstandenen Schäden aus der Ferne anzusehen.

Und auch darüber kann heute ungeschont gesprochen werden: Die aus dem »Dritten Reich« zu Kongressen und Verhandlungen nach Kopenhagen Beordneten fanden in ihrem Hotels persönlich gehaltene und einigermaßen stilgerecht formulierte Briefe von mir vor, die bei aller Rücksicht an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig ließen. Solchen Sendungen lagen dann auch immer besonders angepaßte Flugblätter mannigfacher Art bei, darunter wahrhaft kleine Kabinettstücke einer gewinnenden Diplomatie, meistens aus hauchdünnem Bibeldruckpapier hergestellt und typographisch imponierend aufgemacht. In dieser Kunst war insbesondere Edo Firmen von der »International Transportarbeiter-Federation« groß, der von Amsterdam aus auch mich reichlich versorgte. Meine Sammlung solcher illegalen Drucksachen, weit über hundert Nummern stark, mußte leider in Flammen aufgehen, als die Hiltetruppen über Nacht auch noch Dänemark übertrasshend mit Krieg überzogen.

Üben von solchen illegalen Drucksachen aller, wohl 57 verschiedener Richtungen hatte ich stets die Taschen voll wenn ich mich nachmittags ins Gefühnel stürzte. Ich bombardierte (so hieß das in unserem Jargon) an der Längen Linie die Segeljachten damit, am Kongens Nytorf die deutschen PKW und bei der Islandsbrygge die durch Hakenkreuzfahrner gekennzeichneten Frachtdampfer. Und des Abends verurztete ich am Rathausplatz und im Tivoli mit leidenschaftlicher Hingabe, aber ohne peinlich wirkende Aufdringlichkeit die solchen Einfüsterungen leicht zugänglichen deutschen Touristen, mit denen ich ganz leichtsin ins Gespräch kam, und die ich, ständig aufklärend, abends auch noch bis kurz vor ihrem Dampfer zu bringen pflegte.

Mir stand auch ein kleiner Bücherkatalog zur Verfügung, worin ich achtzig bis hundert der wichtigsten Werke unserer deutschen Emigrationspublizistik knapp, aber sehr scharf charakterisiert hatte, ein Überblick, für den mir die Touristen immer besonders dankbar waren. Dieser Katalog hätte mir beinahe das Leben gekostet. Aber zum Glück waren die Kommissare, die mich später im Reichssicherheits-Hauptamt bearbeiteten (sie brähten es dabei in zwei Jahren und zwei Monaten auf immerhin 39 peinliche Vorhöre), dumm genug, nicht

Institut

Archiv

brachten es dabei in zwei Jahren und zwei Monaten auf immerhin 39 päinliche Verhöre), dumm genug, nicht auf den naheliegenden Gedanken zu kommen, daß ich selber der Autor dieser »Heftschritte« sein könnte; man wies mir lediglich den Besitz dieses im vollen Umfang fotokopiert bei meinen Akten liegenden Dokumentes nach und glaubte meiner feierlichen Versicherung, daß ich von jeder graphische Kuriositäten gesammelt hätte, und daß es sich da lediglich um ein Stück aus meiner Sammlung handelte, ohne daß es mir jemals eingefallen wäre, damit Propaganda gegen Hitler zu machen. Hätte man mir die Autorschaft nachgewiesen, dann wäre der Kopf lustig als gewesen. Aber fünf Jahre Zuchthaus nach zwei Jahren Konzentrationslager Sachsenhausen genigten mir auch schon als Honorar für meine eben geschilderten »spezialärztlichen Bemühungen«.

In Wirklichkeit hat es bei meinen Gesprächen mit diesen Touristen niemals an bissigen und drastischen politischen Bemerkungen wie auch an zweckhefterschütternden Witzen gefehlt. Da der Kreis meiner »Patienten« im Laufe der Jahre weit in die Tausende ging, wird sich vielleicht sogar der eine oder andere Leser dieser Zeilen solcher hervorquellenden Begegnungen erinnern und es mir nicht weiter nachtragen, daß ich in kluger Voraussicht meinen Namen hartnäckig verschwieg, auch wenn man mit der ständig wiederkehrenden, halb fragenden Anrede »Herr Professor . . .« die Namensnennung oder sogar eine förmliche Vorstellung zu provozieren versuchte. Nein, diese Zurückhaltung hatte schon ihren Sinn!

Wenn die Unterhaltung auch absichtlich scherzhaft geführt wurde, so behielt sie doch ernsten Unterton. Keineswegs wurde das Positive übersehen. Ich habe den Touristen regelmäßig geraten, sich doch einmal außerhalb unzusuchen in dem beneidenswerten kleinen Lande, dessen Gäste sie für einige Stunden sein durften. Ich wies auf die vorbildlichen dänischen Einrichtungen hin und pries die Güte und Aufrichtigkeit der dänischen Menschen. Auch zu kulturhistorischen Vergleichen habe ich einstig angeregt, wobei das unter der Knute seufzende Hitlerland natürlich nicht gerade gut wegkam. Wenn die deutschen Touristen aus dem kleinen Paradies Dänemark (was es vor dem Kriege tatsächlich war) in das einzige große Zuchthaus des »Dritten Reiches« zurückkehren mußten, kamen sie sich meistens recht arm und bedrückt vor. Aber sie nahmen doch neuen Mut und Hoffnung mit beim. Oft genug auch einige gut aufgemachte illegale Drucksachen, sorgfältig verborgen, eingenäht im Saum des Mantels oder zwischen harmlose Briefkapseln gesteckt. Ganz besonders Kühne riskierten es sogar, oppositionelle Bücher aus Kopenhagen rauszuschmuggeln, die sie zur Irrführung in harmlos anmutende Schutzumschläge gehüllt hatten. Unter meinen »Patienten« befanden sich nicht selten auch Leute aus der Jugendbewegung, erstaunlich

86

ED-106/9-105

viele Katholiken aus Schlesien, aber auch viele Ne-
rother und Leute vom dj. 1. 11.

Walter Hammer

Chor der politischen Gefangenen

Breithelmig stampft die Gewalt
mit frecher gewappneter Stirne
über das blühende Erdeland,
Eisern bewehrt und bekrönt
erwürgt sie begnadete Hirne.
Blutende Herzen zerdrückt sie mit Levelnder Hand.

Machtgierig sind ihre Knechte
über die Rechte des Menschen hinweggegangen.
Viele tausend Gerechte,
die ihre Sehnsucht wie rufende Fahnen schwaugen,
trauern, gekerkert in enge und füstere Schächte,
durch lichtlose Tage und Nächte,
gefangen.

Wölbt sich der Himmel noch frei?
Umschwingen ihn kreisende Sterne?
Segeln noch Wolken durch Sturm und Wind?
Flattert noch Möwengeschrei
auf wogendem Meer in die Ferne,
gleich unsern Seelen, die ruhelos wie Zugvögel sind?

Kriecher auf blühenden Auen.
Duftende Blumen, wo Bäche im Moose rinnen.
Huldvoll lächelnde Frauen.
Männer, die stolz und beseelt ihr Ziel gewinnen.
Liebliche Träume, die tödlichen Druck in uns stauen
durch qualvoll gefesselt's Schauen
und Sämen.

Brüder, das Menschenmüdt hüt.
In pochenden Brüsten verborgen
brennt es der Stunde der Wiederkunft
heimlich entgegen und laßt
die Hoffnung zum leuchtenden Morgen,
der uns erlöst durch die Wiedergeburt der Vernunft.

Töricht, die Leiber zu zwingen!
Fallen auch tausend, die gläubig der Freiheit haften.

Führt, die Leiber zu zwingen!
Fallen auch tausend, die gläubig der Freiheit hartn.
Hunderttausende springen
für die Gefallenen in die bedrohten Scharten.
bis sie einst stürmend die Reihen der Feinde durchdringen.
Wir hören im Geiste ihr Singen
und warten . . .

Hans Reinow

Wohin?

Aufenthaltsvisum? Mein lieber Freund,
sparen Sie Mühe und Zeit und Worte.
Wir haben uns endgültig eingezäunt.
Bei uns sind genügend von Ihrer Sorte.
Europa wimmelt an allen Kanten
von Emigranten.

Sie wären besser zu Haus geblieben.
Terror? Verfolgung? Wie dem auch sei.
Solche Geschichten sind meist übertrieben.
Kein Wunder. Geschädigte sind Partei.
Neutrale Leute, die drüben waren,
sind gut gelahren.

Ihre Gesinnung? Gewiß, Gewiß.
Sie hindert manches in manchem Falle.
Sie ist für jeden ein Hindernis.
Gesinnung haben wir schließlich alle
und müssen uns trotzdem — wozu da lügen
dem Zwange fügen.

Und Leute, die sich nicht fügen wollen,
die passen nur selten in ihre Zeit.
Wenn wir die alle erziehen sollen!
Sagen sie selber. Das führt zu weit.
Sie müssen uns schon den Dienst erweisen
und weiterreisen.

Haben Sie Mittel? Dreihundert Pfund?
Wir wollen uns gerne für Sie verwenden.
Sie wissen ja selber, die Welt ist rund.
Wer Gold hat, den können wir weitersenden.
Nach Südviktorien. Land und Klima
sind wirklich prima.

Wie wäre es mit Grönland? Zur Transe Gewinnung?
Reizt Sie Cuano? Die Mongolen?
Ja, mein Lieber. Für Ihre Gesinnung
sind eben immer noch Plätze frei.
Reisen Sie baldigst. Sowohl um Ihnen
wie uns zu dienen.

Hans Reinow

Kopenhagen

Man kann so herrlich bummeln gehn und gaffen

87

ED-10619-106

auf Vesterbro.
Die Kopenhagener Bürger sind Schlaraffen,
die ihren Wohlstand in die Läden schaffen.
Wer etwas braucht, der kauft es und ist froh.

Gepolzte Autos, Schmuck und Luxus blinken,
Aus aller Welt
lockt Kleidung, Nahrung, Obst und was zum Trinken,
In Riesenmengen könnte man versinken.
Doch hat man leider gar zu wenig Geld.
Wie hier die Elegants herinflutieren,
Wie unerreicht

die frischgemalten Damen kokettieren,
Da geh ich lieber doch mit dir spazieren.
Du bist Natur, Dein Gang ist froh und leicht.

Man kann die Straße ganz hinunterlaufen
bis Café Ritz.
Das Ganze ist ein buntbewegter Haufen.
Ich möchte dir so gerne etwas kaufen.
Vielleicht ein Kleid, ein Buch, ein Stück Lakritz.

Du sagst mir lächelnd in mein Überlegen,
daß du nichts brauchst.
Was soll ich da noch weiterhin erwägen?
Dein Lächeln strebt mir groß und hell entgegen,
als ob du völlig darin untertauchst.

Hans Reinow

Am Kattegatt

Der Himmel hat sein Nachtkleid angezogen.
Die Sonne scheint auf eine andre Welt.
Die meisten Möwen sind nach Haus geflogen.
Ein dünner Nebel zieht. Er steigt und fällt.

Im milden Winde flattern ein paar Segel.
Das Meer ist still. Es atmet wie ein Kind.
Vom Leuchtturm kreist ein breiter, weißer Kegel,
damit die Schiffer nicht so einsam sind.

Der Mond brennt seine große Messinglampe.

Der Mund brennt seine große Messinglampe.
Sie leuchtet gelb und hängt beträchtlich schief.
Ein Dampfer reibt sich an der Molenrampe.
Er träumt von stolzen Reisen und schläft tief.

Wir gehen froh mit völlig gleichen Schritten,
alleine über den verlassenen Strand,
als ob wir draußen auf den Wellen glitten.
Ich halte dich. Wie warm ist deine Hand.

Wir wissen eigentlich nicht recht zu sagen,
was uns so spät hinaus ans Ufer trieb.
Vielleicht hat uns die Sehnsucht hergetragen,
nach dem, das jenseits überm Wasser blieb.

Hans Reimow

Am Ziel

Verflucht die Faust, die, statt zum Dolch zu greifen,
Verträge schreibt und sich zum Schwur erhebt.
Verflucht das Maul, das, statt vor Gier zu knallen,
vom Rechte faselt, das im Menschen lebt.

Verflucht die Brust, in der noch ein Gewissen
an Stelle einer Diebesseele schlägt.
Verflucht der Schädel, der noch denkheffissen
ein Hirn und keine Gasschutzbrille trägt.

Kein Mensch braucht mehr zu lügen und zu heucheln,
Das Maulrecht und das Maulrecht sind erklärt.
Und wer sich stark fühlt, darf den Schwächern mitleidig,
bis ihm das gleiche Schicksal widerfährt.

Europa hat den Weg empor gefunden.
Die neue Zeit, die Zeit der Kumpanei
hat alte Fesseln trampelnd überwunden.
Die Schranken fielen, und die Bahn ist frei.

Empor! Empor! Die Flammenzeichen rücheln.
Vollendung winkt. Das hohe Ziel ist nah.
Fahl dünnert über blutbespritzten Sträuchern
der alten Welt ein neues Golgatha.

Hans Reimow

Der Gefangene

Verachtet ... Unbequem ...

Man gruselt, wenn man vorbeikommt an einem Gefangnis.

Und man fühlt sich: ich bin doch ...

... im letzten Grunde auch nur ein Mensch. Wie der da hinter Gitterstäben. Was trennt mich eigentlich von ihm? Ist es nicht irgendein ganz kleines Etwas nur? Ein normaler Ausschlag eines Zeigers?

Nein: Klüfte! ruft ihr. Um des Himmels willen! Nichts haben wir damit gemein!

Beispiel dafür: Die Handwerkskammer Gera-Rauß will versuchen, mit dem Thüringischen Wirtschaftsministerium zusammen »auf das Justizministerium« hin einzuwirken, daß eine das Handwerk schädigende

88

ED-10619-107

Beschäftigung der Gefangenen eingestellt wird. Man
figt zwar etwas klemlant hinzu: »Eine vollständige
Unterbindung der Beschäftigung der Gefangenen mit
handwerksmäßigen Arbeiten kann, wie wir uns auch
überzeugen mußten, aus erzieherischen und volkwirt-
schaftlichen sowie auch aus finanziellen Gründen des
Staates nicht erfolgen.«

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

ergeben kein Buch.

Nein: sie ergeben kein Buch für intellektualistische Begriffspaltereien — so schön man sie pflegen könnte; gut und böse; freier Wille . . .

Aber: sie ergeben eine Anklage.

Die Anklage gegen die bürgerliche Gesellschaft!

Und im letzten Grunde kommen wir auch hier wieder zu der Feststellung: aus Kreisen der Jugendbewegung kommt der Wille zur Umgestaltung, zur Reform im Strafvollzug, wie man es sachlich und vorsichtig wohl nennen muß, zur Revolutionierung; wie es tatsächlich der Fall ist. Jugendbewegung — Wille zur Selbstverantwortlichkeit. Neue Gefängnisarbeit — Erwirkung der Selbstverantwortlichkeit. Das übliche Gefängnis — militaristische Verblödungsanrichtung; der beste Gefangene = gefügigster Maschinenteil im Ganzen, das von oben, wörtlich von der Drehbühne im Kronenturm, zwei Stockwerk hoch, mit allen Errungenschaften der Klingel-, Fernsprech- und Alarmanrichtung, dirigiert und in Gang gehalten wird.

Und diese Schule, die Otto Zirker auf diese papierernen Blätter zu bannen sucht, die ihm eine Anklageschrift gegen die alte Gesellschaft werden (so wenig er es sagt, so wenig er sich zum Ankläger herausputzt) — sind sie nicht zugleich auch ein Hilferuf?

Ist nicht Walter Hammerns, Curt Bondys Arbeit in Hahnfersand kaputtgegangen an Bornichtheit der Mitmenschen?

Und ist nicht deine Arbeit, Otto Zirker, schließlich gerade so gefährdet wie in dieser jungen deutschen Republik alle wirklich junge Arbeit?

Aber gar nicht das meine ich. So sehr ich mich manchmal bange frage: Wie lange wird Otto Zirker arbeiten können in dieser Weise unter dem reaktionären Regime Thüringens?

Dies meine ich: Seine Arbeit steht und fällt mit der Kraft, die wir alle, die wir den Aufbau vom Menschen aus wollen, einzusetzen vermögen für eine Sache. So ist dies Büchlein ein Hilferuf, ein Ruf zur Sammlung nicht in einem neuen Verein (den die Fachmänner lange gegründet haben und zu erfolgreicher Arbeit mit Behörden auch fleißig arbeiten lassen mögen), wohl aber für eine neue Gemeinschaft, für die Otto Zirker diesen Spruch Christian Morgensterns zitiert hat, mit dem er sein Büchlein und ich meine Gedanken dazu beschließe:

Ihr kennt sie, die Leihenschaft,
Die uns verbindet,
Helfen, helfen mit einer Kraft,
Die alles überwindet.

Karl Wilker

„Junge Menschen“ 1924, Heft 9

Kurt Kläber

Lieber Walter Hammer! Du feierst Deinen 70. Geburtstag. Ich kann nur sagen, Du warst mir immer eine Freude, denn Du gehörst, wie ich, zu der Schar Don Quichoten, die immer gegen die Windmühlen anrannten, die die Cötter oder sagen wir ruhig auch einzelne Menschen vor der Menschheit aufgebaut hatten, damit sich nichts ändert.

Du warst wie ich in einer sehr schweren Zeit Kriegs-

89

ED-106/9-108

gegner. Du bist immer für die soziale Besserstellung der Arbeiter eingetreten. Du hast gegen alles gekämpft, gegen was man als Mensch kämpfen muß; gegen das Kriegsgeschrei der Generale, gegen das gleiche Geschrei der Industriellen und der Nationalisten.

Du hast auch alles getan, um Deine Meinung mit den »Junge Menschen« unter die Jugend zu bringen. Ich sehe uns noch beide in Hamburg, wie wir über einzelne Nummern Deiner Zeitschrift sprachen, einzelne Nummern zusammenstellten, und wie wir uns über jedes Echo freuten, das aus der deutschen Jugend und vor allen Dingen aus der deutschen Wandervogelbewegung kam. Du warst einer von denen, und das rechne ich Dir besonders hoch an, die auch während der Hitlerzeit zunächst in Deutschland blieben, obwohl Du wußtest, daß jeder Deiner Schritte überwacht wurde. Nachher mußtest Du doch Monate in den Gefängnissen, Zuchthäusern und Konzentrationslagern des Dritten Reiches verbringen, weil Du immer wieder Deine Stimme in Wort oder Schrift gegen das Nazi-regime erheben hattest. Ich selber konnte ja nach einem kurzen Aufenthalt im Gefängnis Moabit nach der Schweiz flüchten. Vielleicht verstehst Du das Gefühl, das mich peinigte. Hätte man nicht eigentlich noch offener gegen die braune Flut kämpfen müssen?

Jedenfalls ist das größte Schuldgefühl in mir, das mich auch nicht verläßt.

Eine große Freude war es für mich, als ich gleich nach dem Zusammenbruch wieder Deinen Namen hörte und wußte, einer aus unserer Schar hat das Dritte Reich überstanden, wenn auch körperlich geschädigt, so doch geistig ungebrochen. Ich bekam alle Deine neuen Aufsätze und Rundtragen. Du nahmst den Kampf von Hamburg aus wieder auf, und Du bist auch heute mit siebenzig Jahren noch, der gleiche, als den ich Dich vor dreißig, oder sind es schon vierzig Jahre, das erste Mal kennen und schätzen lernte.

Ich wünsche nur, und das ist mein tiefster Wunsch zu Deinem 70. Geburtstag, daß sich die Zahl Deiner Freunde und Kameraden von Tag zu Tag vergrößert und daß Du wirklich einmal einen tiefen Einbruch in die geistige Mauer, die man heute von allen Seiten wieder um die deutsche Jugend baut, durchbrechen kannst. Ich sehe es ja von hier, wie alle Kräfte, die uns einmal zu erdrücken versuchten und die 1915 und 1916 heimlich verschwunden waren, wieder aufstehen oder langsam auferstanden sind und Deine Arbeit zu unterstützen versuchen.

Aber nur Mut, das Bild der Don Quichoten bleibt immer ein Beispiel, während das Bild der Diktatoren

Aber nur Mut, das Bild der Don Quichoten bleibt immer ein Beispiel, während das Bild der Diktatoren von heute auf morgen wieder versinken kann.

Nodum's alles, alles Gute.

Dein Kurt Klüber

Alma de l'Aigle

Wer als Aufsteigender über die Jugendbewegung spricht, meint doch immer darauf hinweisen zu müssen, daß die Jugendbewegung sich im Sande verlaufen habe — daß sie sich zu sehr mit sich selbst und zu wenig mit der Allgemeinheit beschäftigt habe — daß die Schinnungen und schönen Worte und edlen Grundsätze im Winde verweht seien und für unsere heutige Welt nur noch historische Bedeutung hätten.

Das ist ja einfach nicht wahr! Wer die einzelnen Menschen der Jugendbewegung gekannt, mit ihnen gelebt und ihren Gang weiterverfolgt hat, muß immer wieder feststellen, wie sehr die Einzelnen in ihren Aufgaben für die Allgemeinheit bedeutsam geworden sind, wie sie doch alle, wenn der Krieg sie nicht hinweggerafft hat, noch heute mitten im Leben und Wirken stehen, Familien haben, Kinder und Enkel, in denen von neuem das alte Gelübnis vom Hohen Meißner Leben gewinnt, während sie selbst noch, oft schon über die Altersgrenze hinaus, in einer Aufgabe wirksam sind, die ihrer Jugendbewegung-Vergangenheit alle Ehre macht.

Noch mehr: nicht nur ihre eigene Ehre, sondern die Ehre der ganzen Nation haben so mancher derer gerettet, die, ihren hohen Idealen die Treue haltend, ihren Widerstand gegen Hitler mit dem Leben oder mit schweren Leiden bezahlen mußten. Sie haben wohl am stärksten bewiesen, daß die Jugendbewegung von einst nicht »im Sande verlaufen« ist, sondern lebt und ihr Versprechen zu halten gedankt.

Walter Hammer hat nicht nur selber Schwere gelitten, er hat es sich zur Aufgabe gemacht, die dokumentarischen Unterlagen, die diese Widerstandsbewegung für alle Zeiten zu einer unumstößlichen, unwidersprechbaren geschichtlichen Wahrheit machen, zu erforschen, zu prüfen und zu sammeln, damit niemals jemand in späteren Zeiten sagen kann: Es war gar nicht so schlimm, es ist alles übertrieben.

Wir danken Walter Hammer dafür, daß er sein Leben dieser Aufgabe widmet, zur Ehre der Widerstandskämpfer, zur Ehre der Jugendbewegung.

Alma de l'Aigle

Hermann Förzgen

Es ist schwer, sich vorzustellen, daß ein Mensch wie Walter Hammer jetzt zur Generation der Siebziger gehören soll. Seine »Junge Menschen« formten einst das Weltbild einer jungen Generation, die heute im reifen

90

ED-106/9 - 109

Mannesalter steht. Aber vielen von uns liest unvög-
gessen, wie wir jede neue Nummer seiner schönen Mo-
natschrift als wichtiges Ereignis begrüßten. Das spä-
tere Lebensschicksal Walter Hamners zeugt dafür, daß
er stets unbeugbarer Ritter und Bekenner einer lau-
teren Gesinnung blieb. Sein zedliches Bemühen um
die Wahrheit führte ihn auch seiner endlichen Erlösung
aus dem Kerker alsbald in neue Konflikte mit denen,
die nur die Opfer ihrer eigenen Parteifreunde gelten
lassen. Möge auch die junge Generation der neuen
Spurde einen solchen Bannentügel ihrer Ideale finden.

Heinrich Förzgen

H. G. Sellenbin

Bei dem Rückblick auf die Zeit, die unter der Herr-
schaft des Unmenschen stand, wird häufig eine Gruppe
ganz vergessen, die dieser Zeit wesentlich angehörte, in
dieser Zeit ihre Prägung erfuhr und doch zum bedeu-
tenden Teile dem Nazismus schon während seines Herr-
schens abgesagt hatte: die Studentenschaft.

Wir jungen Menschen, die wir in den Jahren 1935
bis 1945 an deutschen Universitäten studierten, also in
Jahren, als das Unrecht über die deutschen Grenzen
schritt und benachbarte Völker in Leid und Elend
stürzte, nachdem es im Vaterlande die letzten Reste
demokratischen Lebens beseitigt hatte, sind die «ver-
lorene Generation» geworden. Wenige der Jahrgänge
1920 bis 1925 überlebten das Grauen, den großen
Betrug an einer Jugend, für die man alles zu gewinnen
versprach und deren Lebensgüter so leichtfertig und
sinnlos verspielt wurden.

Es war eine der schmerzhaftesten Diskrepanzen für einen
nach Wissenschaft und Wahrheit hungernden jungen
Menschen, auf einer deutschen Universität etwa im
Jahre 1941 immatrikuliert zu werden.

Noch bis zu diesem Jahre hatte sich der Lehrkörper
wenigstens der größeren Universitäten eine gewisse
konservative Haltung bewahrt. Und «konservativ» hieß
in dieser Zeit: revolutionär, umstürzlerisch, «unvöl-
kisch». Wenige Gelehrte aber wagten den Schritt zu
einer offenen Beteiligung an einem Gewissensaufstand,
wie es Prof. Huber im Kreise der «Weißen Rose» im
Verein mit den unvergeßlichen Schölls tat.

Auch waren vor allem die jüngeren Dozenten und
Professoren meist eng mit dem Regime verbunden, an
den NS-Dozentenbund angeschlossen und fast immer
Parteigenossen.

An der Berliner «Friedrich-Wilhelm-Universität»,
Unter den Linden, begegnete dem Studenten ein Lehr-
körper, der hinsichtlich seiner politischen Haltung, die
sich ja denkwürdig aus den meisten Fächern der
geisteswissenschaftlichen Fakultäten ergab, äußerst un-
terschiedlich auftrat und lehrte. Wir lernten Professoren
kennen, die stets das Parteiabzeichen trugen und wenig
gesinnungstreu erschienen; wir lernten andere kennen,
die es nicht trugen, aber mit rabulistischer Geschick-

Professoren meist eng mit dem Regime verbunden, an den NS Dozentenbund angeschlossen und fast immer Parteigenossen.

An der Berliner Friedrich-Wilhelm-Universität, Unter den Eichen, begegnete dem Studenten ein Lehrkörper, der hinsichtlich seiner politischen Haltung, die sich ja denkwürdig aus den meisten Pächern der geisteswissenschaftlichen Fakultäten ergab, äußerst unterschiedlich auftrat und lehrte. Wir lernten Professoren kennen, die stets das Parteiabzeichen trugen und wenig gemüht erschienen; wir lernten andere kennen, die es nicht trugen, aber mit rühmlicher Geschicklichkeit die Ideologie des Nazismus in ihrer Fachwissenschaft anerkennen, in Wort und Schrift treue Diener des Verfalls an freier Lehre und freiem Denken waren.

Es gab Professoren, die das Lehrbuch der Rosenbergischen Ideologie vom Mythos des Blutes und des heiligen deutschen Bodens unweidlich gelernt zu haben schienen. Diese Papageien der Hitler-Konjunktur gehörten fast nie zur wirklichen Fachwissenschaft. Dazu gab es bedeutende Köpfe, die als eine Art spät gekommener Moller von den Brack dem Dritten Reich widerwillig schöpferisch-ideologisch zu einem Lehrgebäude verhelfen. Sie hatten meist die Note des Sektierers, des Propheten, des Fanatikers. Manche von ihnen erlebte sogar noch das Schicksal, dem Regime unbecommener zu werden. Häufig wurden solche Männer sogar an die Front abgeschoben.

Die dritte Gruppe, meist verdiente Hochschullehrer aus der Zeit der Weimarer-Demokratie, weltbekannte Gelehrte, zu denen ich auch meinen verehrten Seminarlehrer Nicolai Hartmann zählen möchte, haben in Gedanken und Lehre dem Nazismus niemals eine sichtbare Konzession gemacht. Diese Hochschullehrer waren für uns Junge, die wir den großen Betrug an der Wahrheit gerade im Klima der Forschung sehr bald witterten, wenn wir nur über Ratio und Gemüt verfügten, gewissermaßen eine Quelle des inneren Lebens, eine Oase in der Wüste der verwüsteten Ideologie von Hybris und Täuschung.

Viel stärker als die Schulen waren teilweise die Universitäten ein Hort echter wissenschaftlicher Haltung. Es hatte sich nicht ermöglichen lassen, in kaum zehn Jahren einen Lehrkörper mit Weltrang im nationalsozialistischen Geiste oder »Gedankengut«, wie es damals hieß, vor die Weltöffentlichkeit zu stellen. Nur in einzelnen Disziplinen, wie etwa auf den Gebieten der Anthropologie oder der Germanistik, gelangen solche Hochschullehrer, die dem Range der deutschen Wissenschaft sofort sichtbar Abbruch taten. Darüber hinaus war das gewaltsame Ausscheiden der verdienten jüdischen Lehrkräfte an Hochschulen schon einer der schwersten Verluste gewesen, den deutsche Hochschulen in ihrer Geschichte erlitten haben.

So klammerten wir Studenten, die wir unsere Fach-

91

ED-10619-110

richtung, das Wissen um des Menschenherzens und der Menschengesellschaft willen, gerade in dieser Zeit fortschreitender Zerstörung heiß liebten, zu treuesten Dienern des alten Alma-Mater-Gedankens wurden, je stärker Zwang und Terror vor unseren Augen sichtbar aufgerichtet waren, uns an diese Professoren, die unter uns eine Verehrung wie jüdische Propheten, wie orientalische Patriarchen, wie die griechisch-römischen Philosophen der Stoa genossen.

Das Grotoske begann in jeder Vorlesung mit dem angeordneten Symbolzeichen: von allen mußte der schäufische Gruß ausgeübt werden, den der Professor auf dem Katheder zuerst auszuführen hatte. Viele Professoren erschienen mit einer nicht deutlich erhobenen Hand in der Tür, schweigend. Wir nannten diesen Gruß im Studentenschieß den »römischen Sonnengruß«. Viele Vorlesungen wurden aber wie ein Kasernenhofappell eröffnet.

Viele Studenten zeigten keinerlei Neigung, einen ausgesprochen nazistischen Professor anzuhören. Wenn es überdies ging, wurden seine Vorlesungen gemieden. Der Philosoph Alfred Baeumler, der in Berlin für alle Pädagogen und angehenden Lehrer eine nicht zu umgehende Klippe darstellte, war äußerst unbeliebt, seine Übungen über politische Pädagogik wurden gemieden wie eine ansteckende Krankheit. Ich erinnere mich noch gut, daß ich einen einzigen Versuch machte, diesen Mann anzuhören. Seine Worte über Fichte wirkten bei mir wie schmerzliche Stiche in mein Gefühl für die Freiheit als schönstes Gut unserer Geschichte. Wir liebten den Fichte, der sich gegen die Diktatur gerade an dieser Linden-Universität erhoben hatte, und wir sollten nun die Deutung eines Fichte hören, der zum Vorläufer des Nazismus geworden war, wie auch Nietzsche, Herder, Kleist.

Von diesem Tage an mied ich Baeumler. Und ich weiß, daß unter meinen Kameraden ein Beschluß gefaßt wurde, diesen »unwissenschaftlichen Mann« nicht mehr anzuhören. In der Gruppe der Freunde, die dieses Gespräch im Rahmen einer heißen Aussprache führten, waren zwei Schwerkriegsverletzte und einige, die Orden von der Front zurückgebracht hatten.

Der seltsame Schnitt einer Entscheidung aus dem wissenschaftlichen Gewissen ging bei den mehr und mehr allein gelassenen Studenten mitten durch ihre Beziehungen zu dem Machtstaat Hitlers. Viele Studierenden hatten öffentliche Förderungen in Anspruch genommen. Sie wurden deshalb keine Anhänger Hitlers. Will man sie doch heute vielleicht auch gesinnungslos heißen? Anden waren in den Beck der Armee gesteckt worden, hatten kämpfen müssen, ihr Blut vergießen, und Orden waren ihnen angehängen worden. Viele von ihnen gehörten zu leidenschaftlichen Verfechtern

würden, hatten kämpfen müssen, ihr Blut vergießen und Orden waren ihnen angehängen worden. Viele von ihnen gehörten zu leidenschaftlichen Verehrern der inneren Erhebung gegen die unwissenschaftliche Lehre. Einer meiner besten Freunde trug das goldene Verdienstabzeichen. Die Orden hatte man ihm abgenommen; er war noch während seiner Lazarettzeit bestraft worden wegen Zersetzung, und daß er im Anschluß daran studieren konnte, erschien uns allen wie ein Wunder und war eine Ausnahme.

Die Studenten im Soldatenrock — auf ein bis zwei Semester beurlaubt — wurden von den »Zivilisten« oft mißbräutig beobachtet, manchmal war gerade ihnen gegenüber kein Mißtrauen am Platze. Die Zahl der Dozenten aus studentischen und Kreisen der Oberschulen soll übrigens sehr hoch gewesen sein. Um den Zwiespalt dieser Generationen zu verstehen, braucht man sich nur an den jungen Obersten von Stauffenberg zu erinnern, der in der Bendlerstraße mit dem Ausruf: »Es lebe unser heiliges Deutschland!« starb, Ordensträger höchster Auszeichnungen und Schwerverwundeter des Krieges war und sich doch zum Attentat entschloß. So gab es an allen deutschen Universitäten studentische Kreise, die neben den wenigen, rein auf ihr Fachstudium bedachten Indifferenten eine lebhaft innere Gegenbewegung während des Studiums schufen, die auch ab und an in Zirkel Vorträgen und sogar Flugblättern, die hektographiert wurden, ihren Niederschlag fanden. Häufig genügte auch schon ein Wort des Dozenten, um eine innere Hochstimmung freiheitlichen Bewußtseins auszulösen. Ich erinnere mich, daß ein Germanist im Rahmen seiner Ausführungen über Sprachgeschichte das Wort vom »Demokraten Uhland« aussprach, das unter uns wie ein Farnal wirkte, denn Demokratie war einer der verpönten Begriffe, der hier als positive Wertung angesehen worden war. Andererseits rief eine Apotheose bekannter Nazis in der Alma Mater bei uns Entrüstung und Abscheu hervor. So bei einem Empfang nach der Schlacht von Stalingrad, den zwei namhafte Professoren der Publizistik und Rundfunkkunde — beide sind heute wieder im Lehramte — für den Kommentator Hans Fritzsche im Auditorium Maximum der Berliner Universität gaben. Fritzsche, der später in Nürnberg billig davonkam, erschien in Uniform, geschmückt mit Heimatorden. Er wurde von den Professoren in unangenehmster Weise halbiert, da er eine seiner Durchhaltereden mit seinem aus allen verhaßten Organ hielt. Das Murren der Studenten war während des Vortrages und vor allem danach so deutlich, daß die Gestapo aufmerksam wurde.

92

ED-106/9-111

Manche Studierenden hatten ihre einwandfreie Gesinnung aus dem Elternhause mitgebracht, andere sie in bitteren Stunden an der Front und angesichts der Rohheiten gegen andere Völker und vor allem gegen die Juden schwer errungen. Auch war bei einigen Älteren noch die Nachwirkung der Jugendbewegung spürbar, die die Zwangs-11) glaubte, eindeutig aufgesogen zu haben. Bei einem gewissen Kreise von uns erireute sich alles das einer gewissen Popularität, was von den Nazis verboten war: Wandervogel, schlagende Verbindung, jüdische Religiosität, Freimaurerei, Kosmopolitentum.

Jedenfalls war die Sehnsucht nach einer echten Jugendbewegung alten Stils, wie wir sie mindestens als »historische« aus der Weimarer Epoche kannten, in der wir Kinder gewesen waren, spürbar, ebenso wie die Abneigung gegen die staatlichen Zwangsbewegungen, die sehr häufig in studentischen Kreisen abgelehnt und boykottiert wurden.

Da es keine Jugendbewegung mehr gab, keine freie Korporation, schufen wir uns unseren eigenen Kreis. Wir schlossen uns zusammen aus einem Gefühl, nicht der Unwahrheit und dem Verbrechen dienen zu können, dem so viele Männer im Lehrkörper, oft von Rang und Namen, bedingungslos aus Konjunktursinn dienten. Unser Zusammenschluß war meist undifferenziert, lose, systemlos. Er geschah aus Einsicht, aus einem progressiven Aufstand, aus einer Entscheidung des Gewissens. Er kostete anderen und mir viele durchwachte Nächte inneren Ringens in einer Zeit der Führerlosigkeit und Mentorlosigkeit vor so viel Führern. Er wurde gestärkt und bestärkt durch die Lehre und die humanistische Ausstrahlung einzelner Lehrkräfte, deren Herzen gar nicht unzubringen waren.

Der Entschluß, Wahrheit und Lehre, Suchen und Bedingungslosigkeit, Erkenntnis und Haltung unlösbar miteinander zu verknüpfen, kostete mir und manchen anderen die organische Fortsetzung des Studiums, zwang mich und andere in die Illegalität, in Tage und Nächte innerer und äußerer Verzweiflung. Ließ uns aber am Rande des Scheiterns das Menschliche wieder finden, das in Deutschland verbrecherisch besudelt worden war: den Ehrbegriff einer Haltung aus Gesinnung.

Wir neigen uns heute staunend vor allen den Kameraden und Kommilitonen meiner Generation, die mit dem Zweifel im Herzen, aber der gewissen Abnung vom Werte einer Gewissensentscheidung auf solchen Wegen für Leben hingaben.

H. G. Sellenthin.

Paul Hunigsheim

Otto Zirker

Die äußeren Tatsachen sind schnell aufgezählt:

Die äußeren Tatsachen sind schnell aufgezählt:

Ein Kölner Junge, Kriegsabiturient, nach in die letzten Akte des Völkermordens hineinklitzten, verwundet, später Jenuer Student, in Konflikt mit Universitätsbehörden, blutige durch Eduard Weitsch in verantwortungsvoller Erzieherstätigkeit am Volkshochschulheim Dreißigacker gebracht, Unterbrechung ihrer zwecks Studienabschluß in Köln, hier Sammlung von jugendlichen Proletariern um sich, Anreger und Mitbegründer meiner Volkshochschul-Jugendgemeinschaft, nach der Promotion ein Zeiflang Hauslehrer, 1922 nach Thüringen als Verbrecher-Erzieher berufen, erst im Gefängnis Lichtershausen tätig, seit Frühjahr 1924 im Jugendgefängnis Eisenach, das nicht zuletzt nach seinen Vorschlägen eingerichtet war; veröffentlichte Erfahrungen und Beobachtungen in seinem Buch »Der Gefangene«, in »Vivos voco«, im Volkshochschul-Sonderheft der »Tat«, Mitschöpfer der Arbeitsgemeinschaft für Reform des Strafvollzugs, Vertreter solcher Ideen auf Kongressen in Frankfurt, Düsseldorf u. a.; begegnete Anfang 1935 Paul Oestreich und verbandte mit ihm, von solchen Dingen auf Tagungen der entschiedenen Schulreform zu künden — das letzte Sich Finden mit einem Menschen, wovon er vierzehn Tage später beglückt erzählte —, denn nach weiteren vierzehn Tagen kam der Tod.

Das möge von Äußerem genügen; denn nach Philologenart »Beeinflussungen« nachzuspüren, hat wenig Sinn — was nicht in uns ist, kann nicht von außen her geweckt werden — und kommt in diesem Falle erst recht nicht in Betracht.

Wie so unendlich vieles an letzten Einsichten in der Dinge Wesen, ist uns einseitig intellektualistischen Rechenapparaten auch dies innere Wissen um unsere Mitschuld an dem Weltgeschehen und an der bösen Tat des Nächsten und des Feindes verlorengegangen. Hier aber, bei diesem Kinde in dem Eisenacher Jugendgefängnis, da erstand sie und war eine Kraft, die Berge zu versetzen vermochte. Alles Reden davon, daß er seine Gefangenen liebte, ist ja sehr ernst gemeint, ist auch in seiner Art richtig, genügt aber nicht. Denn zugleich mit dieser Liebe war es gegeben, daß er die Seele des Bruders unmittelbar vor dem inneren Auge stehen hatte. Er brauchte gar nicht erst entsprechend Maron Bubers weisen Rat, sich den anderen zu vergewissern, denn in dem Liebesakt war bei ihm die Erkenntnis ohne weiteres enthalten, das Ich und das Du, Otto Zirker und der Mörder, sie waren eine Einheit, denn

93

ED-10819-112

er wußte: Das bist du.

Alles übrige ist im Vergleich hierzu belanglos oder aber es resultiert unmittelbar daraus. Von hier nämlich entsprang sein Glaube an die Überwindbarkeit des Bösen, aber auch seine Erkenntnis vom sinnvollsten Mittel hierzu: Gewiß war er von der Bedeutung einer Umwandlung ökonomischer Verhältnisse überzeugt, aber ihm war evident, daß Gewaltanwendung nur belanglose Veränderungen zur Folge hat und daß, ebensowenig wie durch sie, durch Herantragen einer Lehre, was ja nur verkappte Gewalt ist, Wesentliches erreicht wird, sondern letztlich nur durch das Dasein des Guten, der durch seine unmittelbare Verbundenheit mit dem Bruder bei diesem das innere Wunder der Bekehrung hervorzaubert.

Paul Hongshain

Sein König Christian von Dänemark

(Ansprache von Propst Dr. h. e. D. Heinrich Grüber)

Majestät, ich bin tief beschämt, daß ich die Ehre habe, heute von Ew. Majestät empfangen zu werden. Wenn ich als erster Deutscher nach dem Zusammenbruch vor Ew. Majestät stehen darf, dann ist es mir ein tiefgefühltes Bedürfnis, für mein Volk um Verzeihung zu bitten für das, was es dem dänischen Volke zugefügt hat, und wofür ich mich mitschuldig weiß. Diese Schuld ist ja so groß, daß Menschen sie allein nicht tragen, daß Menschen allein sie auch nicht verzeihen können. Ich bin schweren Herzens hier nach Dänemark gekommen mit der ganzen Schuld meines Volkes im Gewissen, aber ich bin auch getrostem Herzens gekommen, denn ich wußte, daß ich als Christ zu Christen kommen dürfte. — Ich darf mich auch zum Dolmetsch machen für die Gefühle des Dankes, die wir haben, für alles das, was von der dänischen Regierung und vom dem dänischen Volke für die heimatischen Menschen getan wurde. Wir wissen die Schwierigkeiten zu würdigen, die diese Arbeit mit sich brachte. Ich darf geduldsam bitten, mit diesem Dank die Versicherung entgegenzunehmen zu wollen, daß die Männer, die jetzt die Verantwortung im Volk und Kirche in Deutschland tragen, festen Willens sind, alles weiterzumachen, was an Leid über die Welt gebracht wurde, und wir bitten, diesen Männern, die guten Willens sind, Vertrauen entgegenzubringen. Wir leben alle von der Vergebung — einzelne und Völker —, und wir möchten mit den Menschen, an denen wir sündig wurden, vereint bleiben in der Fürbitte:

Vergib uns unsere Schuld, wie wir vergeben unseren Schuldigern!

Kirchenpräsident D. Martin Niemöller

über Propst Dr. h. e. D. Heinrich Grüber

Nach dem riesigen Verschnitt von Persönlichkeiten in der Zeit des »Dritten Reiches« und in den Jahren des Zweiten Weltkrieges sind wir in unserem deutschen Volk und Land an markanten originalen Männern arm geworden. Die Nachkriegszeit ist nicht dazu angetan gewesen, Persönlichkeiten entstehen und sich entwickeln zu lassen. Wer sich vorichtig und sinnig an der Zeitströmung anzupassen verstand, hatte nun einmal die größte Aussicht, zu überleben und vielleicht auch wieder etwas zu werden. Das Resultat ist dementsprechend beschämend und armselig, indem wir einen großen Schritt zur allgemeinen Vermassung vorwärts getan haben, so daß man ängstlich fragen muß, ob unser Volk in der Zukunft noch in der Lage sein wird, ein eigenes Gesicht zu gestalten und eine eigene Aufgabe zu erfüllen. Wir leben in einem Zeitalter der Normung, in der auch der Mensch genormt wird und die Menschheit trotz aller Spannungen und Aufregungen langweilig zu werden droht.

Für jeden, der Mensch sein und Menschen um sich sehen möchte, ist Heinrich Grüber inmitten dieses grauen Einerlei eine Herausforderung und Erquickung zugleich. Für ihn gibt es schlechterdings — oder gütlicherdings — kein Schema, in das man ihn hineinfügen und damit abgetan sein lassen kann. Er ist eine Herausforderung, und man kommt nicht daran vorbei, sich mit ihm auseinanderzusetzen. Und das nicht einmal, sondern immer wieder! Und das Herausfordernde in ihm ist zugleich das Tröstliche und Erquickende: Heinrich Grüber ist der lebendige Beweis dafür, daß es auch in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts in unserer Mitte Menschen geben kann und Menschen gibt. Darum ist im Grunde ihm gegenüber niemand »neutral«; man muß ihn hassen oder lieben; vielleicht muß man manchmal beides zugleich, aber man kommt nicht an ihm vorbei.

Und dieser unbequeme, wirkliche Mensch kommt mit einer Botschaft. Er bringt nicht sich selbst, so sehr er er selber ist, sondern er kündigt von dem, was ihn selbst zum lebendigen Menschen macht, was ihn in steter Unruhe und zugleich in beständigem Frieden erhält. Und wer den Mut und die Geduld anbringt, auf ihn und seine Kunde zu hören, der merkt, daß es sich hierbei nicht um ein Was handelt, sondern um einen Wer. Er ist selber ein Geförderter und Beschenkter. Seine Unruhe kommt nicht aus ihm selbst, und seine Festigkeit ist nicht sein eigenes Werk. Hinter ihm steht ein anderer, der ihm Frieden und Festigkeit gibt und der ihn zugleich tätig und rastlos sein heißt. Darum hat Heinrich Grüber nichts von jener geschlossenen Persönlichkeit, die einmal das Ideal des deutschen Idealismus gewesen ist, aber im Grunde auch nichts von der zerrinnenden Vielgestalt des sogenannten modernen Menschen, der alles Mögliche tut und im Grunde nichts Eigenes und Wirkliches ist.

Wir sollten hören, was er uns zu sagen hat; wir soll-

FD - 106/9 - 118
SKV - 6/90K - CD
Archiv

Institut für

95

ED-10619-114

ten selber tun hören, der seines Friedens Quelle und
wahrer menschlicher Herr ist

Aus »Dien Notis Prosa!« (Union-Verlag, Berlin)

Drei Glückwünsche inzwischen Verstorbener zu

Walter Hamanns 65. Geburtstag am 24. Mai 1953

Gustav Dahrendorf

«... Wenn Rudolf Pechel Dich in einer Würdigung
Deiner Lebensarbeit als würdigen Anwärter auf den
Friedens-Nobelpreis bezeichnet, dann kann ich nur vor-
behaltlos ja dazu sagen. Mit vielen Freunden wünsche
ich Dir, daß Du Dein heiliges Bemühen um Mensch-
lichkeit und Frieden weiter mit Erfolg fortsetzen
kannst...»

Oberbürgermeister Dr. Walter Kolb

«Es ist mir ein aufrichtiges Bedürfnis, Dir wenigstens
auf diesem Wege meine herzlichsten Glück- und
Segenswünsche zu Deinem 65. Geburtstag zu übermit-
teln. Mögen Dir in den künftigen Lebensjahren Glück
und innere Zufriedenheit beschieden sein und mögest
Du in Gesundheit und mit der Dir eigenen Energie Dein
Lebenswerk zur Vollendung bringen können. Mit den
beigefügten Buchgaben hoffe ich, Dir eine kleine Ge-
burtstagsfreude bereiten zu können.»

Im Sommer 1914 standen an der Bahn ihrer in
Sudol, wo ermordeten Eltern, des Erzherzogpaares Franz
Ferdinand, die beiden Söhne Ernst und Max, die, weil
aus morganatischer Ehe hervorgegangen, nach der Mut-
ter Ernst und Max Fürsten zu Hohenberg hießen. Im
März 1934 schickte der »böhmische Geheime« diese
beiden Habsburger ins KZ Dachau, wo sie auf beson-
deren Befehl von Goering Latrinen würgen und Jauche-
wagen fahren mußten. Dabei haben sie sich Bewun-
derer erworben: gehalten; sie gewannen durch ihre beschei-
dene und gütige Art die Sympathien aller übrigen
Häftlinge. Ernst kam 1940 nach ins KZ Sachsenhausen.
Er blieb beim kameradschaftlichen »Duo«, als er am
24. Mai 1953 mit zu den Gräbern gehörte. Von den
gesundheitlichen Schäden die ihm die Jahre im
KZ zugefügt hatten, ist er nie mehr ganz genesen; An-
fang März 1954 ist Ernst Fürst zu Hohenberg in Graz
gestorben.

Groß des Arztes und Dichters Dr. Friedrich Wolf

an alle Politischen, die im Zuchthaus Brandenburg
ihre Lehen hingaben, vom 29. Oktober 1948:

Kennzeichner Strafvollzug

Du bist, lieber Leser, von einem begangenen Ver-
brechen — und findest es interessant oder schandlich
oder sonstwas. Du bist von der Strafe, die darauf erfolgt
und hältst sie für gerecht oder ungerecht, je nachdem.
Aber du fragst nie: Was wird nun mit dem Menschen,
wie wird er bestraft?

Erstaunlich genug. Jeder von uns müßte brennend ge-
spannt sein darauf wie ein Mensch, der einmal unsere
gesellschaftliche Ordnung gestört hat, zum zweiten Male
auf die Menschheit losgelassen wird. Man sollte min-
destens, es gäbe kaum eine Frage von so elementarer natü-

wie wird er bestraft.

Erstarrlich genug. Jeder von uns müßte brennend gespannt sein darauf, wie ein Mensch, der einmal unsere gesellschaftliche Ordnung gestört hat, zum zweiten Male auf die Menschheit losgelassen wird. Man sollte meinen, es gäbe kaum eine Frage von so elementarer nationaler und sozialer Bedeutung für ein Volk.

Du brauchst dich nicht allein zu schämen, lieber Leser. Nicht einmal die Richter haben sich darum gekümmert, was aus den Opfern ihrer Rechtspflege wurde. Dabei gilt nicht einmal die Entschuldigung, es sei in unserem Strafvollzug alles in so tadelloser Ordnung, daß er unserer Beachtung nicht bedürfe. Ein Blick auf die Statistik der Rückfälligkeit muß auch den Zufriedensten zwingend überzeugen, daß die Strafen, wie sie bisher ausgeführt wurden, den Zweck der Besserung nicht erreichten. Gewiß, es gibt für unsere schwachen menschlichen Kräfte Unverlässliche. Aber sollte ihre Zahl wirklich so groß sein und bleiben müssen? Wir sprechen vom »Gewandheits-Verbrecher«. Hätten wir ihn nicht zur rechten Zeit an etwas anderes »gewöhnere« können?

Das sind die ersten Fragen, die wir uns — vom Standpunkt der Menschlichkeit abgesehen — aus Gründen der Staatsräson vorlegen müssen.

Wir beschreiten einen neuen Weg. Amerika ist uns vorausgegangen. Es hat sich besonders der kriminellen Jugend angenommen und sie in bestmöglichen Anstalten mit allen zu Gebote stehenden Mitteln der Erziehung auf den rechten Weg zurückzubringen versucht. Besser als Beteuerungen und Beschwörungen beweist die Tatsache, daß die Kriminalität in Amerika zurückgegangen ist, die Bichtigkeit der amerikanischen Versuche

Erziehung — das ist das entscheidende Wort. Je früher, desto erfolgversprechender, also möglichst früh. Deshalb wandte man sich auch in Deutschland zuerst der Jugend zu. Karl Wilker in der Pflanzschule Ländchen bei Berlin, Ellger und neuerdings Bleich in Wittlich an der Mosel, im Jugendgefängnis von Preußen, Bondy und Herrmann im Jugendgefängnis Hahnöfersand bei Hamburg, der thüringische Staat hat uns in Eisenach gingen als Pioniere voraus. Es ist kein Ruhmesblatt in der Geschichte der Verbrechensbekämpfung, daß Wilker, Bondy und Herrmann vorübergehend der Verstandlosigkeit haben weichen müssen. Aber das gehört wohl zum Leidensweg neuer Einsichten.

Erziehung heißt in steigendem Maße Anforderungen stellen. Deshalb hat der Strafvollzug, wie wir uns im Denken, mit Weichheit, Verwöhnung und Sentimen-

ED-10619 - 115

läßt nichts zu tun. Es geschieht auch nichts zum Zeitvertreib oder zum Vergnügen der Gefangenen. Wenn wir turnen, strengen wir dabei den Körper in einer Weise an, die von vielen Insassen unseres Hauses als "Strizzen" empfunden wird. Wir wollen gerade den heranwachsenden jungen Menschen den gesunden Körper geben, in dem nicht nur ein gesunder Geist, sondern auch eine gesunde Seele wohnen kann. Wenn wir Sport treiben, so denken wir dabei an die hervorragend erzieherische Bedeutung, die dieses Spiel der Kräfte etwa im englischen Volke hatte und auch bei uns zu haben beginnt. Wenn wir unterrichten und Lektüre verteilten, so meinen wir dabei eine vielleicht hoffentlich — nie wiederkehrende Gelegenheit zu ethischer Beeinflussung ausnutzen zu müssen. Es kommt freilich alles darauf an, wie diese Arbeit geleistet wird. Nur der größte Eifer und die beste Verantwortlichkeit dürfen Rücksicht dieser Tätigkeit sein.

Daraus erhellt, daß ein Strafanstaltsbeamter künftig nicht nur psychologisch und pädagogisch gut vorgebildet sein muß, sondern vor allem auch eine vorbildliche Persönlichkeit darstellen soll. Hand in Hand damit müßte freilich von Seiten der Behörden wie der öffentlichen Meinung eine äußerlich und innerlich höhere Einschätzung dieses Berufes geben. Jeder Bürger sollte sich einmal überlegen, daß alle Bemühungen im Strafvollzug darauf abzielen, ihm ein geordnetes, ungestörtes Dasein zu sichern . . .

Dr. Otto Zirker

„Junge Menschen“, 1935, Heft 6
Musik hölzer Kerkermauern

Gefesselt kam am 15. Oktober 1945 zusammen mit sechzehn anderen Todeskandidaten ein Komponist ins Zuchthaus Brandenburg, wo er als Hittlergegner hingerichtet werden sollte. Mitten in einem von ihm dirigierten Konzert hatte ihn die Gestapo von seinem Platz hochverhaftet, nachdem er von einer Raumachtmannschaft denunziert worden war. Dieser damals 48 Jahre alte Komponist und Dirigent Ladislaus Doery von Jobabaza aus Ungarn, wo er sich überdies auch einen Schachmeister gemacht hatte.

Doery, der er gleich beim Eintreffen in die Zelle ins Bewußtsein hatte deponieren müssen, spielte seine eigene Komposition des Künstlers „Die vierzigste“ ein einziges Mal spielen zu dürfen. Er wurde ihm vom Hittlergegnern erfüllt, der sich läßt über die Günstigkeit solcher Vergünstigungen hinwegsehen. Die Vorsicht wurde zu klug abgepaßt. Doery aus seiner Todeszelle in die große Halle, wo für die Gottesdienste ein Steinway-Flügel stand.

Doery in den Augen stürzte sich der ungarische Komponist auf dieses Instrument und spielte dann mit solchem Eifer, daß alles ringsum verzaubert zu sein schien. Alles war vergessen, der Ort und die drohende Strafe. Erst nach einer Sekunde besann man sich wieder auf die Wirklichkeit. Unauffällig konnte der Komponist in seine Todeszelle zurückgebracht werden. Ladislaus Doery von Jobabaza gehörte dann zu jenen unbedeutend wenigen Bevorzugten, die begnadigt wurden. Er ist nach Süddeutschland auf Transferte gestellt.